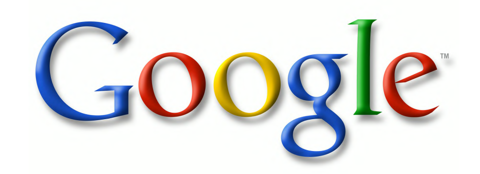
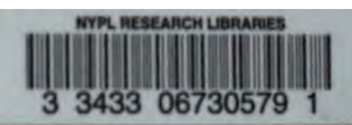
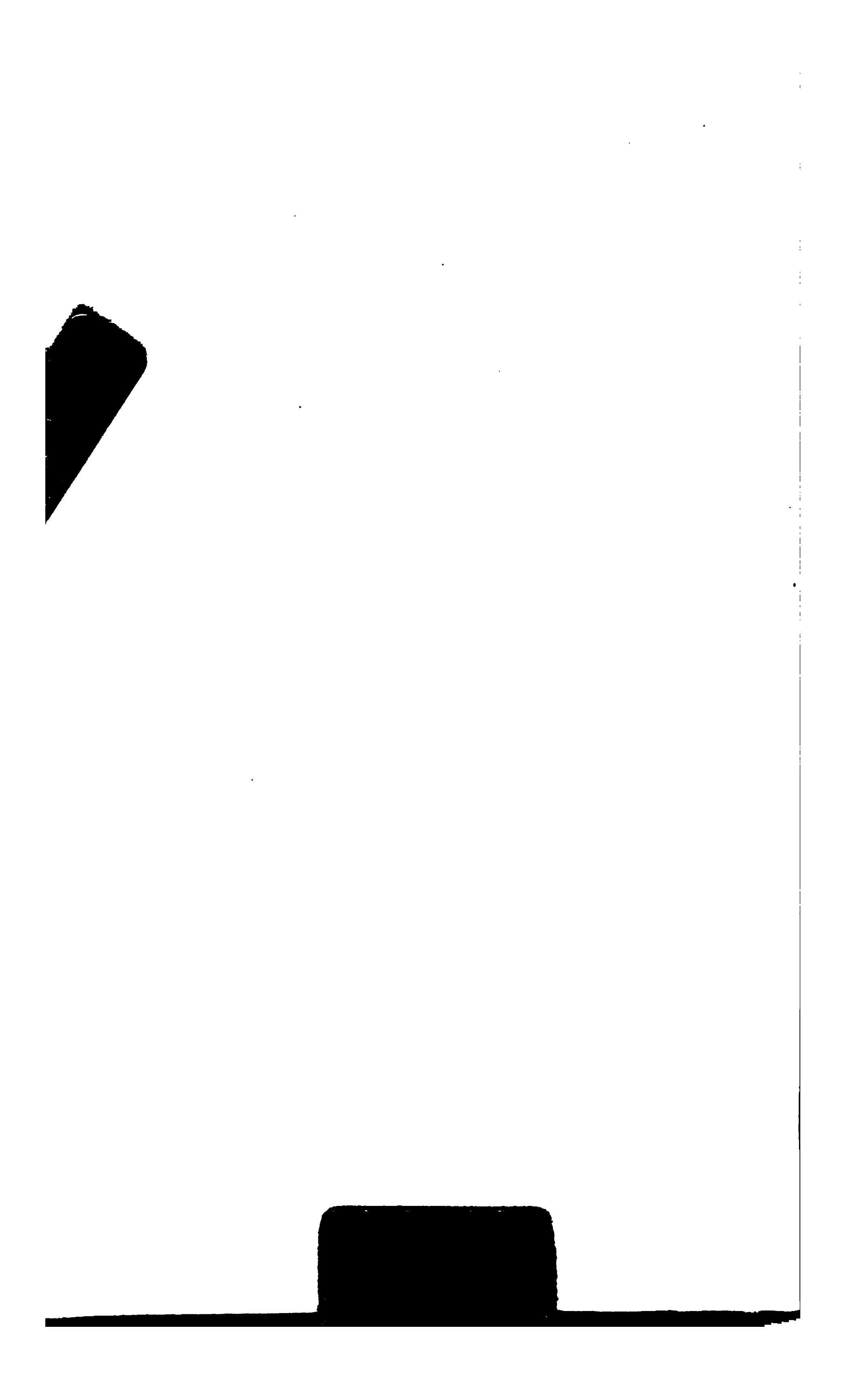
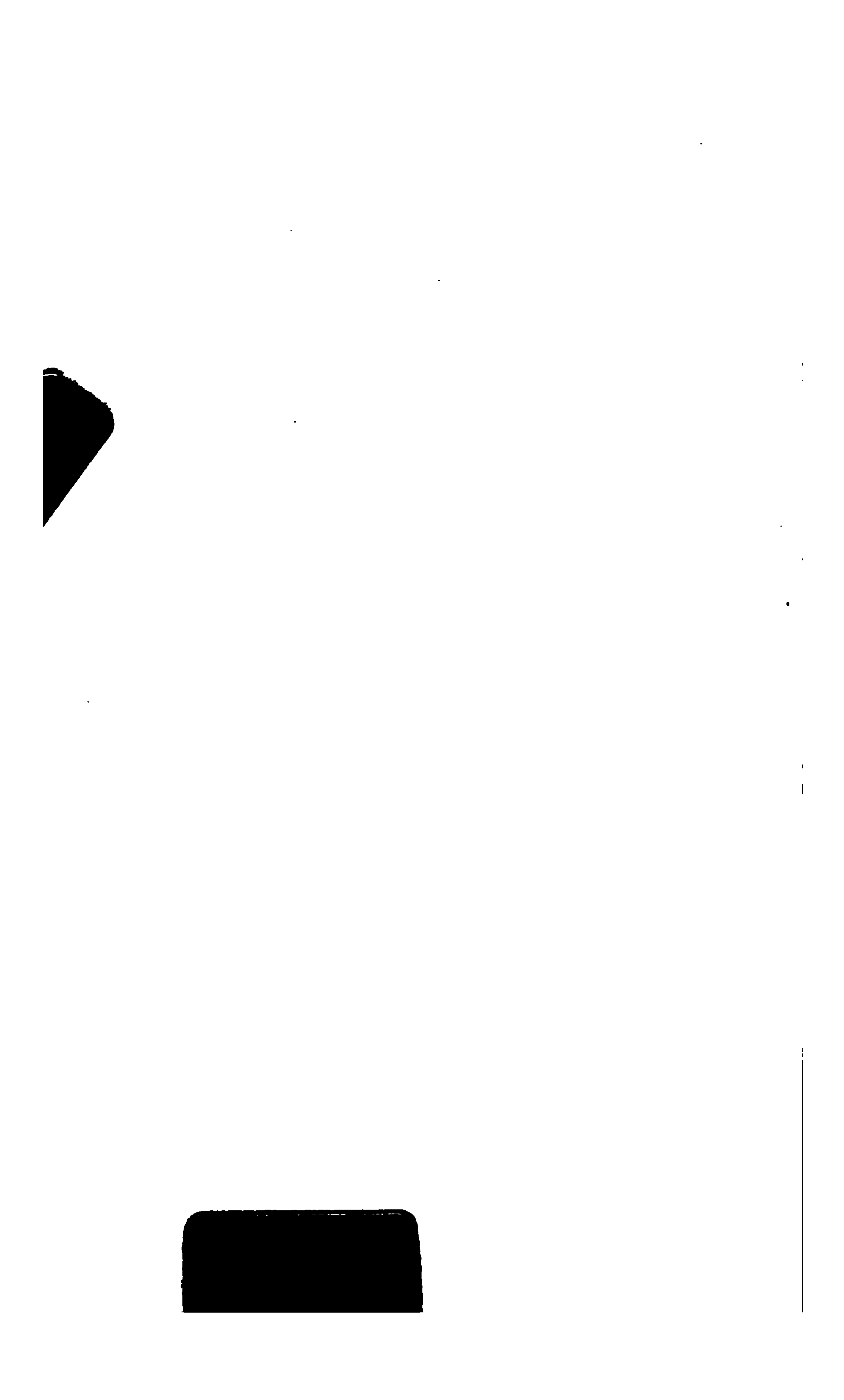


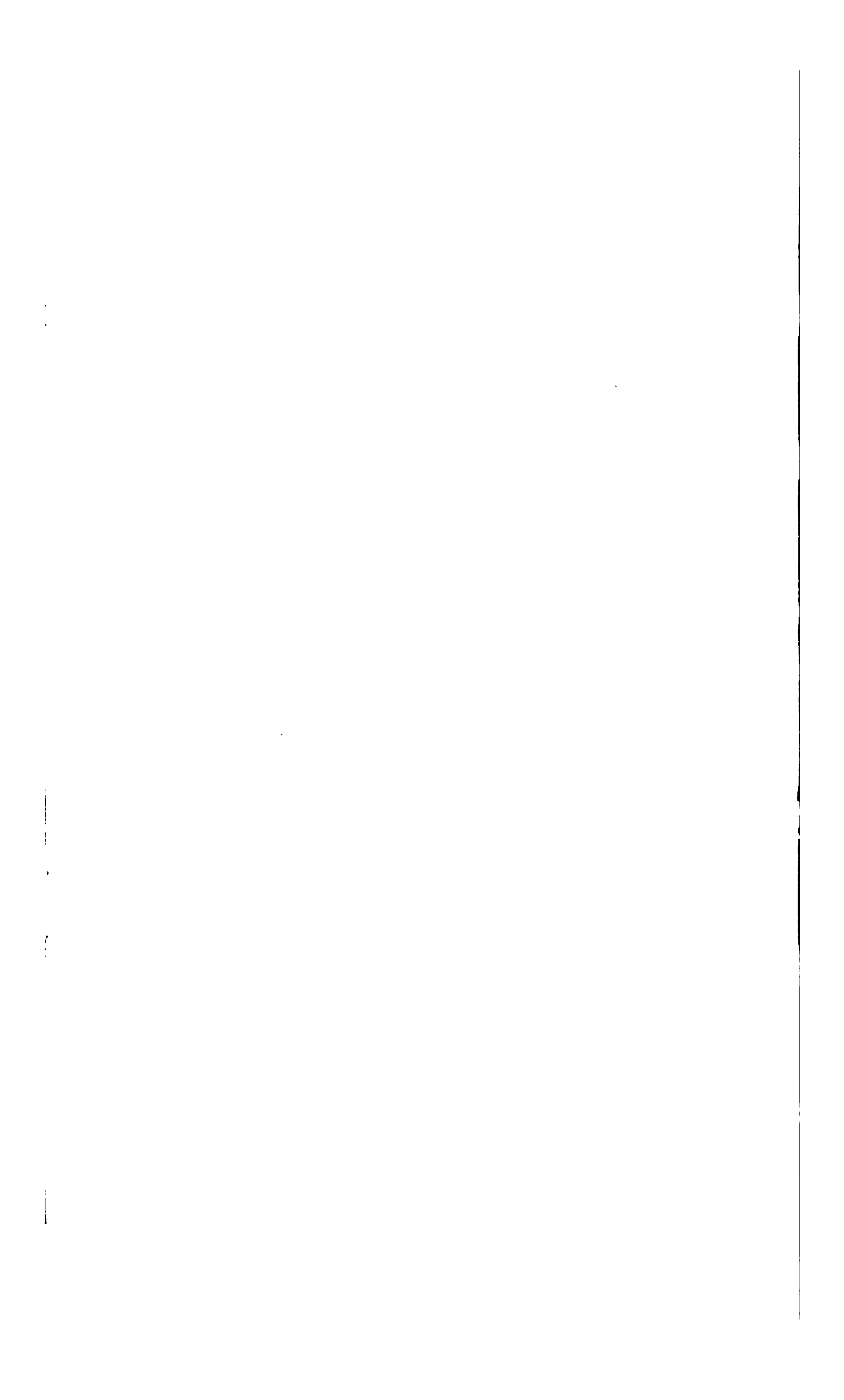


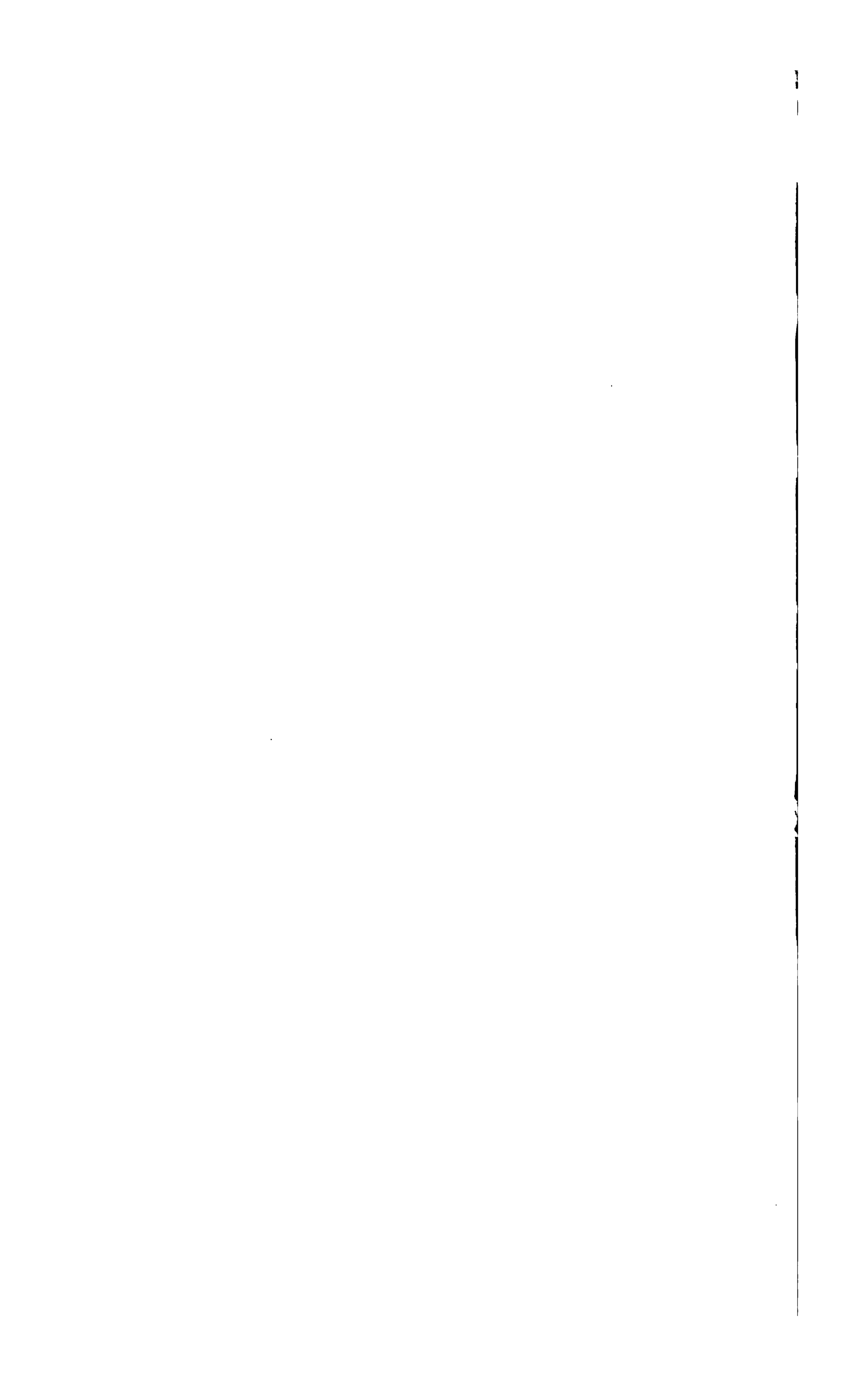












Schriften

von

Friedrich von Gentz.

Ein Denkmal.

Von

Gustav Schlesier.

Zweiter Theil.

Mannheim.

Verlag von Heinrich Hoff.

1838.

Kleinere Schriften

von

Friedrich von Gentz.

Herausgegeben

von

Gustav Schlesier.

Erster Theil.

Mannheim.

Verlag von Heinrich Hoff.

1838.



Kleinere Schriften.

Erste Abtheilung.

Sendschreiben an Friedrich Wilhelm III.

Vorbemerkungen.

Für Preußen, für Deutschland, für Europa selbst war die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms des Dritten ein großer, gewichtvoller Moment. Die französische Revolution hatte schon Jahre lang Staaten und Völker in Schrecken und Verwirrung gebracht. Das deutsche Reich, in unbegrenzter Zersplitterung und tiefem Verfall nationaler Gesinnungen, stand ohnmächtig dem energischen Coloß neufränkischer Republikaner entgegen. Preußen fühlte, daß jetzt dem Sturm kein Einhalt gethan werden könne, und daß es nutzlos seine schon stark angegriffenen und vom übrigen Deutschland schlecht unterstützten Kräfte verschleudere. In dieser Lage schloß es seinen verhängnißvollen Basler Frieden mit dem französischen Convent. Der größte Theil des nördlichen und mittlern Deutschlands ward durch die Demarcationslinie unter den Schutz dieses Friedens gestellt, während Oesterreich mit dem übrigen Rest deutscher Lande den Streit mit Frankreich allein ausfocht. Da waren nun Aller Augen auf den neuen Regenten, der wenige Jahre nach jenem Frieden den preußischen Thron bestieg, gewendet. Welche Richtung, fragte sich Deutschland, fragten seine eigenen Unterthanen, wird die Politik des nördlichen Hauptstaates unter einem Führer nehmen, zu dessen edeln Eigenschaften schon vorher das gerechteste Vertrauen obwaltete?

Wenn überhaupt das äußere Auftreten eines Staats mit dem Leben und Walten in seinem Innern auf's innigste zusammenhängt, so war für die jugendliche Macht Preußens, und die Natur dieses Staates die Lage und der Umschwung seiner innern Zustände, und gar ein Thronwechsel in jener bewegten Zeit von noch größerem Gewicht. Die Monarchie Friedrichs des Zweiten hatte nur durch größtmöglichste geistige Regsamkeit, nur durch eine Concentration ihrer Kräfte, die das Genie des Königs hervorgerufen hatte, seine Stellung in Europa errungen. Durch dieselben Mittel allein, durch die sie entstanden war, konnte sie erhalten oder erhoben werden, und in stürmischen Zeiten, wie sie das Ende des vorigen Jahrhunderts und der Anfang des jetzigen brachten, hing von dieser innern Kräftigkeit einzig die Rettung des Staats, und zum großen Theil das Schicksal Deutschlands ab. Es war eine schwere Aufgabe, Friedrichs des Großen Nachfolger zu sein. Wer Friedrich Wilhelm II. Geist, wohlmeinende Gesinnung, und schöne ritterliche Gaben absprechen will, der hat über die Verderbniß, die, sobald die Spannkraft jenes kraftvolleren Armes nachließ, unaufhaltsam über diesen Staat hereinbrach, und den Fürsten mit einem unheilvollen Netze umstrickte, nicht hinausgeblickt auf das Bessere, das trotz dem von ihm bezweckt, und zum Theil auch, wenn schon unzureichend, verwirklicht wurde. Von vorn herein in eine, bei Nachfolgern großer Männer oft wiederkehrende Schiefe und Lust des Widerspruchs gegen die rauhe, aber großartige Gesinnung des Vorgängers gestellt, verweichlicht, wie so mancher Erbe großen Vermögens, eigenwillig, und den Einflüssen kleiner, im Düstern schleichender, dienstbarer Geister, zu leicht hingegeben, vermochte Friedrich Wilhelm Schlaffheit und bald Verfall nicht von einem Staate abzuhalten, dem Energie und Wachsthum unumgänglich geboten war. — Die Aufklärung und der Kriegsgeist waren die Säulen, auf denen die Monarchie Friedrichs begründet war. Mochte auch im Geiste des Zeitalters seichte Aufklärerei und frivole Denkart etwas zu weit um sich gegriffen haben, so war dies doch immer besser, als die Frömmelei und der Geistesdruck, der Gewissenszwang und die Fesseln, die dagegen unter

der nachfolgenden Regierung zum Heil erwählt wurden. Die Gesinnung der Preußen und der deutschen Völker war unter Friedrichs freigeistiger Herrschaft erstarkt, unter seines Nachfolgers Gegendruck ermattete sie wieder, und wirklich frivole, kleinherzige Gesinnung nistete sich erst ein, als man um der Heiligkeit willen den Geist in ungebührliche Fesseln legte. — Der preußische Staat war in jener Zeit noch gar kein lebensvoller Organismus, er glich eher einer auf nächste Zwecke wohlberechneten Maschine, deren bewegendes Prinzip das Herz, das Auge, der Geist und vor Allem der Wille seines Königs sein mußten. Mit Friedrich II. erlosch diese erforderliche Energie, nnd der Staat sank schon, der kaum emporgestiegen war. Die Verwaltung verschlechterte sich in unzähligen Mißbräuchen, die Finanzen zerrütteten bei ohnedies karg zugemessenen Kräften, das Staatsgut, das zur Rettung in der Noth dienen sollte, ward im Frieden verschleudert, die äußerlichen Angelegenheiten wurden auf eine prinziplose und das Ansehen der Monarchie kompromittirende Weise geleitet; der Geist des Militärs verlor an Halt und Würde, die öffentlichen Anstalten verknöcherten unter dem Druck vorgeschriebener Denkweisen, die Justiz war willkürlichen Eingriffen preisgegeben, die Herrschaft der Günstlinge und eines lahmen Ministerialismus an der Tagesordnung; die Verderbniß von Oben wirkte ansteckend auf die stets empfängliche und kaum erstandene Gesinnung des Volkes zurück. So war es mit Preußen beschaffen, als ein Sturm über Europa kam, dem kaum ein wohl erhaltener, frischer Staat hinreichenden Widerstand zu leisten vermocht hätte. Im übrigen Deutschland, in den kleinen Staaten zumal, war noch weniger Tröstendes zu finden. Fast mußte man fürchten, daß das harte Wort Mirabeau's über die anfängliche Macht Preußens in Erfüllung gehen werde: **pourriture avant maturité.**

Es ist hier nicht der Ort, der Religions- und Censuredikte, der Intoleranz, der mystisch-pietistischen und krypto-katholischen Umtriebe jener Zeit zu gedenken, die jetzt „im Reiche des großen Königs an der Ostsee“, wie erfolglos immer, doch ihren Sitz aufzuschlagen wagten. Nur der Fall soll als Zeugniß für die damalige Lage in

Erinnerung gebracht werden, daß selbst ein Mann von so wissenschaftlicher Gemessenheit und Tiefe, als Kant, der Königsberger Weise, war, unter der Herrschaft dieses irregeleiteten Fürsten, um einer seiner Schriften willen ministeriellen Rügen ausgesetzt war, und an seiner Ehre angegriffen, sich fast genöthigt sah, bis zum Tode Friedrich Wilhelms II. jede Berührung gewisser Gegenstände der praktischen Philosophie von sich zu weisen; daß also selbst die aufklärende Stimme eines Geistes verstummen sollte, dessen warnendes, abwehrendes, verdammendes Urtheil inmitten des revolutionären Taumels für Deutschland wenigstens eine unberechenbare Wohlthat war. Aus Furcht vor dem Geiste, der die Revolution anfachen half, lähmte man selbst den edlern Geist, der sie allein kräftig und nachhaltig zu bezwingen vermochte.

Auch auf das Innere der Monarchie also und ganz vorzüglich dahin sah bei der Thronbesteigung des jetzigen Königs jeder Preuße, jeder Deutsche mit erwartungsvollen Blicken. Es war eine Zeit voll schwerer Bedrängniß. Staaten sanken, die man kurz zuvor noch blühend erachtet hatte. In dem Reiche des großen Königs nagte schon der Wurm. Ein junger Prinz, auf den schon Friedrich einst seine Hoffnungen gesetzt hatte, besteigt den Thron, ein rein erhaltenerer Zögling in einer verderbten Zeit, in gefährlichen Umgebungen. Wie fest und schön der Wille sein mochte, es warf sich doch eine schwere Verantwortung auf das Fürstenhaupt, am Tage, als es diesen vielbedrohten und umwitterten Thron einnahm. Wie viele Stimmen mußten in seiner Brust erwachen, wie viele Wünsche seiner Unterthanen riefen schweigend zu ihm empor! Wird er das Erbe großer Vorgänger und großer Bestimmung unversehrt und blühend an seine Nachkommen übertragen?

Da ward auch eine Stimme laut, eine wohlbekannte, mannhafte, kecke und was damals das Auffallendste war, eine Stimme aus Preußen selbst. Friedrich Gentz, der als Kriegsrath in Berlin angestellt war, und sich als einer der muthvollsten Wortführer gegen die französische Revolution und ihre Grundsätze, namentlich durch seine Uebersetzung von Burke's bekanntem Werke, einen

bedeutenden Namen gemacht hatte, richtete an Friedrich Wilhelm III. bei dessen Thronbesteigung am 16. Nov. 1797 ein gedrucktes Sendschreiben, worin er sich zum Sprecher für Millionen aufwarf, die Wünsche preußischer Vaterlandsfreunde in großen Zügen zusammenstellte, das, was noth war, beleuchtete, und selbst gewagte Forderungen mit einer bis zur Verwegenheit kecken Freimüthigkeit aussprach. Diese ungewohnte, und durch den einzigen Vorgang eines Ausländers, und noch dazu eines Mirabeau, noch nicht ganz bar gewordene Ansprache des Unterthans, gegenüber einem so mächtigen Fürsten, dazu gerade von einem so antirevolutionären Autor, der Geist, das Feuer, die Beredsamkeit, der Freimuth, die darin walteten, machten in ganz Deutschland ungemeines Aufsehen. In mehreren Zeitungen wurde sie abgedruckt, und von allen Gentzischen Schriften hat sich vielleicht keine eines so lebendigen, populairen, und doch dabei fast zweideutigen Andenkens zu erfreuen gehabt, als — diese Jugendarbeit. Denn als eine solche muß man sie ohne Zweifel betrachten. Zwei Jahre später schrieb Gentz ein historisch politisches Journal, dessen Aufsätze an Tiefe, Eigenthümlichkeit, Umsicht und Reife die meisten früheren Schriften, und besonders die vorliegende, weit überragten. In dieser Pause hatte er sichtbarlich eine höhere Stufe seiner Entwicklung erstiegen.

Dieses Sendschreiben ist aber dennoch, die ganze Absicht und Haltung einmal zugegeben, ein kleines Meisterstück politischer Rede, und als solches, wie als denkwürdiges Dokument aus der neueren Geschichte Preußens der Bewahrung im höchsten Grade würdig, und hat deßhalb seine Stelle in dieser Sammlung gefunden. Was die Form anbelangt, so dürfte einzig und allein an der mit auffallender Ausführlichkeit und Vorliebe aufgenommenen Domänenfrage einiger Anstoß genommen werden, sonst ist das Ganze die gerundetste, gedrungenste, alle inneren und äußeren Staatsfragen in großen Hauptzügen umfassendste Darstellung, die man wünschen kann. Was den Inhalt anbelangt, so bescheide ich mich, die bemerkenswerthesten Züge hervorzuheben, und an den Punkt, der der Schrift

den Stempel aufdrückt, ein Urtheil über das ganze Unternehmen zu knüpfen.

Allerdings sind in diesem Schreiben Hauptmomente der gesammten Staatskunst und politischen Weisheit niedergelegt. Wahrheiten, für welche diese fein geschliffene Form, die ihnen Gentz leihen konnte, die allein würdige Fassung ist. Auch die Feinheit, mit welcher der Verfasser über die vorige Regierung und ihre Gebrechen hinwegschlüpft, geziemte sich bei dieser Gelegenheit, und zeigte schon von einem Geschick, das Gentz nachmals als größter Virtuos zu üben verstand. Merkwürdig ist es, daß das Sendschreiben in Rücksicht auf äußere Verhältnisse des Staates nicht etwa blos die Aufrechthaltung des Friedens überhaupt festsetzt, sondern auch in der damaligen Lage Europas zwar ein Gerüstetsein gegen ungerechte Angriffe, zugleich aber die Aufrechthaltung des bisherigen preußischen Friedenszustandes fordert. Also findet sich hier noch gar kein Bezug auf die allgemeinen Angelegenheiten Deutschlands, in welchem Gentz nachher sein höchstes Verdienst suchte und fand. Freilich war bei der Thronbesteigung des Königs die Friedensgesinnung so übermächtig, und die Nachwirkung der letzten Feldzüge noch so neu, daß die Kriegspartheí in Berlin erst ein Paar Jahre nachher anwuchs und ihre Forderungen lauter zu äußern wagte, wo dann auch Gentz eine andere Sprache redete. Es bleibt jedoch diese Lücke der empfindlichste und auffallendste Mangel dieses Schreibens. — Dagegen soll es Niemand verwundern, wenn in jener Zeit auch unser Autor in die Vollkommenheit des preußischen Militärs ein unbedingtes Vertrauen setzt. An die Institutionen des großen Königs glaubte man damals noch seinen siegreichen Genius gekettet, und die Feldzüge am Rhein, die, wenn schon unglücklich, doch keine Schmach der preußischen Waffen gewesen waren, hatten die öffentliche Meinung noch in dieser Täuschung gelassen. — Doch die Spitze des ganzen Sendschreibens ist die Forderung unbedingter Preßfreiheit, mit welcher es schließt. Ganz abgesehen von der Zulässigkeit der Forderung selbst, muß man dies ganze, ohnehin gewagte Unternehmen unseres Sprechers, wenn wir es auch an sich in aufgeklärten

Staaten als erlaubt ansehen, gerade wegen dieses Schlusses für überboten, und deshalb beinahe unerlaubt erklären.

Wenn bei dem Wunsche und Streben nach größtmöglicher Freiheit geistiger Mittheilung und öffentlicher Debatte die Gewähr einer von jeder Präventiv-Maßregel freien Presse doch ein Problem bleibt und vielleicht immer bleiben wird, welches nur von der umsichtigsten Staatskunst und der gesammten Verfassung eines Staats entschieden werden kann, wenn man bei der aufrichtigsten Liebe zur freien Gedanken-Mittheilung doch das Recht und das Wohl der Gesammtheit höher stellen muß, als jene Freiheit des Einzelnen, und auf keinen Fall für einen bestimmten Staat oder bestimmte Zeitverhältnisse gerechte und vernünftige Schranken dieser Freiheit von vorn herein verdammen darf, so war in den damaligen Zuständen der preußischen Monarchie und des deutschen Reiches, und in einer Zeit, wo die Hälfte Deutschlands im Kampfe begriffen, die andere jeden Augenblick bedroht war, wo endlich die fürchterlichste Zerrüttung im Westen alle Grundlagen europäischer Ordnung und Civilisation zu vernichten gesonnen schien, das unbedingte Verlangen eines deutschen Staatsbürgers nach Preßfreiheit, und noch dazu bei diesem Anlaß, zwar mannichfach zu entschuldigen und zu erklären, trotz dem aber nicht blos unpolitisch, sondern geradezu verwegen, und man dürfte behaupten, daß der Verfasser des Sendschreibens, indem er die schuldige Rücksicht aus den Augen verlor, und das Ziel, das er sich setzen mußte, übersprang, Haltung und Zweck auf fast verletzende Weise verfehlt habe. Daher ist es sehr treffend und ergötzlich, wenn Göthe sich um diese Zeit in einem Briefe an seinen Freund Schiller über die Verlegenheiten und Fehlgriffe mehrerer sonst achtungswerther Zeitgenossen also äußert: „Der arme Verfasser — des goldenen Spiegels (Wieland), der so gern den großen Herren Wahrheiten gesagt, der sich auf die Verfassungen so gut verstand, als es noch keine gab, der edle Vorläufer des neuen Reichs muß nun, in den Zeiten der Freiheit, da Hr. P. (Posselt) täglich den bloßen Hintern zum Fenster hinausreckt, da Hr. G. (Gentz) mit der liberalsten Zudringlichkeit einem neuen Könige eine unbe-

bingte Preßfreiheit abtrußt, die Schoßkinder seines Alters, die Producte einer Silberhochzeit, gleich namenlosen Liebeskindern verheimlichen."

Fragt man, wie billig, bei einem solchen Mißgriffe eines, in Freiheitsforderungen sonst nichts weniger als ausschweifenden Mannes, wie Gentz war, nach Entschuldigungsgründen, so müssen wir zugestehen, daß der Druck und Mißbrauch unter der vorhergehenden Regierung auch dem ruhig denkenden Geist und Bürger alle Beschränkungen der Preßfreiheit zu entleiden im Stande war, und, wie es unter den Menschen zu geschehen pflegt, ein unerträglicher Druck selbst ungebührliches Verlangen nach Befreiung hervorruft. Hatte sich doch Gentz vielleicht selbst von den Fesseln, welche die vorhergehende Regierung angelegt hatte, gehemmt gefühlt! —

Ueberdies kommen noch persönliche Erklärungsgründe dieses Schrittes hinzu. Ein Autor, der Jahre lang den Principien und Erscheinungen der französischen Revolution, mitten im Taumel der Zeitgenossen den muthigsten Widerspruch entgegen setzte, und mit einem großen Theil der Mitlebenden im Kampfe liegt, wird die Heiligthümer, die er trotz dem als unveräußerliches Recht oder dringende Forderung der Gesellschaft anerkennt, gleichsam als Entgelt oder als Rechtfertigung seines sonstigen Widerstandes mit desto entschiedenerer Schärfe, ja er wird sie wohl eher im Uebermaß verfechten. So hatte sich auch Gentz frühzeitig dem neuen Freiheitsrausche als unerbittlicher Kämpfer entgegen gestellt, er lag vielleicht von seinem ersten Auftreten an sogar mit so Manchem im Zwiste, was eine ruhigere Zeit gewähren sollte und mußte. Doch von gewissen Grundgedanken menschlichen Rechts und gesellschaftlicher Freiheit hat er trotz sichtbarsten Modificationen — einzelne Momente ausgenommen, wo er sich in späterer Zeit zur Vertheidigung zeitweiliger politischer Maßregeln, oder zur Rechtfertigung des einmal von ihm halb angenommenen, halb von den nächsten Verhältnissen ihm aufgedrungenen Systems anschickte, niemals abgelassen. Seine glänzendsten und unbefangensten Schriften, auch aus späterer Zeit, zeigen Ansichten und Wendungen genug, die mit der anfäng-

lichsten Keckheit und Ueberzeugung der Jahre, in denen er den Burke verdeutschte, unverkennbar zusammenhängen. Was Wunder, wenn er dergleichen Ideen in früherer Zeit mit ursprünglichster Keckheit aussprach, wenn er, der nachdrückliche Eiferer gegen den Revolutionsgeist, an eine gewisse Heftigkeit, an einen Trotz der Aeußerung gewöhnt, wie gegen sein eigenes Fleisch wüthend, die gewagteste Forderung mit derselben Unbedingtheit, ja fast Frechheit, an einen Fürsten, der so Vertrauen erweckend den Thron besteigt, richtet.

So sehr in jener aufgeregten Zeit und bei Genossen, die Gentz gewiß nicht wünschte, die Sendschrift gerade um ihrer Keckheit willen Anklang gefunden hat, und so sehr sie mit ihrer wohlgestellten, sententieusen Manier den Eindruck bei der großen Menge verstärkte, so wenig kann man doch einen bedeutenderen Erfolg von ihr spüren. Daß unter der neuen Regierung der größte Theil der darin niedergelegten Wünsche in Erfüllung gebracht werden würde, war bei des Königs edelm Willen, auch ohne solche Mahnung, vorauszusetzen. Zwar soll der im Kabinet vortragende Rath Menken zum König, noch ehe dieser die Schrift von Gentz gelesen hatte, gesagt haben: „Ew. Majestät, die Schrift verdient Ihre Aufmerksamkeit!" Zwar wurde die größte Zahl der drückenden Maßregeln aus der vorigen Regierung unter der nunmehrigen alsbald weggenommen, ein frischerer Geist athmete in der neuen Verwaltung, und namentlich in den ersten Jahren genoß auch die Presse außerordentliche Gunst und Freiheit. Diese Veränderung ist jedoch lediglich in der Persönlichkeit des Fürsten selbst zu suchen, der über die früheren Mißbräuche die Entrüstung des Gedrücktesten seiner Unterthanen getheilt, und als Kronprinz mit der erlauchten nachmaligen Königin Louise weit ab vom Hofe und allen Geschäften gelebt hatte. — Für Gentz selbst war der Erfolg der Schrift keineswegs günstig. Denn wenn sie seinen Ruf ausbreitete, und seinen nicht gänzlich befangenen Gegnern als Zeugniß dienen konnte, daß er kein blinder Gegner des Zeitgeistes, kein unbedingter Vertheidiger der Fürsten- und Regierungsrechte sei, so wäre dieser Erfolg auf andere Art gewiß gleichfalls zu erreichen gewesen. Durch den anmaßlichen Ton, den er sich bei dieser Gele-

genheit erlaubt hatte, so wie durch seine nicht weniger kühnen Angriffe der gewissenlosen Verwaltung des in Schlesien dirigirenden Ministers von Hoym, hatte er sich die Ungunst einer mächtigen Partei in Berlin zugezogen, so daß ihm jetzt zu glänzenderer Wirksamkeit in diesem Staate noch weniger Aussicht verblieb, was ihn denn mit dazu antrieb, einige Jahre später den preußischen Staatsdienst gegen eine höhere Berufung und Aussicht in Oesterreich zu vertauschen. Eine weit schlimmere Wirkung aber hatte dieses Sendschreiben dadurch für Gentz, daß dasjenige, was vordem Vielen als ungemessene Kühnheit darin erschien, zwanzig Jahre später als größter Vorwurf gegen ihn benutzt wurde, indem zur Zeit der Carlsbader Beschlüsse die ächte und falsche Liberalität, ihrerseits auch nicht ohne Uebertreibung, den Verfasser jenes Sendschreibens, gleichsam zur Strafe für früheren Uebermuth, noch als einen Abtrünnigen behandelte. —

Die Schrift erschien im Jahre 1797 bei Vieweg dem ältern in Berlin, und ein neuer wörtlicher Abdruck davon nebst einem Vorwort über das Damals und Jetzt trat 1820 in Brüssel (Leipzig bei Brockhaus), wie eben erwähnt worden, in polemischer Absicht ans Licht.

P. H.

Seiner Königlichen Majestät Friedrich Wilhelm III. bei der Thronbesteigung allerunterthänigst überreicht. Am 16. November 1797.

Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König! Allergnädigster König und Herr!

Der Augenblick, in welchem ich meine Stimme erhebe, ist der feierlichste im Lebenslaufe eines monarchischen Staates. Der neuen Sonne, die vom Throne herab leuchtet,

schliessen sich alle Herzen auf. Eine neue Lebenskraft bringt vom Mittelpunkte aus, und neue Lebenslust rinnt durch die entferntesten Zweige. Das Volk wünscht, hofft, vertraut. Ew. Majestät werden dem ein huldreiches Gehör nicht versagen, der es wagt, einen Theil dieser Wünsche, dieser Hoffnungen auszusprechen.

Es ist kühn, sich zum Organ von Millionen aufzuwerfen, und im Namen aller seiner Mitbürger zu ihrem gemeinschaftlichen Vater zu reden. Es ist weniger kühn an einem Tage, wie der heutige. In diesem großen Moment schmelzen die Bedürfnisse, die Aussichten und die Erwartungen aller Individuen einer Nation gleichsam in Eins zusammen. Es ist das Wohl des Ganzen, wovon jedes patriotische, wovon selbst jedes eigennützige Gemüth das seinige hofft. Es ist die allgemeine Sehnsucht nach Sicherheit, Gerechtigkeit und Friede, in der sich heute noch jeder einzelne Wunsch verliert. Wer heute für das Vaterland spricht, ist ein wohlbefugter Ausleger der Gedanken eines jeden seiner Bürger.

Ew. Majestät besteigen den Thron Ihrer Glorreichen Vorfahren in einem Zeitpunkte, den Schwächlinge bedenklich, den große Seelen beneidenswerth finden müssen. Gut regieren war immer ein schweres Amt. Aber ehemals bedurfte es fast nur glücklicher Naturgaben, um diesem hohen Beruf gewachsen zu sein. Jetzt ist es die erhabenste, die geistigste von allen Künsten geworden. Einförmige und gehorsame Massen mit wohlwollender Willkühr zu lenken, war immer ein belohnendes, und oft ein sehr verdienstvolles Geschäft. Aber in einen unendlich

einzige wahrhaft verdienstliche Art Ihm zu dienen — daß man sie Ihm keinen Augenblick verhülle.

Was der Preußische Staat in diesem Augenblicke ist, vermögen Ew. Majestät aus dem erhabnen Standpunkte, in welchen das Schicksal Sie gestellt hat, besser als irgend einer Ihrer Unterthanen zu beurtheilen. Die Vorzüge und die Mängel, die Kräfte und die Schwächen, die Krankheiten und die Heilmittel der großen Maschine entfalten sich am besten vor dem, welcher das Ganze überschaut. Es wäre eben so unnütz, mit Lobpreisungen des Guten, welches wir genießen, als mit Klagen über die Uebel, welche uns drücken, oder drückten, vor Ew. Majestät Thron zu treten. Noch viel unnützer wäre es, in der Vergangenheit zu wühlen. Die Vergangenheit gehört der Geschichte; unser Ziel, das eigenthümliche Erbtheil aller menschlichen Weisheit — ist die Zukunft. Wir gehen ihr mit jugendlichem Muthe und jugendlichen Hoffnungen entgegen. Das Gedächtniß dessen, was wir als Uebel fühlten, soll uns bloß zur Erhöhung des gegenwärtigen Genusses, dessen, was wir für Fehler hielten, bloß zum Leitstern auf der künftigen Laufbahn dienen.

* * *

Das erste Verhältniß des Staates, welches sich unserm Auge darbietet, ist das, worin er als ganzer Staat auftritt: sein Verhältniß gegen andre Staaten. Nach der Natur der Dinge sollte es nur den zweiten Rang behaupten: aber bei der Lage, in welcher Europa sich befindet, bei der wechselseitigen engen Verbindung, die das Völker-

system dieses Welttheils seit einigen Jahrhunderten gestiftet, bei der unvermeidlichen Einwirkung eines Staates auf die andern, die dies wohlthätige und gefahrvolle System geschaffen hat, sind die auswärtigen Verhältnisse eines Reiches die wesentliche Bedingung seiner innern Wohlfahrt, und fast ohne Ausnahme die erste Quelle, woraus sein Glück oder sein Verderben herfließt, geworden. Die Leitung dieser Verhältnisse behauptet daher, wenn nicht uneingeschränkt den ersten, doch gewiß einen sehr hohen Rang unter den Staatsgeschäften.

Nach allem, was die Vernunft über die Kriege gelehrt, nach allem, was die schrecklichsten Erfahrungen, was die noch frisch blutende der sechs entsetzlichen Jahre, die Europa durchlebte, zur Bestätigung ihrer Lehren gesagt hat, wäre jede Schilderung der Schrecklichkeit dieses Uebels eitle Declamation. Es gab eine Zeit, wo man von Vortheilen sprach, die durch Kriege erkauft werden könnten. Eine aufgeklärtere Staatskunst hat diese Idee in das Reich der Träume, der verführerischen Träume verwiesen. Es giebt keinen positiven Vortheil, der nicht durch einen Krieg viel zu theuer erkauft würde. Nur negativer Gewinn, nur Abwendung größerer Uebel, der wenigen noch größern, welche die Vernunft anerkennt, nur wahre, eiserne Nothwendigkeit, können und müssen den Entschluß zum Kriege begründen und rechtfertigen. Jede andere Lehre ist nicht blos verderblich, sondern frevelhaft.

Den Krieg abzuwenden — das muß also der Richtpunkt aller politischen Maßregeln, das Ziel aller militärischen Anstrengungen, der letzte Gipfel aller diplomatischen

Weisheit sein. Auf diesen erhabensten aller Zwecke müssen Macht und Klugheit in unablässiger Vereinigung hinarbeiten.

Die erste Bedingung aber für einen großen Staat, der bei der jetzigen politischen Lage von Europa den Krieg vermeiden will, ist die — daß er beständig dazu gerüstet sei. Denn wenn gleich seine Gerechtigkeit hinreicht, ihn gegen gerechte Angriffe sicher zu stellen, so kann nur seine Furchtbarkeit allein ihn vor den ungerechten schützen. Ein starkes und geübtes Kriegsheer ist also noch immer Präliminarbedingung des Ruhestandes.

Ew. Majestät besitzen ein solches Heer, das trefflichste, das geehrteste, dessen sich irgend ein europäischer Staat zu rühmen hat. Dieses Heer ist ein halbes Jahrhundert lang das Muster für Europa gewesen. Der schöpferische Geist des größten Generals, den die Kriegsgeschichte der neuern Zeit, und eines der größten Männer, den die Weltgeschichte aller Zeiten aufzuweisen hat, weht und athmet in diesem Heere. Unsere Fürsten standen, und stehen noch, an der Spitze desselben. Von dieser Seite bleibt uns nichts mehr zu wünschen übrig. Die Lage des Staates erlaubt, und die innere Vollkommenheit der Armee erheischt keine Hauptveränderung in der Mannszahl, in der Disciplin, in der Organisation derselben. Die militärische Weisheit kann dieses kostbare und ehrwürdige Werkzeug unsrer politischen Sicherheit nach Umständen und Bedürfnissen modificiren, wird es aber nicht leicht umgestalten.

Bei den musterhaften Anordnungen, welche diese Armee in fast ununterbrochener Uebung erhalten, bei der rastlosen Thätigkeit, die diese Anordnungen unaufhörlich belebt, bei der Höhe der taktischen Kunst, die sie einmal und für immer erreicht hat, bei dem stolzen Bewußtsein, bei dem feurigen Ehrgefühl, welches allen Mitgliedern derselben, den höhern wie den niedrigern beiwohnt — kann auch der anhaltendste Friede ihr nicht gefährlich werden. Ein Feldzug ist nur die Fortsetzung ihrer täglichen Operationen, nur die unmittelbare Anwendung dessen, was längst bei ihr zur andern Natur geworden war. Sie wird nach zwanzig-, nach fünfzigjähriger Ruhe, sobald die ernste Stunde der wahren Kriegesnothwendigkeit — Vertheidigung des Vaterlandes gegen ungerechten Angriff — schlägt, nichts weiter zum Siege nöthig haben, als gute Feldherrn: und diese sind in dem Hause Friedrichs II. so einheimisch, in dem Wirkungskreise, den sein Andenken beseelt, so unvergänglich, als sein Ruhm.

Die militärische Macht muß auswärtigen Staaten die Neigung, aber die diplomatische Klugheit muß ihnen, mit der Neigung, auch selbst die Veranlassung zu Feindseligkeiten benehmen.

Ganz isolirt von dem großen Staatenbunde kann der mächtigste Staat nicht leben und sicher sein. Denn selbst die Maxime einer unerschütterlichen Gerechtigkeit gegen unabhängige Mächte — an und für sich die oberste Bedingung eines dauerhaften Friedens — kann nur dann absolute Sicherheit bewirken, wenn alle andre von einem ähnlichen Geist geleitet werden. Verbindungen sind also

unvermeidlich; das große Geschäft ist nur, sie mit Klugheit zu wählen, und mit Geschicklichkeit zu behandeln. Die geographische, commerzielle, politische, militärische Lage eines jeden Staates zeichnet ihm die Bündnisse vor, die seine größte Aufmerksamkeit verdienen. Wenn es auch unter dem beständigen Wechsel der politischen Verhältnisse nicht möglich sein sollte, immer auf einer und derselben diplomatischen Linie zu bleiben, so muß doch in einem jeden nach weisen Grundsätzen regierten Staate die beständige Tendenz herrschen, jene Bündnisse, die man mit Recht natürliche nennt, aufrecht zu halten, und wenn Umstände sie gewaltsam zerschlugen, wieder herzustellen. Eine lange Erfahrung hat gelehrt, daß die Staaten sich im Ganzen immer wohl dabei befanden, wenn sie diesen Bündnissen treu blieben, und daß der Zeitpunkt, wo Launen, Irrthümer oder Ränke, sie auf eine entgegengesetzte Bahn schleuderten, auch der Zeitpunkt ihres Verfalls, wenigstens einer unverkennbaren Abnahme ihrer Kräfte war. Das jetzige Jahrhundert hat davon, der kleinern nicht zu gedenken, zwei große und furchtbarlehrreiche Beispiele aufgestellt.

Zu welchem Systeme aber auch die Zeitumstände, die Bedürfnisse unsers Staates, und das Betragen der auswärtigen die preußische Monarchie nöthigen mögen — nur eins verlasse uns nie: ein heller, fester und consequenter Gang in dem einmal gewählten Pfade. Mit Freude und Beruhigung sagen wir es uns, daß Treue und Beharrlichkeit zu den hervorstechendsten Eigenschaften gehören, die Ew. Majestät persönlichen Charakter zieren. Mit

Freude und Beruhigung: denn nichts setzt die äußere Würde, mithin die Selbstschätzung, und zuletzt das innere Vermögen eines Staates tiefer herab, als ein unaufhörliches Schwanken zwischen entgegengesetzten Systemen, oder was schmählicher als alles ist, der gänzliche Mangel eines Systems. Die preußische Monarchie ist groß genug, um offen und redlich zu sein: sie kann ihre Plane, ihre Bündnisse, ihre politischen Operationen, mit Nachdruck und Zuversicht verfolgen: sie darf nicht mit verhülltem Haupte unter kleinlichen Kabalen, unwürdigen Doppelspielen, und künstlich verwebten Widersprüchen einhergehen. Die preußische Monarchie kann die Ehrfurcht aller großen Staaten ertrotzen, das Vertrauen aller kleinen verdienen, und auf das erhabene Amt eines Schiedsrichters von Europa auch jetzt noch gerechte Ansprüche machen. In Ew. Majestät Hand steht es, diesen Ansprüchen eine neue Schwungkraft zu verleihen.

Wenn der Staat durch ein mächtiges Kriegsheer in die glückliche Lage gesetzt ist, den Krieg nicht fürchten zu dürfen, und durch weise Leitung der auswärtigen Verhältnisse in die noch viel glücklichere, ihn anhaltend zu vermeiden, alsdann kann sich die ganze Aufmerksamkeit des Monarchen auf die Bedürfnisse der innern Verwaltung richten.

Jeder der beiden Hauptzweige, in welche diese Verwaltung zerfällt: die Rechtspflege, und die Administration des Staats-Vermögens — bedarf einer eigenthümlichen, durch die charakteristische Verschiedenheit

Weisheit sein. Auf diesen erhabensten aller Zwecke müssen Macht und Klugheit in unablässiger Vereinigung hinarbeiten.

Die erste Bedingung aber für einen großen Staat, der bei der jetzigen politischen Lage von Europa den Krieg vermeiden will, ist die — daß er beständig dazu gerüstet sei. Denn wenn gleich seine Gerechtigkeit hinreicht, ihn gegen gerechte Angriffe sicher zu stellen, so kann nur seine Furchtbarkeit allein ihn vor den ungerechten schützen. Ein starkes und geübtes Kriegsheer ist also noch immer Präliminarbedingung des Ruhestandes.

Ew. Majestät besitzen ein solches Heer, das trefflichste, das geehrteste, dessen sich irgend ein europäischer Staat zu rühmen hat. Dieses Heer ist ein halbes Jahrhundert lang das Muster für Europa gewesen. Der schöpferische Geist des größten Generals, den die Kriegsgeschichte der neuern Zeit, und eines der größten Männer, den die Weltgeschichte aller Zeiten aufzuweisen hat, weht und athmet in diesem Heere. Unsere Fürsten standen, und stehen noch, an der Spitze desselben. Von dieser Seite bleibt uns nichts mehr zu wünschen übrig. Die Lage des Staates erlaubt, und die innere Vollkommenheit der Armee erheischt keine Hauptveränderung in der Mannszahl, in der Disciplin, in der Organisation derselben. Die militärische Weisheit kann dieses kostbare und ehrwürdige Werkzeug unsrer politischen Sicherheit nach Umständen und Bedürfnissen modificiren, wird es aber nicht leicht umgestalten.

Bei den musterhaften Anordnungen, welche diese Armee in fast ununterbrochener Uebung erhalten, bei der rastlosen Thätigkeit, die diese Anordnungen unaufhörlich belebt, bei der Höhe der taktischen Kunst, die sie einmal und für immer erreicht hat, bei dem stolzen Bewußtsein, bei dem feurigen Ehrgefühl, welches allen Mitgliedern derselben, den höhern wie den niedrigern beiwohnt — kann auch der anhaltendste Friede ihr nicht gefährlich werden. Ein Feldzug ist nur die Fortsetzung ihrer täglichen Operationen, nur die unmittelbare Anwendung dessen, was längst bei ihr zur andern Natur geworden war. Sie wird nach zwanzig-, nach fünfzigjähriger Ruhe, sobald die ernste Stunde der wahren Kriegesnothwendigkeit — Vertheidigung des Vaterlandes gegen ungerechten Angriff — schlägt, nichts weiter zum Siege nöthig haben, als gute Feldherrn: und diese sind in dem Hause Friedrichs II. so einheimisch, in dem Wirkungskreise, den sein Andenken beseelt, so unvergänglich, als sein Ruhm.

Die militärische Macht muß auswärtigen Staaten die Neigung, aber die diplomatische Klugheit muß ihnen, mit der Neigung, auch selbst die Veranlassung zu Feindseligkeiten benehmen.

Ganz isolirt von dem großen Staatenbunde kann der mächtigste Staat nicht leben und sicher sein. Denn selbst die Maxime einer unerschütterlichen Gerechtigkeit gegen unabhängige Mächte — an und für sich die oberste Bedingung eines dauerhaften Friedens — kann nur dann absolute Sicherheit bewirken, wenn alle andre von einem ähnlichen Geist geleitet werden. Verbindungen sind also

unvermeidlich; das große Geschäft ist nur, sie mit Klugheit zu wählen, und mit Geschicklichkeit zu behandeln. Die geographische, commerzielle, politische, militärische Lage eines jeden Staates zeichnet ihm die Bündnisse vor, die seine größte Aufmerksamkeit verdienen. Wenn es auch unter dem beständigen Wechsel der politischen Verhältnisse nicht möglich sein sollte, immer auf einer und derselben diplomatischen Linie zu bleiben, so muß doch in einem jeden nach weisen Grundsätzen regierten Staate die beständige Tendenz herrschen, jene Bündnisse, die man mit Recht natürliche nennt, aufrecht zu halten, und wenn Umstände sie gewaltsam zerschlugen, wieder herzustellen. Eine lange Erfahrung hat gelehrt, daß die Staaten sich im Ganzen immer wohl dabei befanden, wenn sie diesen Bündnissen treu blieben, und daß der Zeitpunkt, wo Launen, Irrthümer oder Ränke, sie auf eine entgegengesetzte Bahn schleuderten, auch der Zeitpunkt ihres Verfalls, wenigstens einer unverkennbaren Abnahme ihrer Kräfte war. Das jetzige Jahrhundert hat davon, der kleinern nicht zu gedenken, zwei große und furchtbarlehrreiche Beispiele aufgestellt.

Zu welchem Systeme aber auch die Zeitumstände, die Bedürfnisse unsers Staates, und das Betragen der auswärtigen die preußische Monarchie nöthigen mögen — nur eins verlasse uns nie: ein heller, fester und consequenter Gang in dem einmal gewählten Pfade. Mit Freude und Beruhigung sagen wir es uns, daß Treue und Beharrlichkeit zu den hervorstechendsten Eigenschaften gehören, die Ew. Majestät persönlichen Charakter zieren. Mit

Freude und Beruhigung: denn nichts setzt die äußere Würde, mithin die Selbstschätzung, und zuletzt das innere Vermögen eines Staates tiefer herab, als ein unaufhörliches Schwanken zwischen entgegengesetzten Systemen, oder was schmählicher als alles ist, der gänzliche Mangel eines Systems. Die preußische Monarchie ist groß genug, um offen und redlich zu sein: sie kann ihre Plane, ihre Bündnisse, ihre politischen Operationen, mit Nachdruck und Zuversicht verfolgen: sie darf nicht mit verhülltem Haupte unter kleinlichen Kabalen, unwürdigen Doppelspielen, und künstlich verwebten Widersprüchen einhergehen. Die preußische Monarchie kann die Ehrfurcht aller großen Staaten ertrotzen, das Vertrauen aller kleinen verdienen, und auf das erhabene Amt eines Schiedsrichters von Europa auch jetzt noch gerechte Ansprüche machen. In Ew. Majestät Hand steht es, diesen Ansprüchen eine neue Schwungkraft zu verleihen.

Wenn der Staat durch ein mächtiges Kriegsheer in die glückliche Lage gesetzt ist, den Krieg nicht fürchten zu dürfen, und durch weise Leitung der auswärtigen Verhältnisse in die noch viel glücklichere, ihn anhaltend zu vermeiden, alsdann kann sich die ganze Aufmerksamkeit des Monarchen auf die Bedürfnisse der innern Verwaltung richten.

Jeder der beiden Hauptzweige, in welche diese Verwaltung zerfällt: die Rechtspflege, und die Administration des Staats-Vermögens — bedarf einer eigenthümlichen, durch die charakteristische Verschiedenheit

Weisheit bei der Wahl der Mittel zur Einnahme sichtbar, unablässig sichtbar sei.

Wir sagen es uns mit Entzücken: — denn wir fühlen, was dies in der gegenwärtigen Lage von Europa bedeutet — daß alles, was zu einem weisen Haushalter auf dem Throne gehört, in Ewr. Majestät aufs glücklichste vereinigt ist. Nur zum Wohl Aller, nur zum Flor und zum wesentlichen Glanze des Staates, wird die ansehnliche Masse von Kräften verwendet werden, worüber Ew. Majestät von nun an uneingeschränkt gebieten. Sparsamkeit und Freigebigkeit werden im wohlthätigsten Verhältnisse gemischt erscheinen. Nie werden für große und erhabne Zwecke, für die Vertheidigung des Staates, für die Unterstützung der Nothleidenden, für Plane zur Bildung der Bürger, zur Verbesserung oder Verschönerung des Landes, zur Erleichterung der gesellschaftlichen Existenz — nie werden für wahre Bedürfnisse die Mittel der Ausführung fehlen, nie werden sie für eingebildete zu erwarten sein.

Eben so wichtig aber, als Ordnung in der Ausgabe, ist Sorgfalt bei der Wahl der Quellen, woraus die Einnahme fließt.

Die ausgebreiteten Domänen, welche Ew. Majestät in den meisten Ihrer Provinzen besitzen, sind ein schätzbares Capital, von dessen Einkünften ein beträchtlicher Theil der Staatsausgaben bestritten wird. Ein menschenfreundliches System hat sich neuerlich gegen die großen Bezirke, in welche diese Domänen bisher vertheilt waren, erklärt, und die Zerspaltung derselben in kleinere Besitzun-

gen angerathen. Es sind sogar Proben mit dieser Theorie in Ewr. Majestät Staaten angestellt worden. Wie glücklich sie auch im einzelnen ausfallen mochten, die Beibehaltung der großen Arrondissements hat im Ganzen mächtige Gründe für sich. Die größere, und aus einem Mittelpunkte geleitete Bewirthschaftung derselben ist gerade dazu geschickt, große und einleuchtende Beispiele zur Nachahmung aufzustellen, und durch einsichtsvolle Thätigkeit, durch glückliche Combinationen der verschiednen Zweige der Oekonomie, durch Einführung neuer Methoden zur Verbesserung des Bodens und Veredlung der Produkte, durch geschickte Behandlung des wichtigen Verhältnisses zwischen Gutsherrschaft und Unterthanen, vielleicht gar durch eine gelungene Auflösung des in unsern Tagen so kritischen Problems der Dienstpflichtigkeit, jedem andern Gutsbesitzer zum belehrenden Muster zu dienen. Dieser Vortheil möchte den günstigen Wirkungen jenes, immer etwas gewagten, in Rücksicht auf die Zeitumstände sogar etwas unpolitischen Systems, wohl das Gleichgewicht halten.

Die Domäneneinkünfte sind nicht groß genug, um die gesammten Staatsausgaben zu decken: es ist also eine unvermeidliche Nothwendigkeit, Abgaben von den Bürgern zu fordern. Diese Nothwendigkeit fühlt der Gemeinste wie der Unterrichtete; und — ohne zu entscheiden, ob die Thatsache der Regierung oder den Unterthanen zu größerer Ehre gereicht — so viel ist gewiß, daß kein Land in Europa die Last der Abgaben mit einer so vernünftigen Ergebung, mit einer so aufgeklärten Bereitwilligkeit trägt,

des Monarchen mitwirken soll — muß den Zwang nicht einmal fürchten, vielweniger fühlen.

Von allem aber, was Fesseln scheut, kann nichts so wenig sie ertragen, als der Gedanke des Menschen. Der Druck, der diesen trifft, ist nicht bloß schädlich, weil er das Gute verhindert, sondern auch, weil er unmittelbar das Böse befördert. Von Religionszwang darf hier die Rede nicht mehr sein. Er gehört zu den veralteten Uebeln, worüber zu einer Zeit, wo weit eher die gänzliche Entkräftung religiöser Ideen, als ein fanatischer Mißbrauch derselben zu besorgen ist, nur noch seichte Schwätzer declamiren. Mit der Freiheit der Presse verhält es sich anders. Von einer falschen, durch die Zeitumstände wenigstens entschuldigten Ansicht geleitet, könnten hier selbst weisere Männer ein System begünstigen, welches, aus seinem wahren Standpunkte betrachtet, dem Interesse der Regierung nachtheiliger ist, als es je, auch in seiner schlimmsten Ausdehnung, den Rechten des Bürgers werden kann.

Was, ohne alle Rücksicht auf andre Gründe, jedes Gesetz, welches Preßzwang gebietet, ausschließend und peremtorisch verdammt, ist der wesentliche Umstand, daß es, seiner Natur nach, nicht aufrecht erhalten werden kann. Wenn neben einem jeden solchen Gesetze nicht ein wahres Inquisitions-Tribunal wacht, so ist es in unsern Tagen unmöglich, ihm Ansehen zu verschaffen. Die Leichtigkeit, Ideen ins Publikum zu bringen, ist so groß, daß jede Maßregel, die sie beschränken will, vor ihr zum Gespötte wird. Wenn aber Gesetze dieser Art auch nicht

wirken, so können sie doch erbittern, und das ist eben das Verderbliche, daß sie erbittern, ohne zu schrecken. Sie reizen gerade diejenigen, gegen welche sie gerichtet sind, zu einem Widerstande, der nicht immer nur glücklich bleibt, sondern am Ende sogar rühmlich wird. Die armseligsten Produkte, denen ihr innrer Gehalt nicht ein Leben von zwei Stunden sichern würde, drängen sich in den Umlauf, weil eine Art von Muth mit ihrer Hervorbringung verknüpft zu sein scheint. Die nüchternsten Scribenten fangen an für „helle Köpfe" zu gelten, und die feilsten erheben sich auf einmal zu „Märtyrern der Wahrheit." Tausend bösartige Insekten, die Ein Sonnenstrahl der Wahrheit und des Genies verscheucht hätte, schleichen sich jetzt, begünstigt von der Finsterniß, die man ihnen geflissentlich schuf, an die unbewahrten Gemüther des Volkes, und setzen ihr Gift — als wäre es eine verbotne Kostbarkeit — bis auf den letzten Tropfen ab. Das einzige Gegengift — die Produkte der bessern Schriftsteller — verliert seine Kraft, weil der Ununterrichtete nur allzuleicht den, welcher von Schranken spricht, mit dem verwechselt, welcher die ungerechten gut heißt.

Nicht also, weil der Staat oder die Menschheit dabei interessirt wäre, ob in diesem von Büchern umflutheten Zeitalter tausend Schriften mehr oder weniger das Licht erblicken, sondern weil Ew. Majestät zu groß sind, um einen fruchtlosen und eben deshalb schädlichen Kampf mit kleinen Gegnern zu kämpfen: — darum sei Preßfreiheit das unwandelbare Prinzip Ihrer Regierung. Für gesetzwidrige Thaten, für Schriften, die den Charakter solcher

ßens guter Genius bewahren; so lange Ew. Majestät uns beherrschen, ist jede Besorgniß fern; ein unumwölkter Himmel verkündigt den seligsten Tag. Von einer weitverbreiteten Gährung unberührt, in einem rings umher tobenden Sturme aufrecht zu bleiben, ist wahrlich kein kleiner Gewinn: dies stille Glück bewirkt, dies stille Glück bewahrt zu haben, wird von nun an der höchste Genuß, der höchste Triumph im Leben eines guten Königes sein.

Möge das schönste Loos, das je einem Monarchen zu Theil ward, Ew. Majestät beschieden sein! Mögen günstige Sterne jedes Uebel abwenden, welches die Weisheit nicht vorhersehen, oder besiegen konnte! Möge, wie Ew. Majestät Privatleben aller stillen und häuslichen Tugenden reinstes Vorbild, der Sammelplatz aller häuslichen Glückseligkeiten war, so der balsamische Friede, der um große Gemüther schwebt, sich auf den glücklichen Fürsten eines glücklichen Volkes herabsenken! Möge die Erhabne Prinzessin, der alle Herzen entgegen wallten, als der erste Glanz Ihrer entzückenden Herrlichkeit über dem Horizonte dieses Reiches aufging, die volle Erndte goldner Früchte theilen, die Ewr. Majestät an dem edeln Stamme der allgemeinen Wohlfahrt entgegen reift! Möge eine so reizende Laufbahn ein fernes Ziel — für unsre Wünsche nie fern genug, — beschließen! Möge, wenn einst dieses Ziel erreicht werden muß, Ewr. Majestät angebeteter Name, mit Friedrich's Namen vermählt, zur glorreichsten Unsterblichkeit wandeln!

Ueber die Preßfreiheit in England und die Briefe von Junius.

Das Sendschreiben an den König von Preußen ist die einzige Schrift, in der Gentz, während der ersten Periode seiner Wirksamkeit, die Rolle eines Privatmannes aufgab, und sich zum Sprecher eines Volkes aufwarf. An diese mögen sich hier zwei zusammenhängende Aufsätze über die Preßfreiheit in England und über die Junius-Briefe anreihen, die, unsers Wissens, die einzigen sind, wo Gentz in seiner letzten Lebensperiode den Standpunkt eines officiellen, oder halbofficiellen Publicisten fast gänzlich verließ, und sich noch einmal auf das Gebiet rein literärischer Forschung und allgemein politischer Erörterung, ohne Rücksicht auf besondere Thatsachen oder Gegenstände der laufenden Geschichte begab. So bietet neben dem Ergebniß auch die Haltung dieser späteren Artikel gerade den Gegensatz des Sendschreibens.

Die Macht der Revolution war gebrochen, Napoleons Herrschaft gestürzt, und Frankreichs Uebergewicht zurückgewiesen. Doch die große Gährung, die über Europa gekommen war, brauste noch immer im Innern der Gemüther und Staaten. Frankreich war keineswegs beruhigt, und in Deutschland, das aus seinem Befreiungskampfe die hochfliegendsten Hoffnungen mitgebracht hatte, brach jetzt

ein früher ungekannter Kampf zwischen Volksbefreiern und Regierungen aus, jene Gährung, mit der die sogenannte Restaurationsperiode anhebt. Forderungen, die man mit der Revolution besiegt meinte, traten jetzt von Neuem, und auch in Deutschland, stürmisch, wenn schon minder gewaltthätig, hervor. Vor allem forderte man unbedingte Befreiung der Presse von allen Präventiv-Maßregeln; man sah in dieser Freiheit das Mittel, alle anderen Forderungen durchzusetzen. Schon flößte der anschwellende Strom der Blätter den leitenden Regierungen ängstliche Besorgniß ein, man sann darauf, den Sturm zurückzudrängen, und wo und wie weit es möglich sei, vor allen Dingen die Presse, die noch größere Freiheit verlangte, als sie besaß, auf engere Gränzen einzuschließen.

Wir haben besonders Deutschland im Auge. Die leitenden Kabinette von den Begebenheiten, besonders von den Forderungen und Umtrieben der Presse erschreckt, bereiteten schon die Carlsbader Beschlüsse vor. Da erschien in einer neuen Zeitschrift, die zu Wien unter den Auspizien der Regierung eröffnet wurde, ein Aufsatz über die Preßfreiheit in England und ihre Wirkungen, an dem die Kundigen sogleich die Feder eines Hauptkämpfers gegen die Revolution wieder erkannten. Ehe man zu öffentlichen Maßregeln schritt, wollte man den Gegenstand auch in doktrinärer Verhandlung zu bewältigen suchen, jedenfalls ein Verfahren, das die Nation so gut, als ihre Lenker ehrte. Von der Zeit des Kongresses zu Aachen trat Oesterreich überhaupt in die Mitte der europäischen Politik. Von einem österreichischen Publicisten ging daher auch dieser Artikel über die Bedingungen und Nachtheile unbedingter Preßfreiheit aus.

Sein Verfasser war Gentz, der nach der Zeit, wo er von dem Könige von Preußen die Preßfreiheit abgefordert hatte, sich die unvergeßlichsten Verdienste um die Wiederherstellung der Freiheit, des Friedens und der Ordnung in Europa, vor allem aber um Deutschland erworben hatte, und schon eine Reihe Jahre im Dienst der österreichischen Staatskanzlei thätig, seit den Pariser Friedensschlüssen auf dem Höhepunkt der Ehre und des Ansehens stand. Für das System, das die großen Mächte und Oesterreich voran nunmehr

ergriffen, und den Bewegungen der Zeit gegenüber ausbildeten, konnten sie nicht wohl einen begabteren und geübteren Sprecher finden, als Gentz, der alle Auswüchse des Freiheitsstrebens und die Revolution so lange bekämpft hatte, und den wichtigsten Beschlüssen der Erhaltungspolitik, man möchte sagen, dem Willen der unabhängigen Souveraine den schriftlichen Ausdruck zu leihen gewohnt war. Der nächsten Bedürfnisse und Absichten wohl kundig, ergriff er die Initiative, und stellte, auf das Terrain der allgemeinen Erörterung sich herablassend, aus den Mißbräuchen und Verderbnissen, die selbst in einem so fest gegliederten Staate wie England durch die ungebundene Preßfreiheit entstehen, die Nothwendigkeit vorbeugender Maßregeln in ein überraschend günstigeres Licht. Da die Widersacher über die Frage selbst kaum Belehrung annehmen, und das Publikum des bloßen Für und Wider überdrüssig war, so gab es wohl keine geschicktere Art, den Gegenstand nachdruckvoll wieder aufzunehmen, als wenn man die Entstehung und Folgen der Preßfreiheit in England darlegte, und den auch in diesem freien Lande gefährlichen Mißbrauch an einem vorleuchtenden Beispiele schilderte. Alle Kenntnisse und Sympathien, deren er in Fülle zu diesem Stoff brachte, trafen diesmal glänzend mit der Kunstvollendung des Meisters zusammen, und er schrieb zwei Artikel, für die er die Forschung vielleicht in früheren Mußestunden sorgsam gepflegt hatte.

Diese Artikel sind vom größten, bleibenden Gewicht. Gründlicheres und Beredteres ist weder für die vollkommene Preßfreiheit, noch zu Gunsten der Beschränkung und der Vorkehrungsmaßregeln in Deutschland, ja vielleicht bei keiner Nation irgend Etwas geschrieben worden. Ein großer, wahrheiterfüllter Gedanke durchleuchtet glänzend die ganze Verhandlung: Nicht die Preßfreiheit war es, welche die Freiheit und Verfassung der Engländer hervorbrachte, oder sie erhält, sondern die Tüchtigkeit der Engländer, ihre Freiheit, ihre Verfassung ist es, die die Mißbräuche und verderblichen Wirkungen des Preßfrevels zwar nicht zu beseitigen, aber doch glücklicherweise zu ertragen im Stande ist. Wir wollen ganz von dem

Maß und der Ausdehnung, wo und so weit es noch thunlich ist, vorbeugender Normen absehen, die Gentz, theils als nothwendig dagegen erachtet, theils nur andeutete, und nur immerhin zugestehen, daß es wohl zum Theil die Tendenz einstweiliger und sogar lokaler Politik war, welche sich hier einmischte, und die Gränzen absteckte. Wir wollen auch die verfängliche Lücke andeuten, daß über die Anwendung dieser allgemeinen Sätze auf die Zustände einer civilisirten Staatsgesellschaft gewisse sichernde Merkzeichen unberücksichtigt geblieben. Den allgemeinen Grundsatz aber: der Staat darf, ohne damit an sich dem Rechte der Einzelnen zu nahe zu treten, gewisse, der Lage seiner Bürger und seiner Verfassung angemessene Vorbeugungsmaßregeln festsetzen, und er wird das, was er darf, wenn er es noch kann, auch in den meisten Fällen müssen — diesen Satz hat die Gentzische Darstellung auf das Schlagendste gerechtfertigt. Er macht ihn aus der Erfahrung geltend, er legt ihn mit schärfster Dialektik zu Grunde. Er faßt die Sache in ihrem Mittelpunkt, und führt die Debatten auf jene Urfrage zurück: Wem gebührt der Vorzug, dem Rechte des Einzelnen, oder dem Bestand des Staates — der Ordnung also oder der Freiheit?

Man kann diese Artikel von Gentz als den ersten Grundstein für eine gründliche Theorie über die Preßfreiheit ansehen. In einer solchen Debatte darf nicht der bloße Enthusiasmus, wie es seit der Revolution gangbar geworden war, sondern die Vernunft und der ruhig überlegende Verstand muß den Vorsitz führen. Dann aber, wenn die Grundsätze gerettet sind, und dem Staat sein Recht gesichert ist, darf auch zu Gunsten der Freiheit ein weiterer Ausbau begehrt werden. So lange dieser mangelt, wird man sich, mit gleicher Ungerechtigkeit, gegen die Anerkennung der Wahrheit in der Grundlage sträuben; wie denn Gentz auch wegen dieser Aufsätze eine große Menge Widersacher, zum Theil bloße Parteistimmen, zum Theil sehr achtungswerthe Entgegnungen hören mußte. Doch mit Recht rühmten sich später die Wiener Jahrbücher der Literatur, damit die erste gründliche Instruktion des Processes über Preßfreiheit oder Censur gebracht zu haben. „Nach dieser Untersuchung,“ sagten

sie, „die sogar von den ausgezeichnetsten englischen Rechtsgelehrten für eine gänzlich korrekte und unwidersprechliche Deduktion des heutigen Standes der Preßgesetzgebung in England anerkannt wurde — war den Gegnern der Censur die Appellation an die Erfahrung abgeschnitten." Wirklich war der einzig dauernde und merkwürdige Gegensatz, die Preßfreiheit von England, ihr Stand und ihre Entstehung, jetzt in gediegenster Forschung aufgehellt.

Ueber die licht= und geistvolle Darstellung, die auch in diesen Aufsätzen herrscht, will ich nichts beifügen. Jede Zeile athmet Geist und Leben; einzelne Stücke sind mit solcher Gluth und so großartiger Beredsamkeit geschrieben, die Züge und Eigenschaften von Junius sind von diesem „Goldmund" mit so brennenden Farben geschildert, das Dunkel, das über ihm schwebt, so wunderbar geheimnißvoll hineingearbeitet, das Ganze so erschütternd, daß wir darin — auch außer dem Werth der Untersuchung, ein unvergängliches Prachtstück unserer politischen und historischen Literatur und Redekunst besitzen.

Mehr aber, als selbst solche, in den Schriften von Gentz überall sichtbare Vortrefflichkeit, muß uns hier die seltene Toleranz, und von jedem Fanatismus freie Behandlung des so kitzlichen Gegenstandes überraschen. Auch in dem Betracht zeichnet sich diese Arbeit unter den meisten Stücken seiner spätern Periode und in dem unseligen Gewirr der Leidenschaften und Parteien, ganz absonderlich aus. Der Autor spricht im besten Sinn und Ton, nirgends Welt und Zeitgenossen beleidigend, Niemand verketzernd, und selbst das Ruchlose als etwas menschlich Natürliches, leidenschaftlich oder geistig Großes, wo es nur immer möglich ist, hinnehmend. Wir fühlen hier mit der Fülle und Reife der Manneskraft auch die Unbefangenheit der Jugendjahre wohlthuend vereinigt. Wenn die Staatsmänner in ihren Beschlüssen jederzeit einen gleich humanen, und bis zu einem gewissen Grade gerechten Geist gegen widerstrebende Denkweisen zur Richtschnur genommen hätten, wie ihn Gentz bei dieser Frage als Raisonnement vorangehen läßt, so wäre so mancher Widerstand leichter gebrochen, manche abgeneigte Gesinnung leichter ver-

föhnt, manche Maßregel weniger erbitternd und minder gewaltthätig durchgesetzt worden. In diesem Sinne soll uns der Vorgang eines Gentz als Muster und Beispiel in denkwürdigem Andenken, auch darum sollen uns diese Aufsätze in unvergeßlicher Erinnerung bleiben.

Denken wir an Gentzens frühere Ansicht zurück, so liegt allerdings zwischen der Forderung von 1797 und dem Artikel von 1818 ein im Leben eines solchen Mannes auffallender Widerspruch. Wohl mag auch der Gedanke an sein eigenes früheres Wagniß dem Gepräge dieses Aufsatzes einen höhern Grad von Milde und Gerechtigkeit gegeben haben. Immer ist es schön, daß er es hat. Der Widerspruch selbst in dieser einzelnen Frage kann nicht als eine totale Umwandelung des Charakters gelten. Er fließt aus einer Antinomie, die in der Sache selber liegt, und an deren Ausgleichung die Geschichte sich abarbeitet. Das Wunderbare daran bleibt nur der Zufall, daß diesmal der Gegensatz in den Schriften desselben Geistes einen so glänzenden Ausdruck finden sollte.

Die hier folgenden Artikel: „Ueber die Preßfreiheit in England" und „Ueber die Briefe des Junius" erschienen im Frühjahr 1818 im ersten Bande der unter der Leitung des Fürsten von Metternich neu begründeten und reich dotirten „Wiener Jahrbücher der Literatur." Vielversprechend ward ihre Reihe mit einem Beitrag solcher Art, und von solchem Manne eröffnet, den man noch dazu einer derartigen, fast rein literärischen Thätigkeit ganz entrissen glaubte. Das Aufsehen, welches diese Stücke im In- und Auslande machten, entsprach der Trefflichkeit ihrer Ausführung, so wie der Wichtigkeit des Gegenstandes und des Schreibenden.

Eine Fortsetzung, wie sie am Ende des ersten Artikels vom Verfasser angekündigt wurde, ist leider, doch aus wohl begreiflichen Gründen, niemals erschienen. Für Gentz und seine Absichten war die Sache erschöpft, und es ist ihm auch anderswo begegnet, daß sich in einem einzigen Theil der Gehalt eines umfassenderen Werkes zusammendrängte. Als Bruchstück ist sonach dieses abgebrochene Ganze nicht einmal zu betrachten. Was die Jahrbücher später und namentlich im Jahre 1828 gleichsam als Fortsetzung, über die Preß-

freiheit in Frankreich aus einer Schrift von Bonald mitgetheilt haben, knüpfte sich zwar an jene früheren Aufsätze an, und war gewiß von einem Manne aus dem Kreise politischer Schriftsteller verfaßt, als dessen Spitze Gentz anzusehen ist, und in dem des Letzteren Ansichten gar oft ausgeführt und bearbeitet wurden; aber von Gentz selber rührt es ohne Zweifel nicht her.

Die Forschungen über die geheimnißvolle Gestalt des Verfassers von Junius Briefen sind nicht nur für Deutschland, sondern selbst für England, das sich über diesen Gegenstand in einer ganzen Bibliothek zum Theil höchst unkritischer, oder närrischer Schriften abgemüht hatte, von bleibender Wichtigkeit, und eine Sammlung zugleich aller bis dahin aufgeworfenen Hypothesen. Noch heute ist die Frage: Wer der Verfasser war? nicht entschieden. Man hat vor kurzer Zeit in England die Entzifferung des Räthsels aus Familienpapieren angekündigt. So viel wir wissen, ist jedoch bis jetzt noch Nichts davon erschienen. P. H.

Die Preßfreiheit in England.

1. The Law of Libel, and the history of his introduction and successive alterations in the Law of England etc. By *Thomas Ludlow Holt* Esq. Barrister at Law. London 1816.
2. Essai sur la loi, sur la souveraineté, et sur la liberté de la presse, par Mr. *Bergasse*. Paris 1817.
3. Questions sur la législation actuelle de la presse en France par Mr. *Benjamin de Constant*. Paris 1817.
4. Sur les écrits de Mr. B. de *Constant* relatifs à la liberté de la presse par *J. Chr. Bailleul*, Ex-Député. Paris 1817.
5. Du Jury et du Régime de la Presse sous un Gouvernement réprésentatif, par Mr. *Ricard*. Paris 1817.

Die Preßfreiheit ist zwar ein Gegenstand, der in den englischen Tagblättern und Journalen sehr häufig, und zuweilen auch wohl in größern periodischen Schriften zur

Sprache kommt; eigne Abhandlungen darüber erscheinen aber in England seit langer Zeit nicht mehr. Die Sache ist, in praktischer Hinsicht, entschieden; und, was zur Theorie gehört, wird daher für überflüssig gehalten. Das oben angeführte Werk ist nichts als ein Handbuch für praktische Juristen, und hat keinen politischen, nicht einmal viel historischen Gehalt.

Desto mannigfaltiger und lebhafter sind in den letzten Jahren die Verhandlungen über Preßfreiheit in Frankreich gewesen. In diesem Lande trat mit dem Jahre 1814 eine neue Epoche der Gesetzgebung ein. Die vom Könige verliehene Verfassungs-Urkunde kündigte die Preßfreiheit in allgemeinen, sehr unbestimmten Formeln an. Ueber die Auslegung dieser Formeln erhob sich große Verschiedenheit der Meinungen, über die Gränzen und Bedingungen der Anwendung noch größere. Die Frage wurde in jeder Sitzung der legislativen Kammern, nicht ohne viel Geschicklichkeit und Beredsamkeit von beiden Seiten, oft auch mit leidenschaftlicher Wärme erörtert, und bis in ihre kleinsten Bestandtheile zerlegt. Eine beträchtliche Anzahl von Schriftstellern nahm Theil an diesen Diskussionen; die vollständige Sammlung ihrer Flugschriften, sowie der in den Jahren 1814, 1816 und 1817 in den Kammern gehaltenen, großentheils zum Druck beförderten Reden, würde jetzt bereits eine kleine Bibliothek bilden.

Wir haben einige der neuesten und merkwürdigsten dieser Schriften hier namhaft gemacht. Unsere ursprüngliche Absicht war, sie unmittelbar zu zergliedern und zu beurtheilen. Der Versuch hat uns überzeugt, daß diese

Arbeit nur einzelne, zerrissene, wenig befriedigende Resultate gegeben haben würde, die ohne einen vorhergehenden Leitfaden zur Uebersicht des Ganzen keinen sonderlichen Werth gehabt hätten. Wir glauben, etwas Nützlicheres zu thun, wenn wir unsern Lesern, so weit es der Raum dieser Blätter gestattet, eine zusammenhängende, theils geschichtliche, theils raisonnirende Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Preßfreiheit in England und in Frankreich vorlegen, und erst nachher aus einzelnen Schriften herausheben, was zur weitern Aufklärung des Gegenstandes besonders dienlich sein möchte. Zunächst müssen wir aber den Standpunkt bestimmen, von welchem wir bei dieser Darstellung ausgehen.

Wenn man über Preßfreiheit sprechen will, muß man, um sich selbst und Andern verständlich zu sein, vor allen Dingen darauf Acht haben, welche Bedeutung dem Worte von dem Sprachgebrauch des Zeitalters, in welchem man lebt, beigelegt wird, und was in dieser Bedeutung zulässig oder unzulässig, brauchbar oder unbrauchbar sein mag.

Unbedingte Preßfreiheit wäre der Zustand, worin jeder Einzelne das Recht hätte, seine Gedanken, Meinungen und Urtheile über Personen und Sachen, durch den Druck zu verbreiten, ohne weder vor der Verbreitung durch irgend ein Gesetz beschränkt, noch nach der Verbreitung irgend einem Gesetz dafür verantwortlich zu sein. Für diejenigen, welche Rechte vor der bürgerlichen Gesellschaft, und unabhängig von derselben, oder sogenannte

natürliche Rechte annehmen, könnte das natürliche Recht der Preßfreiheit nicht besser definirt werden.

Daß es außerhalb der bürgerlichen Verbindung, weder eine regelmäßige Mittheilung der Gedanken, noch ein Bedürfniß derselben, noch Schrift, noch Bücher, noch Druck-Pressen geben würde, leuchtet von selbst ein. Wenn aber alle diese Dinge auch nicht der Gesellschaft ihre Entstehung verdankten, so wären sie nichts desto weniger an ihre Regeln gebunden. Sobald einmal die gesellschaftliche Ordnung besteht, hat es mit den natürlichen Rechten ein Ende. Ob sie vorher existirt haben, oder nicht, ist eine Frage metapolitischer Spekulation, die Jeder nach seinem System bejahen, verneinen, oder unentschieden-lassen mag. Jedes Recht, woher es auch ursprünglich stammen möge, ist oder wird ein gesellschaftliches Recht.

Ein gesellschaftliches Recht aber ist ohne Schranken so wenig denkbar, daß sogar der reine Begriff desselben von wechselseitiger Beschränkung der Freiheit abgeleitet werden muß. Das Recht, seine Gedanken durch Schrift und Druck zu verbreiten, hat demnach, wie jedes andere, seine Schranken. Im gesellschaftlichen, das heißt, im einzig zulässigen Sinne des Worts, ist unbeschränkte Preßfreiheit ein Unding.

Bis auf diesen Punkt sind ungefähr auch wohl alle, die in dergleichen Dingen eine Stimme verlangen können, wenigstens in der Theorie, mit einander einig. Es liegt zwar ein Streben nach Freiheit, selbst über die rechtmäßigen Gränzen hinaus, unverkennbar in der menschlichen Natur; Beschränkungen, deren Nothwendigkeit wir nie

bezweifelten, werden uns oft, wenn sie uns beim Handeln in den Weg treten, verhaßt; und welcher Schriftsteller hätte nicht in Fällen, wo ein großes Interesse oder eine große Verantwortung ihm vorschwebte, in einzelnen Augenblicken gewünscht, jeder äußern Verpflichtung und Rücksicht entbunden, seinem innern Triebe allein, er mochte zum Guten oder zum Bösen führen, Gehör geben zu dürfen? Sobald es aber auf Grundsätze, und auf öffentliches Bekenntniß von Grundsätzen ankömmt, wird Keiner, der sich selbst achtet, solche Neigungen laut werden lassen; und ungebundene Preßfreiheit im vollen Sinne des Wortes, wird, wenn auch mehr als einen geheimen Freund, doch nicht leicht einen erklärten Vertheidiger finden.

Die große Spaltung der Meinung hebt erst an, wenn die Frage aufgeworfen wird, welche Art gesetzlicher Schranken die beste und zweckmäßigste sei, um in Rücksicht auf den Gebrauch der Presse, das Interesse der Gesammtheit zu sichern, ohne die Freiheit der Einzelnen zu zerstören? Der Krieg, der über diese Frage entstanden ist, hat zur Folge gehabt, daß das Wort Preßfreiheit selbst, bald eine engere, bald eine weitere, bald eine ganz willkürliche Bedeutung erhielt, und daß die, welche die gesetzliche Beschränkung dieser Freiheit nur in Einer Gestalt begreifen oder zulassen wollten, zuletzt jede andere Form als Geisteszwang, Unterdrückung und Knechtschaft verdammten.

Die Freiheit der Gedankenmittheilung kann bekanntlich auf zwei verschiedenen Wegen vor Mißbrauch bewahrt werden. Entweder durch Anordnungen, die diesem Miß-

brauch vorzubeugen bestimmt sind, oder durch solche, die ihn nach der That, zum Gegenstande gesetzlicher Ahndung machen. Die ersten gehören in die Klasse der Polizeigesetze, und werden im gegenwärtigen Falle Censuranstalten genannt. Die andern müssen Strafgesetze sein, weil in der Regel keine Handlung vor einen Gerichtshof gezogen werden kann, welche nicht ein vorher bestehendes Gesetz in einer oder der andern Voraussetzung als straffällig bezeichnet hätte.

Bis auf die neuesten Zeiten herab war der Gebrauch der Presse in den europäischen Staaten, England allein ausgenommen, durch Polizeigesetze regulirt. *) Die den Schriftstellern in England zu Theil gewordenen Privilegien wurden früher weder als Tadel noch als Vorwurf für andere Regierungen betrachtet. Man sah ein, daß sie mit allen übrigen Eigenthümlichkeiten der brittischen Verfassung zusammen hingen, und daß sie, losgerissen von diesen, auf einem andern Boden, wo Regierungsform,

*) Es herrschte zwar im 17. und 18. Jahrhundert, in Holland, auf gewissen Punkten in der Schweiz, und in den Gebieten einiger unbedeutenden Reichsfürsten und Reichsstädte, eine stillschweigend autorisirte Preßfreiheit, von welcher die Gesetze keine Notiz nahmen, und der nur von Zeit zu Zeit Einhalt gethan wurde, wenn sich nachdrückliche Klagen darüber erhoben. Diese Beispiele, die entweder in dem republikanischen Geiste, oder in der Kleinheit der Staaten, oder in besondern politischen Verhältnissen ihren Grund hatten, kommen, bei völlig veränderter Lage des europäischen Gemeinwesens, nicht weiter in Betracht.

Gesetzgebung, Justizverwaltung, Volkssitten ihnen zuwider waren, nicht gedeihen konnten. Seitdem sich aber der menschliche Geist, im wirklichen Besitz größerer Ausbildung, und im eingebildeten Gefühl höherer Kräfte, daran gewöhnt hat, in alten Ordnungen nur alte Fesseln zu erblicken, ist auch der Wunsch, die Presse von der Polizeigesetzgebung zu emancipiren, durch ganz Europa lebendig und mächtig geworden. Was in Frankreich und den Niederlanden geschehen ist, hat diesem Wunsche neue Nahrung gegeben. Schriftsteller und Leser haben immer mehr und mehr die Richtung genommen, Preßfreiheit und Polizeigesetzgebung für unvereinbar zu halten; und nach und nach ist es dahin gekommen, daß man unter Preßfreiheit nichts anders mehr verstehen will, als das Recht zum Publikum zu reden, ohne irgend einer vorangehenden Aufsicht oder Kontrolle unterworfen zu sein.

Wir wollen diesen Sprachgebrauch, da er nun einmal allgemein geworden ist, nicht unmittelbar anfechten; doch glauben wir nicht, daß er vor einer strengen Prüfung Stich halten würde. So oft, sei es in öffentlichen Urkunden, sei es in Privatschriften, die Preßfreiheit auf diese Weise definirt wird, ist die einschränkende Klausel nicht weit: „Wohlverstanden, daß der Gebrauch dieser Freiheit mit den Gesetzen nicht im Widerspruch stehe.“ Ein Recht, bei dessen Ausübung man bestehenden Gesetzen — die in dem vorliegenden Fall sogar Strafgesetze sind — verantwortlich bleibt, ist sicher nicht unbeschränkt. Mithin schließt die heutige Definition der Preßfreiheit blos eine gewisse Klasse von Beschränkungen, mit ausdrücklichem

oder stillschweigendem Vorbehalte andrer, vielleicht nicht weniger lästigen, aus; und wenn dies nur nicht zu weitern Irrthümern führt, wenn nur Jeder weiß, was seine Preßfreiheit bedeutet, und auf welche Bedingungen er sie genießt, so können wir uns das unbestimmte Wort wohl gefallen lassen. Sobald man sich aber zu einer freiern Betrachtung und gründlichern Erforschung der Sache erheben will, müssen jene konventionelle und populäre Definitionen bei Seite gesetzt werden. Alsdann wird Preßfreiheit ein schlechterdings relativer Begriff, dessen Maß und Umfang, durch die zwischen dem erlaubten und unerlaubten Gebrauch der Presse gezogene Gränzlinie bestimmt ist. Alsdann verliert die Frage, ob es besser sei, Preßfreiheit zu haben, oder keine, alle Bedeutung, weil sie in einem gewissen Sinne nirgend, in einem andern allenthalben existirt.

Die Verbreitung der Gedanken durch das Mittel des Drucks ist an und für sich eine gleichgültige Handlung; dem Staate liegt ob, zu erklären, in welchen Fällen sie zur unerlaubten wird. Die Preßfreiheit kann eigentlich nie durch positive Verordnungen bestimmt werden; wo dies geschieht, dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß man entweder ihr Wesen nicht versteht, oder besorgt ist, daß Andere, deren Vorurtheile man schonen, oder deren Meinungen man schmeicheln zu müssen glaubt, es mißverstehen möchten. Die Vorschriften, welche die Preßfreiheit zum Gegenstand haben, müssen durchaus nur gegen den Mißbrauch der Presse gerichtet, folglich immer negativ, und immer beschränkend sein. Von diesem Gesichts-

punkt muß auch die Untersuchung der Streitfragen, die gegenwärtig so viel Köpfe, und so viel Federn beschäftigen, ausgehen. Nicht, wie die Preßfreiheit zu gründen sei, — denn sie gründet sich von selbst — sondern, wie man sie, da sie ohne Beschränkung nicht bestehen kann, auf die unschädlichste und zweckmäßigste Weise zu beschränken hat, soll ausgemittelt werden. Und da die Wahl nur zwischen zwei Hauptformen liegt, so ist es am besten, die Frage folgendermaßen zu stellen: Welches von beiden Systemen, das, in welchem dem Mißbrauch der Presse durch Polizeigesetze vorgebeugt, oder das, in welchem der bereits eingetretene Mißbrauch durch Strafgesetze geahndet wird, verdient den Vorzug?

Wenn sich eine solche Frage durch blinde Vorliebe für das eine oder das andere System, durch absprechende Gemeinplätze, oder durch Argumente, in denen immer schon vorausgesetzt wird, was erst erwiesen werden sollte, entscheiden ließe, so würde sie ohne Zweifel bei der gegenwärtigen Stimmung der Gemüther bald abgethan sein. Viele würden meinen, es verlohne sich nicht einmal der Mühe, sie aufzuwerfen; andere würden sogar durch eine in ihren Augen so überflüssige Untersuchung, die Würde des schriftstellerischen Charakters, die Ehre eines aufgeklärten Zeitalters, und eins der heiligsten Rechte des Bürgers gekränkt glauben. Daß das System der vorbeugenden Gesetze, selbst unabhängig von den zahlreichen Mängeln, die es in der Ausübung fast überall begleitet, und fast überall in Mißkredit gebracht haben, an und für sich nicht beliebt, nicht populär sein kann, ist ganz begreiflich. Die

Wirkungen dieses Systems sind von so einfacher Art, daß sie sich mit Leichtigkeit auffassen, und ohne viel Anstrengung beurtheilen lassen. Sie treffen in ihrer Allgemeinheit, obwohl nicht jeden Schriftsteller auf gleiche Weise, doch jeden in so fern, daß er sie, ohne verantwortlich zu werden, nicht umgehen kann. Sie sind ferner, auch unter den günstigsten Umständen, dem schweren Verdacht der Willkür ausgesetzt, und haben, was noch schlimmer ist, diesen Verdacht nur zu oft gerechtfertigt. Sie berühren endlich — und dies ist der gefährliche Punkt — eine Klasse von Individuen, in welcher sich eine gewisse Quantität wirklicher Verdienste mit einer großen Masse falscher Ansprüche vereinigt, und berühren sie an ihrer empfindlichsten Stelle, indem sie ihre Eigenliebe verletzen, den freien Lauf ihrer Gedankenspiele, ihrer Erfindungen, ihrer Dichtungen, ihrer Thorheiten, und ihrer Leidenschaften hemmen, und der Meinung, die jeder Einzelne von sich selbst und seinen Werken hat, das Gewicht einer höhern Autorität, und, was noch viel unerträglicher ist, einer wirklichen oder doch gesetzlich-präsumirten höhern Einsicht entgegen stellen.

Von der andern Seite ist nichts natürlicher als die Gunst, welche das System der Verantwortlichkeit nach der That, so wenig Anziehendes Strafgesetze sonst auch haben mögen, sich erworben hat. Bei den Meisten bedarf dieses System keiner andern Empfehlung, als daß es ein Mittel ist, den Polizeigesetzen zu entgehen. Hier, wie in hundert ähnlichen Fällen, geben nur Wenige sich die Mühe zu prüfen, wie dasjenige beschaffen sein würde, das nothwendig an die Stelle einer ihnen anstößigen Ordnung der

Dinge treten müßte. Jedes Neue, wenn es auch ungleich beschwerlicher sein sollte, erscheint wünschenswerther als die bestehenden Schranken. Da, wo man das gerichtliche Verfahren gegen den Mißbrauch der Presse nicht aus eigener Erfahrung kennt, hat man nur Augen für die glänzende Seite der Sache, und glaubt, es sei alles gewonnen, wenn man von keinem Censor mehr abhängt. Selbst in Ländern, wo dieses System schon lange geherrscht hat, verlieren die, welche nicht unmittelbar darunter leiden, die wahre Beschaffenheit, den Druck, und die Gefahren desselben, leicht aus dem Gesicht. Wenn in irgend einem namhaften Falle die allgemeine Aufmerksamkeit durch fiskalische Klagen, durch provisorische Verhaftungen, durch den feierlichen Apparat gerichtlicher Proceduren, Verhöre und Debatten, zuletzt vielleicht noch durch einen tragischen Ausgang rege gemacht wird, dann freilich geräth alles in Bewegung, dann hört man von allen Seiten die hochgerühmte Garantie der schriftstellerischen Freiheit, als eine ohnmächtige Schutzwehr, als einen treulosen Fallstrick, als ein Werkzeug heimtückischer Tyrannei verlästern. Indessen erholt man sich bald wieder von diesem augenblicklichen Schrecken. Jeder einzelne Schriftsteller, auch der, welcher sich vollkommen bewußt ist, alle Schranken überschritten, und die Rache der Gesetze herausgefordert zu haben, hofft für seine Person dem Ungewitter auszuweichen; und da der Donnerschlag immer nur wenige Häupter, und oft keineswegs die strafbarsten trifft, so ist die Hoffnung nicht ganz ohne Grund. Selbst im äußersten Falle bietet der Gang des Processes ihm noch mannigfaltige Rettungs-

mittel dar. Er rechnet auf die Geschicklichkeit seines Advokaten, oder auf seine eigene Kunst und Beredsamkeit, oder auf das Uebergewicht einer ihm günstigen Volksstimme. Mancher sieht einen Proceß dieser Art, als ein Mittel berühmt zu werden, ja selbst die ihn bedrohende Strafe (besonders ehe er sie noch gefühlt hat) als einen neuen Anspruch auf Beifall und Theilnahme aller Gleichgesinnten, oder als ein ehrenvolles Märtyrerthum an.

Wie viel oder wie wenig Werth aber auch auf alle diese individuellen Ansichten und Motive zu legen sein mag, so viel ist gewiß, daß, um beide Systeme gründlich mit einander zu vergleichen, man beide wenigstens vollständig kennen muß. Mit dem Censursysteme hat dies keine Schwierigkeit; es beruht auf einfachen Vorschriften, und seine Vortheile wie seine Beschwerden, liegen am Tage. Hingegen ist das System, welches die Preßvergehungen dem richterlichen Ausspruch unterwirft, von einer viel verwickeltern Konstruktion; es hängt mit mehr als einer wichtigen, oft sehr subtilen und kritischen Rechts- und Staatsfrage zusammen; es kann ohne beständige Rücksicht auf alle übrigen gesetzlichen und politischen Verhältnisse des Staates, in welchem es eingeführt ist, oder der es sich aneignen möchte, nicht einmal begriffen, vielweniger praktisch gewürdigt werden. In Ländern, wo die Preßfreiheit unter dieser Form nie versucht worden ist, sind richtige Vorstellungen davon selten; man begeistert sich für Worte, ohne die Sache erforscht zu haben; und die am heftigsten darnach schreien, wissen oft am wenigsten, was sie begehren. Vielleicht liegt sogar eine der Haupt-

ursachen der enthusiastischen Vorliebe für dieses System in der Unkenntniß seines Ganges und Charakters, seiner wesentlichen Bestandtheile, seiner Vorbedingungen, seiner Schwierigkeiten, und seiner Gefahren. Ueber einen Gegenstand von so allgemeinem Interesse mehr Licht zu verbreiten, kann in keinem Falle überflüssig sein. Diejenigen — wie geringe auch ihre Zahl heute sein mag — die, weniger rasch und kühn als die große Mehrheit ihrer Zeitgenossen, die Frage, womit wir uns hier beschäftigen, nicht für längst ausgemacht halten, die noch das Bedürfniß fühlen, darüber nachzudenken, und Stoff und Vergleichungspunkte zu einem gründlichen Endurtheil zu sammeln, werden keine aus Thatsachen geschöpfte Aufklärung verschmähen. Und selbst jene, die bereits abgeurtheilt haben, oder aus andern Gründen entschlossen sind, das System, für welches sie sich einmal erklärt, um keinen Preis mehr fahren zu lassen, müssen doch einen gewissen Werth darauf legen, den Gegenstand ihrer Wünsche genauer kennen zu lernen, und sich Rechenschaft darüber geben zu können, was, aus dem Standpunkte bisheriger Erfahrungen betrachtet, von der Realisirung ihrer Lieblingsidee zu erwarten sein möchte.

Für diesen Zweck scheinen uns wenige Arbeiten so tauglich, als eine faktische, und zugleich beurtheilende Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Preßfreiheit in England und Frankreich, mit Rücksicht auf die allmählige Entwicklung des einen und des andern. In beiden Ländern ist Aufhebung der Censur und Beschränkung der Presse durch Strafgesetze allein, jetzt als das

herrschende System zu betrachten. In England ist dieses System seit mehr als hundert Jahren im Gange, und folglich, mit allen seinen Vortheilen und Uebeln, zur Vollendung gereift. In Frankreich ist es, gleich nach der Revolution feierlich angekündigt, dann wechselsweise das Heiligthum, die Geißel, der Spott der Nation, bald Opfer, bald Werkzeug der Tyrannei, seit der Wiederherstellung der königlichen Macht aber, ein Artikel des Fundamentalgesetzes, und obgleich noch im Kampfe mit vielfältigen Hindernissen und Restriktionen, seiner endlichen Befestigung sehr nahe gebracht worden. Die ältern und neuern Verhandlungen beider Länder bieten überdieß einen reichen Vorrath von Materialien aller Art zu vollständiger Bearbeitung der Frage dar.

Maßregeln, welche auf die Presse Bezug haben, müssen durchaus von mehr als einer Seite geprüft werden. Es wäre fruchtlos und verkehrt, sie ausschließend in ihren Wirkungen auf die Schriftsteller zu beurtheilen. Die vernünftigen Männer aller Parteien sind darin einig, daß hier, wie in allen ähnlichen Fällen, die Ansprüche der Einzelnen nicht auf Unkosten des Ganzen befriedigt werden dürfen, und daß nur diejenige Gesetzgebung gut zu nennen sei, welche die allgemeine Sicherheit mit der individuellen Freiheit zu vereinigen weiß. Ein System, das, um jede Gefahr abzuwenden, der Presse keinen freien Athemzug gestatten wollte, wäre nicht tadelhafter, als das andere, das, aus übertriebener Schonung der Einzelnen, die öffentliche Ruhe und die Existenz des Staates aufs Spiel setzte. Das schlechteste von allen wäre unstreitig

das, welches auf beiden Seiten zugleich sündigte. Die Folge dieser Erörterungen wird uns vielleicht Beispiele dieser Art liefern.

Um regelmäßig zu Werke zu gehen, dürfen wir nicht aus der Acht lassen, daß jedes System, welches die Presse durch Strafgesetze in Ordnung halten will, drei von einander deutlich geschiedene Bestandtheile hat, deren jeder für sich, und in seiner Einwirkung auf die übrigen erwogen werden muß, wenn man über den Werth des Ganzen entscheiden will. Diese sind:

Erstlich, die Beschaffenheit der Gesetze, nach welchen über den Mißbrauch der Presse erkannt, und die Bestrafung desselben veranlaßt wird;

Zweitens, die Form, in welcher Vergehungen gegen diese Gesetze zur richterlichen Kenntniß gebracht werden (das Recht der Anklage);

Drittens, das gerichtliche Verfahren in seinem ganzen Umfange.

Nach diesen drei Rubriken ist auch die folgende Darstellung geordnet.

Preßfreiheit in England.

Bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts stand alles, was auf Gebrauch oder Mißbrauch der Presse in England Bezug hatte, unter der ausschließenden Gerichtsbarkeit der Sternkammer, eines uralten, von Heinrich VII. erneuerten Tribunals, welches vorzugsweise dazu bestimmt war, von Vergehungen gegen die öffentliche Ordnung und Uebertretungen der Landespolizei-Gesetze

Kenntniß zu nehmen, und in welchem, ohne Zuziehung von Geschwornen, und ohne Rücksicht auf gewöhnliche Proceßformen, gesprochen wurde. Dieses Tribunal, zugleich eine Art von oberster Polizeibehörde, bestimmte die Anzahl der Buchdrucker und der Pressen, und ernannte einen Aufseher (Licenser), ohne dessen Genehmigung nichts publizirt werden durfte. Die Sternkammer wurde im Jahre 1641, kurz vor Ausbruch des bürgerlichen Krieges, zu einer Zeit, wo alle alten königlichen Prärogativen zu Grunde gingen, abgeschafft. Das Parlament bemächtigte sich hierauf derselben Polizeigewalt über die Presse, welche die Sternkammer bis dahin besessen hatte, und übte sie, während der Dauer des Protektorats, durch Kommissäre aus. Zwei Jahre nach der Restauration wurden die Anordnungen des Cromwell'schen Parlaments über diesen Gegenstand wieder in Kraft gesetzt, und unter Carl II. und Jakob II. von Zeit zu Zeit erneuert. Die letzte dieser Anordnungen lief mit dem Jahre 1692, drei Jahre nach der Revolution, die Wilhelm III. auf den Thron gesetzt hatte, ab; man entschloß sich — der König selbst legte Werth darauf — sie auf zwei Jahre zu verlängern. Im Jahre 1694 erklärte sich das Parlament gegen weitere Verlängerung der Akte; und so ward, durch das bloße Erlöschen der ältern Gesetze, gleichsam stillschweigend, damals kaum bemerkt, und gewiß, ohne daß die Wichtigkeit dieses negativen Beschlusses für folgende Zeiten von irgend einem der Theilnehmer geahnet worden wäre, das noch jetzt bestehende System eingeführt.

Wir schreiten nun zur Prüfung dieses Systems, nach der vorhin angegebenen Ordnung seiner Bestandtheile.

I. Beschaffenheit der Gesetze gegen Preßvergehungen.

Man kennt in England keine andere Art von Vergehungen durch die Presse, als die, welche in der allgemeinen Kategorie der Schmähschriften oder Libelle begriffen sind. Libelle gegen Privatpersonen, und Libelle gegen den Staat oder die höchsten Autoritäten im Staat, sind im Sinne der englischen Gesetzgebung von einer und derselben Natur, und werden aus einem und demselben Standpunkte, nämlich, als Störungen des öffentlichen Friedens (breach of the King's peace) betrachtet. Die auf diese Vergehungen gesetzten Strafen sind Geldbußen, Gefängniß und Pranger. Die Geldbußen hängen von der jedesmaligen Bestimmung des Richters ab; sie haben sich in den letzten Zeiten oft auf 500 bis 1000 Pf. St. belaufen, und sind zuweilen noch mit Kautions-Stellungen „für ruhiges Betragen" (for good behaviour) auf längere Zeit verknüpft. Gefängnißstrafen wurden ehemals bis auf zehn Jahre ausgedehnt, die neuere Praxis hat sie auf Ein Jahr, achtzehn Monate, und höchstens zwei Jahre beschränkt. Vom Pranger, auf welchen nach der vor einigen Jahren angenommenen Bill des Mr. Taylor nur noch im Fall des Meineides erkannt werden soll, sind die Schriftsteller, denen er sonst öfter zu Theil wurde, jetzt befreit.

In einem Lande, wo dem Mißbrauch der Presse durch kein Polizeigesetz vorgebeugt, und wo der Thätigkeit, der Unruhe und den Leidenschaften des Menschen ein so weites Feld geöffnet ist, können Libelle aller Art keine seltne Erscheinung sein. Daß durch diese Klasse von Schriften nicht allein die Ruhe und Ehre der Privatpersonen gefährdet, sondern auch die Sicherheit und Würde des Staates in nicht geringem Grade verletzt werden kann, wird Niemand in Zweifel ziehen. Und da sie, nach den Grundsätzen der brittischen Jurisprudenz, wie wir eben gesehen haben, wirklich mit vieler Strenge behandelt werden sollen, wer würde nicht glauben, daß die unterscheidenden Merkmale, der legale Charakter eines Libells, durch gesetzliche Vorschriften aufs genaueste bestimmt sein müsse, wenigstens genau genug, damit in gewöhnlichen Fällen keine Ungewißheit Statt haben könne, und selbst in zweifelhaften, der Auslegungskunst des Richters ein sichrer Leidfaden gegeben sei? — So verhält es sich aber keineswegs. Wie es mit der Gesetzgebung in England, in Ansehung dieses Punktes beschaffen sei, können wir nicht treffender ausdrücken, als mit den Worten eines neuern englischen Schriftstellers, der in dieser Frage kein Fremdling ist. Er sagt: „Die Befugniß der Gerichtshöfe, Libelle zu bestrafen, gründet sich durchaus auf keine gesetzliche Vorschrift. Die Zustimmung des Parlaments zur Ausübung dieser Befugniß ist bloß negativ. In unserer ganzen Statutensammlung findet sich nicht ein einziger Versuch, durch Worte zu bestimmen, was eigentlich ein Libell konstituirt, noch irgend eine

Regel, welche die Beschaffenheit oder den Grad der Strafe festsetzte, noch auch nur irgend eine Disposition, die Schmähschriften überhaupt für gesetzwidrig erklärte! Es gibt keine geschriebene Norm, wonach die Gerichtshöfe ihre Aussprüche abmessen könnten. Ihre Gewalt ruht auf keinem andern Fundament, als auf dem der ehemaligen Sternkammer; und die Richter der Kings-Bench haben von jeher keine andere Richtschnur gekannt, als die Aussprüche jenes willkührlichen Tribunals, und die ihrer Vorgänger, die dem Beispiel desselben gefolgt sind."*)

Die von den größten englischen Rechtsgelehrten gegebenen Definitionen des Mißbrauchs der Presse, oder dessen, was ein Libell konstituirt, tragen ohne Ausnahme das Gepräge dieser absoluten Unbestimmtheit der Gesetzgebung. Wir führen aus vielen nur einige der auffallendsten an. Der Oberrichter Comyns sagt in seinem „Abriß der englischen Gesetze," einem als klassisch betrachteten Buche: „ein Libell sei eine Aeußerung der Verachtung, oder des Vorwurfs, zur Herabsetzung der Regierung, einer öffentlichen Autorität, oder einer Privatperson, verbreitet."— Der im Ausland noch berühmtere Blackstone drückt sich folgendermaßen aus: „Jeder Engländer hat das unzweifelhafte Recht, dem Publikum mitzutheilen, was ihm beliebt; wenn er aber etwas in Druck giebt, das unanständig, schädlich oder gesetzwidrig ist, so hat er die Folgen seiner Vermessenheit sich selbst zuzuschreiben."**) Lord Ellen-

*) *Edinburgh Review*. Vol. XVIII. p. 104.

**) Commentaries on the law of England. Vol. IV. p. 151. Das Merkwürdigste an dieser nichts definirenden Definition ist das

borough, noch jetzt Präsident des obersten Kriminalgerichts, erklärte im Jahre 1804, „strafwürdig sei eine jede Publikation, die zur Absicht habe, die Unzufriedenheit des Volkes zu erregen, indem sie, sei es durch Schmähungen, sei es durch Spott, die von der Regierung eingesetzten Autoritäten, in Mißachtung (disesteem) bringe."*) Einer der neuesten Schriftsteller über diesen Gegenstand, und ein grundgelehrter praktischer Jurist, sagt, mit nicht viel größerer Präzision als alle seine Vorgänger: „das Vergehen

Wort gesetzwidrig — in einem Lande, wo, nach der gemeinschaftlichen Aussage aller Sachverständigen, keine gesetzliche Vorschrift je entschieden hat, was unter einem Libell verstanden werden soll.

*) In eben dem Proceß, in welchem er diesen, so mannigfaltiger Deutungen und Mißdeutungen fähigen Grundsatz aufstellte, erklärt er eine Stelle, worin der Beklagte von einem Vicekönig von Irland gesagt hatte: „Er habe den Ruf, die neue Methode der Schaffütterung besser als irgend ein Pächter in Cambridge-Shire zu verstehen," — für libellistisch, „weil sie deutlich die Absicht verrathe, den Vicekönig in der öffentlichen Achtung herabzusetzen."

Der Libellist war übrigens keine geringere Person, als der berüchtigte Cobbet, dem man damals zum Verbrechen machte, über einen Lord-Lieutenant von Irland, als über einen guten Schafkenner gespöttelt zu haben, und den man nachher zehn Jahre lang, alles, was die libellistische Frechheit je Ausschweifendes und Verruchtes gedacht hatte, ungestraft unter dem niedrigsten Pöbel verbreiten ließ, bis er zuletzt, von der Last seiner Missethaten erdrückt, und seinen eigenen Anhängern zum Gräuel geworden, aus England entfloh.

eines Libellisten besteht in der Bekanntmachung eines geschriebenen, gedruckten oder gemalten Werkes, dessen Absicht dahin geht, den öffentlichen Frieden zu stören, indem es die Regierung herabsetzt, oder die Unterthanen zum Aufstande reizt." *)

Es wäre unnütz, sich bei der einleuchtenden Mangelhaftigkeit, Unzulänglichkeit und Nichtigkeit dieser und aller ähnlichen Difinitionen lange aufzuhalten, oder umständlich darzuthun, wie aus einem so gänzlichen Verstummen der Gesetze, je nachdem Willkür und Macht die Wagschale nach der einen oder nach der anderen Seite ziehen, die ungerechteste und gewaltsamste Behandlung der Schriftsteller, oder der empfindlichste Nachtheil für den Staat entspringen muß. Schon der Grund des ganzen Gebäudes, das durchaus auf der zweideutigen Formel „eines Bruches des öffentlichen Friedens," also auf einer bloßen gesetzlichen Fiction beruht, lehrt hinreichend, daß es keinem seiner Zwecke entsprechen kann; und es wäre in der That um die Preßfreiheit in England, von welchem Gesichtspunkte man auch ausgehen mag, äußerst schlecht bestellt, wenn sich nicht etwa (bei weiterer Prüfung) ergeben sollte, daß die Unvollkommenheit der Gesetzgebung durch anderweite Hülfsmittel mehr oder weniger kompensirt sei.

Man würde jedoch in einen großen Irrthum verfallen, wenn man sich einbilden wollte, die hier gerügten Mängel wären der brittischen Preßgesetzgebung ausschließend

*) *Edinburgh Review* August 1816.

eigen, hätten ihren Grund in dieser oder jener besondern Eigenschaft der brittischen Verfassung, und würden folglich anderwärts leicht gehoben werden können. Diese Mängel gehen unmittelbar aus der Natur der Sache hervor; und es beweiset vielleicht nur das richtige Gefühl, den glücklichen Instinkt der brittischen Staatsmänner, daß sie es nie unternommen haben, nach dem Unausführbaren zu streben. Jeder Rechtsgelehrte weiß, wie schwer es schon hält, den Charakter einer Privat-Injurie, oder einer Schmähschrift gegen Privat-Personen, mit logischer und juridischer Genauigkeit anzugeben, und wie wenig die bisherigen Kriminalgesetzbücher auch nur dieser Aufgabe Genüge geleistet haben. Aber ein Libell gegen den Staat, gesetzlich, und ausreichend zu definiren, mit andern Worten, zwischen dem unschuldigen Gebrauch und dem Mißbrauch der Presse, in Rücksicht auf die öffentlichen Angelegenheiten, eine unverkennbare Demarkationslinie zu ziehen, scheint uns ein für allemal unmöglich. Wenn es mit drei oder vier bündigen Formeln gethan, wenn es z. B. genug wäre, auszusprechen, daß der, welcher sich unmittelbar an der Person des Souverains mit unanständigen Aeußerungen vergriffe, — der, welcher offen und ausdrücklich zur Empörung gegen ihn oder seine Stellvertreter aufforderte, — der, welcher bestehenden Gesetzen für sich oder andere förmlich den Gehorsam aufsagte, u. s. f. strafwürdig sein sollte, so käme man freilich ganz leicht aus der Sache. Vielleicht könnte man sich auch die Mühe ersparen, Gesetze dieser Art niederzuschreiben, denn der Uebertretungsfälle würden nicht viele, und die welche dagegen

sündigen möchten, im Narrenhause wohl besser aufgehoben sein, als im Kerker. Sobald man aber von diesen Extremen herabsteigt, und in die Region des Praktisch-Möglichen, des Praktisch-Wahrscheinlichen tritt, erscheint die Aufgabe in einer veränderten Gestalt. Es ist lehrreich, oft auch belustigend, zu bemerken, mit welcher Leichtigkeit, mit welcher Beherztheit so viele, die sich in Fragen dieser Art zu Führern ihrer Mitbürger aufwerfen, von einem guten Gesetz über Preßfreiheit sprechen, mit welcher Zuversicht sie erwarten, daß nächstens, von hier oder von dort, von oben oder von unten her, ein so dringendes Zeitbedürfniß seine Erledigung erhalten wird, wie sie sich nicht genugsam verwundern können, daß, sei es nun Unfähigkeit der Rathgeber, oder Halsstarrigkeit der Machthaber, mit einem so heilsamen Werke so lange gezaudert werden konnte. Es ist noch lehrreicher und oft nicht weniger belustigend, zu sehen, wie Gesetzgeber und Staatsmänner, und wohlmeinende Schriftsteller sich anstrengen und abmühen, und nach hundert vereitelten Unternehmungen immer wieder von neuem versuchen, diese rebellische Aufgabe zu überwinden. Sie würden ihre Zeit und ihre Kräfte nicht viel fruchtloser verwenden, wenn sie sich mit der Quadratur des Zirkels beschäftigten.

Die Erfindung eines Gesetzes, oder einer Reihe von Gesetzen, die mit einer für das praktische Bedürfniß hinreichenden, für die Freiheit der Schriftsteller und die Sicherheit des Staates gleich beruhigenden Deutlichkeit und Genauigkeit bestimmten, was unter Mißbrauch der Presse in Bezug auf die öffentlichen Verhältnisse verstanden werden

soll, halten wir, (nach unserer durch vieljähriges Nachdenken immer fester gewordenen Ueberzeugung) aus zwei Gründen für unmöglich. *)

Der erste ist, daß, was durch Worte gefrevelt werden kann, sich nicht durch Worte voraus bestimmen, vielweniger erschöpfen läßt. Das Gesetz kann mit vollkommener, oder doch praktisch hinlänglicher Genauigkeit bezeichnen, was Straßenraub, Diebstahl, Brandstiftung, Münzverfälschung, Betrug u. s. w. ist. Nicht, daß nicht auch diese Klassen von Verbrechen oder Vergehungen mannigfaltige Formen, und Abstufungen, und Verwickelungen, und Verlarvungen zuließen; es liegt jedoch in allen ein materielles Element, welches ein gutgefaßtes Gesetz ein für allemal ergreifen und darstellen kann. Welches Gesetz aber vermöchte, in den tausendfältigen Kombinationen, deren menschliche Gedanken und menschliche Sprachen fähig sind, das Gute vom Bösen, das Unschuldige vom Strafbaren, im Voraus zu unterscheiden? Wo soll hier eine Gränze gezogen, und durch welche Wortformen könnte sie bezeichnet werden? Bleibt das Gesetz bei jenen allgemeinen Bestimmungen stehen, womit alle bisherigen Strafgesetze sich begnügen mußten, so werden entweder die Ver-

*) Mit den Preßvergehungen gegen Privatpersonen beschäftigen wir uns gegenwärtig nicht, theils weil die Gesetzgebung über diesen Gegenstand, obgleich ebenfalls mit großen Schwierigkeiten verknüft, doch eher zu einem gewissen (nie völlig genugthuenden) Grade von Vollkommenheit gebracht werden kann, theils weil sie ein ungleich geringeres Interesse haben, als die Vergehungen gegen den Staat.

treter des Staates sich an gezwungene Auslegungen, zweifelhafte Induktionen, willkürliche, vielleicht gewaltsame Anwendungen und Folgerungen halten müssen, oder die Gewandtheit und Schlauigkeit der Delinquenten wird alle gesetzliche Schranken zu überspringen wissen. Glaubt man diesen Gefahren durch Vervielfältigung der Vorschriften, durch kleinliches Aufzählen einzelner möglicher Uebertretungsfälle, durch ein fruchtloses Streben nach Vollständigkeit zu entgehen, so wird man, zwar niemals zum Zweck, doch zuletzt zu einem Strafkodex gelangen, der auch die unschuldigsten Hände lähmen, und mit welchem kein Schriftsteller mehr wagen würde, die Feder zu ergreifen. Eine Mittelstraße gibt es nicht. Es ist das ewige und unausweichliche Loos eines solchen Gesetzes, zu schlaff, oder zu strenge zu sein; und an dieser Alternative scheitert alle menschliche Kunst.

Der zweite, vielleicht noch wichtigere Grund der Unmöglichkeit, Vergehungen der Presse unter die Rubriken eines Gesetzes zu ordnen, liegt in der eigenthümlichen Natur dieser Vergehungen; ein bisher viel zu wenig beachteter Umstand, der eine ausführlichere Erörterung verdient.

Alle gewöhnlichen Strafgesetze sind entweder auf eine wirklich begangene materielle That, oder auf den Vorsatz sie zu begehen gerichtet; sobald eins oder das andere erwiesen werden kann, ist auch die größere oder geringere Strafwürdigkeit des Angeklagten gesetzlich entschieden. Hingegen kann die Strafwürdigkeit einer Schrift, weder aus einer materiellen That allein, noch aus dem Vorsatz des Thäters allein, noch aus beiden vereinigt erkannt werden; es muß

ein drittes hinzu kommen, worauf in keinem andern Kriminalfalle Rücksicht genommen wird, und welches die Vergehungen durch die Presse von allen übrigen wesentlich unterscheidet.

Die materielle That des Verfassers oder Herausgebers einer Schrift ist die Publkation; mit ihr beginnt die gesetzliche Existenz der Schrift. Die bloße Abfassung kann weder Verbrechen, noch Vergehung konstituiren. So wie Jedem erlaubt (d. h. gesetzlich nicht untersagt) ist, für sich selbst das Strafbarste zu denken, und das Heilloseste zu wünschen, so hat Jeder auch — die innre Verantwortung vor dem Gewissen bei Seite gesetzt — das unläugbare (äußre) Recht, zu seiner eigenen Unterhaltung zu schreiben, was ihm beliebt. Der Druck sollte, als unmittelbare Vorbereitung zur Publication, nach strengen Begriffen nicht mehr als gleichgültig betrachtet werden; in Länder aber, wo keine Censuranstalten sind, liegt auch dieser Akt außerhalb der gesetzlichen Kontrolle. Die eigentliche That ist immer die Publikation. Nun ist es aber in den meisten Fällen unmöglich, selbst aus der Publikation einer Schrift unmittelbar die Strafwürdigkeit derselben zu erkennen. Dies kann nur in den seltenen Fällen geschehen, wo der Verfasser etwa thöricht genug wäre, sich eines bestimmten, in den Gesetzen rein ausgesprochenen Verbrechens anzuklagen, oder andere in unzweideutigen Worten dazu aufzufordern. Alsdann aber tritt seine Handlung aus der Klasse der eigentlichen Preßvergehungen heraus, und fällt in den Wirkungskreis anderer Strafgesetze. Reine Preßvergehungen hingegen sind durch das bloße Faktum der Pub-

likation nicht hinreichend als solche beurkundet. Es bleibt eine Hauptfrage noch offen, mit welcher wir uns gleich beschäftigen werden.

Eben so wenig kann die Absicht eines Schriftstellers, wenn sich auch zufälliger Weise darthun ließe, daß sie unbedingt unschuldig oder strafbar war, den gesetzlichen Charakter der Schrift, allein oder unmittelbar bestimmen. Es kann Jemand eine Schrift mit dem bestimmten Vorsatz, die Staats-Verfassung zu Grunde zu richten, geschrieben und publizirt, aus Zaghaftigkeit aber, oder aus Ungeschicklichkeit seine Worte so zweckwidrig gestellt haben, daß kein Leser derselben auch nur den leisesten Verdacht daraus zu schöpfen vermöchte; eine solche Schrift wäre nach allen gesunden Rechtsbegriffen kein Libell. Es kann ein Anderer, ohne böse Absicht, aus Leichtsinn, aus Muthwillen, aus Eitelkeit, aus falschem Enthusiasmus, Dinge schreiben, welche die gesetzliche Ordnung in ihren Grundfesten erschüttern; und seine Schrift ist ohne allen Zweifel ein Libell. *)

Das Eigenthümliche der Vergehungen, die aus dem Mißbrauch der Presse entspringen, besteht darin, daß diese Vergehungen — mit Ausnahme jener wenigen Fälle, wo

*) Wenn die Strafwürdigkeit einer Schrift auf andern Wegen einmal entschieden ist, so kann allerdings die böse Absicht des Verfassers, in so fern sie sich ebenfalls erweisen läßt, auf die Beurtheilung derselben großen Einfluß haben; aber auch die strafbarste Absicht kann nie eine Schrift zum Libell machen, die es an und für sich nicht ist.

sie unter eine andere Kategorie von Strafgesetzen treten — nur in ihren faktischen, oder rechtlich-präsumirten Wirkungen erkannt werden können, da die Handlungen, welche sie konstituiren, an und für sich, im gesetzlichen Sinne des Wortes, neutral sind. Bei allen andern Verbrechen oder Vergehungen, sind die That und die Absicht die beiden einzigen Gegenstände der Untersuchung: hier muß ein Drittes, nämlich die innere Beschaffenheit, der Sinn, der Charakter, oder, mit einem einzigen dies alles bezeichnenden Worte, die Tendenz der Schrift, mit in Anschlag gebracht werden. Ein Mord, ein Diebstahl, ein Betrug u. s. f. können nie als neutrale Handlungen betrachtet werden, die Wirkung mag erfolgt sein oder nicht, sie sind und bleiben ein für allemal Verbrechen oder Vergehungen, je nachdem das Gesetz sie klassificirt hat. Eine Schrift hingegen wird nur strafbar, wenn man ihr diese oder jene schädliche Wirkung, entweder durch unmittelbare Induktion nachweisen, oder durch rechtliche Präsumtion zuschreiben kann. Diese Unterscheidung ist von wesentlichem Belang.

Es ergibt sich daraus zunächst die — so eben schon von einer andern Seite bewiesene — nothwendige Unzulänglichkeit aller gesetzlichen Bestimmungen des Mißbrauchs der Presse. Ein Gesetz kann unmöglich, mit irgend einem Anspruch auf Zuverläßigkeit oder Gerechtigkeit, dasjenige gut heißen oder verdammen, dessen Werth oder Unwerth durch seine Wirkung allein, und größtentheils durch seine augenblickliche Wirkung bestimmt wird. Keine vorherbestehende Regel kann hier einen zuverlässigen Maßstab geben.

Eine Schrift kann im höchsten Grade verderblich und zerstörend wirken, ohne gegen einen einzigen Buchstaben des strengsten und ausführlichsten Gesetzes anzustoßen. Die Wirkungen einer Schrift sind, so sehr als menschliche Erzeugnisse und Thaten es nur sein können, an den Unterschied der Lokalitäten und der Zeiten, und an den Wechsel der Verhältnisse geknüpft. Was an einem Orte, in einem Zeitpunkte ohne alle Gefahr, und vielleicht mit Nutzen gesagt werden möchte, kann unter veränderten Umständen zum tödtlichen Gift werden. Mancher schiefe oder gewagte politische Satz, den wir heute mit Gleichgültigkeit in den gemeinsten Flugschriften lesen, hätte vielleicht vor fünfzig, vielleicht auch nur vor zehn Jahren die gewaltsamsten Erschütterungen veranlaßt.

Wenn aber die Gesetzgebung in allem, was die Presse angeht, unvollkommen ist, und diese ihre Unvollkommenheit nie gehoben werden kann, so muß das System, in welchem der Mißbrauch der Presse durch Strafgesetze verhindert werden soll, auf einer andern Seite seine Ergänzungsmittel finden. Dies geschieht durch eine nothwendige Erweiterung der richterlichen Funktion, welche die Unzulänglichkeit der gesetzgebenden kompensirt. Der Richter wird in jedem Prozeß über Schriften, nicht blos zum Schieds-Richter zwischen dem Gesetz und dem Beklagten, sondern eigentlich zum Mitgesetzgeber erhoben. Er entscheidet, nicht wie in gewöhnlichen Kriminalfällen, nach der Vorschrift des Gesetzes, sondern allein nach dem Sinn desselben, und da, wo es ihn gänzlich verläßt, nach eigener Ueberzeugung. Er hat mit einer Frage zu thun, von

welcher seine ganze übrige Praxis ihm kein Beispiel darbietet. In jedem andern Kriminalprozesse ist mit dem Beweise der That auch der Beweis des Verbrechens geführt; denn ob die That an und für sich strafwürdig, ob sie an und für sich ein Verbrechen sei, oder nicht? — diese Frage ist durch das Gesetz schon beantwortet. Gerade diese sonst überflüssige Frage aber wird, so oft der Gegenstand der Anklage eine Schrift ist, die wichtigste, und zugleich die schwierigste der ganzen Verhandlung. Und da der Richter bei Auflösung derselben, vom Gesetz wenig oder gar keinen Beistand zu hoffen hat, vielmehr in jedem einzelnen Falle das Gesetz, wonach er sprechen soll, selbst erst schaffen muß, so liegt auf ihm allein die Last und die Verantwortlichkeit der Entscheidung.*)

In England, wo das Gesetz über die charakteristischen Merkmale einer Preßvergehung durchaus verstummt, tritt folglich die richterliche Behörde ausschließend an dessen Stelle, und das Schicksal jeder Anklage gegen Mißbrauch der Presse, bleibt unbedingt und ungetheilt ihrem Ausspruch anheim gestellt. „Ein Gesetz über Preßvergehungen" — sagt einer der gelehrtesten neuern Schriftsteller —

*) Um jedem Einwurf zu begegnen, bemerken wir hier, daß zwar auch in Kriminalprozessen über gewöhnliche und bestimmt definirte Vergehungen die Frage: ob die begangene That überhaupt strafwürdig war, vorkommen kann; ob dies gleich nur ein seltner Fall sein wird. Ein Prozeß über eine angeklagte Schrift aber läßt sich ohne jene Frage, in der Regel nicht denken, und sie ist, so zu sagen, die Angel, um welche das ganze gerichtliche Verfahren sich dreht.

„hat so unübersteigliche Schwierigkeiten, daß billiger Weise Niemand es verlangen kann; und am Ende wäre es auch überflüssig darnach zu streben. Alles kömmt nur darauf an, ein Mittel zu finden, wodurch der praktischen Unbestimmtheit des Wortes Libell, so viel als wünschenswürdig und möglich ist, abgeholfen werde; und es scheint zuletzt gleichgültig, ob ein solches Mittel seinen Sitz in einem oder dem andern Zweige der Strafgesetzgebung habe." *) Wie dieses Mittel in England beschaffen ist, und wie fern es den Forderungen an eine gute Rechtspflege in Preßvergehungsfällen entspricht, werden wir im dritten Abschnitt untersuchen.

2. Form der Anklage.

Der gewöhnliche Gang der englischen Justiz, in Rücksicht auf Vergehungen, die den Staat und die öffentlichen Ordnung interessiren, ist folgender. In jeder Grafschaft versammelt sich an den für die Sitzung des Assisen-Gerichtshofes festgesetzten Terminen, eine sogenannte Groß-Jury, zu welcher nicht unter zwölf und nicht über drei und zwanzig Personen, sämmtlich bekannte und in gutem Ruf stehende Insassen der Grafschaft, berufen werden. Vor diese Jury werden in der Regel alle Kriminal-An-

*) *Edinburgh Review*, Vol. XXVII. p. 107. — Hierauf ließe sich mit Recht antworten, daß das Mittel, sobald es der richterlichen Behörde ausschließend überlassen werden muß, eigentlich gar nicht mehr in der Strafgesetzgebung residirt. Daß aber kein andrer Ausweg zu finden sei, darin stimmen wir diesem erfahrnen Rechtsgelehrten vollkommen bei.

klagen, sie möchen ursprünglich von Privatpersonen, oder von Kronbeamten herrühren, im Name der Krone gebracht. Die Anklage-Instrumente müssen mit der größten technischen Genauigkeit in Rücksicht auf Angabe der Personen, der Orte, der begangnen Verbrechen rc. abgefaßt sein; der kleinste Flecken macht sie ungültig. Wenn nicht wenigstens zwölf Mitglieder der großen Jury (also im Fall der Vollzähligkeit die Mehrheit) die Klage annehmbar finden, so ist sie verworfen. Wenn Zwölf oder Mehrere sie für zulässig erklären — denn nur über diese Frage der Zulässigkeit hat die große Jury zu entscheiden — so geht sie von dem Assisen-Gericht an das kompetente Kriminalgericht über, wo dann unter Konkurrenz der kleinen Jury, die bekanntlich nur aus zwölf Personen besteht, und nicht anders als einstimmig sprechen kann, das weitere gerichtliche Verfahren eintritt. Diese Art der Anklage heißt in der Kunstsprache Indictment.

Es gibt aber, von uralter Zeit her, eine andere Form der Anklage — durch Information ex officio — zu welcher nur der oberste Kron-Fiskal, der den Titel General-Anwalt (Attorney General) führt, bevollmächtigt ist. Dieser kann, ohne Dazwischenkunft der großen Jury, einen Kriminalprozeß unmittelbar bei dem Gerichtshofe der Kings-Bench*) einleiten. Vormals wurden auf diesem Wege eine Menge von Vergehungen,

*) Das oberste Kriminalgericht in England, welches ehemals Aula Regia, auch Custos morum genannt wurde. Der Akt des General-Fiskals, der eine Anklage bei diesem Tribunal einleitet, heißt in der Kanzleisprache — to file an information.

besonders solche, die, wie die Rechts-Orakel sich ausdrücken, „die Regierung des Königs gefährden, oder Ihn in der Ausübung seines Amtes stören konnten," verfolgt. Seit der Revolution von 1688 sind fiskalische Informationen beinahe ganz außer Gebrauch. Selbst in den wichtigsten Kriminal-Fällen (bei Hochverrath und Felonie) wird die regelmäßige Form des Indiktment beobachtet. Nur die Anklagen über Libelle werden fortdauernd, und seit langer Zeit ausschließend auf diesem Wege betrieben. Der wahre Grund dieser Ausnahme liegt abermals in der besondern Natur des Libell-Prozesses, und kann einem aufmerksamen Beobachter nicht lange verborgen bleiben. In dem obersten Kriminal-Gerichtshofe zu London wird der Libellprozeß von dem General-Fiskal selbst, unter unmittelbarem Vorsitz der Richter, geführt; und eine vollständige Darlegung der Gründe, welche die Anklage aufklären und rechtfertigen können, geht dem Ausspruch der Jury voran. Sollte die große Jury, wie bei einem gewöhnlichen Indiktment, über die Zulässigkeit der Anklage erkennen, so müßte den Provinzial-Gerichten, zu deren Wirkungskreise die große Jury gehört, eine vorläufige Instruktion des Prozesses übertragen werden. Da aber in einem Prozeß über Preßvergehungen jede Instruktion, auch die vorläufigste, sogleich in den Grund der Sache (in die merita causae) eingehen muß, so würde der Ausspruch der großen Jury unausbleiblich die Hauptfrage: Libell oder Nicht-Libell? — umfassen, und wenn dieser Ausspruch für die Anklage ausfiele, der oberste Gerichtshof mit seiner Jury — die immer wieder die näm-

liche Frage zu behandeln hätte — eigentlich nur eine Appellations-Instanz bilden, bei welcher sich, im Falle der Lossprechung des Beklagten, der sonderbare, und in der brittischen Jurisprudenz unerhörte Umstand ergeben könnte, daß eine zweite Jüry das Urtheil der ersten reformirte. Anstatt sich aber auf diesen, gewiß nicht unerheblichen Grund zu stützen, findet man es in England bequemer, das Verfahren des General-Anwaltes in Libell-Prozessen, durch die vorgebliche Nothwendigkeit einer schnellern Behandlung solcher Prozesse zu rechtfertigen; ein Grund, der, wie sich gleich zeigen wird, nicht unglücklicher gewählt werden konnte.

Nachdem der Generalanwalt die Klage angemeldet hat, hängt der Zeitpunkt der Eröffnung des Prozesses durchaus von seinem Willen ab. Er kann Jahre verstreichen lassen, ehe er den Angeklagten vor Gericht fordert, und es gibt kein rechtliches Mittel, ihn zur Legitimirung der Anklage zu vermögen, wie lange er sie auch ruhen lassen mag. Er kann sogar aller weitern Procedur stillschweigend entsagen, ohne mit der Anzeige, daß er ihr entsagt habe, an einen bestimmten Termin gebunden zu sein. Es steht also jederzeit in der Macht dieses Kronbeamten, die Schrecken eines Kriminalprozesses gegen einen Schriftsteller aufzubieten, und, so lange er es für gut findet, über seinem Haupte schweben zu lassen. Fiskalische Informationen werden häufig eingeleitet, ohne daß irgend ein weitrer gerichtlicher Schritt darauf folgte; entweder, weil man bei näherer Prüfung der Sache, keinen günstigen Ausgang davon erwartet, oder auch, weil es von Anfang an nicht ernstlich damit gemeint war. Auf diese

Weise wurden vor einigen Jahren mehr als zwanzig politische Schriftsteller an einem Tage in Anklagestand versetzt, und nur gegen einen wurde wirklich procedirt. So befand sich einst die größere Hälfte der in London erscheinenden Journale unter fiskalischer Anklage; die Informationen waren übergeben; keine kam zur Vollziehung. Der Prozeß war suspendirt, nicht niedergeschlagen; und die Journalisten fuhren inzwischen ungestört fort, nicht allein gegen die Minister und ihre Maßregeln, sondern selbst gegen den Generalfiskal, die Tribunale, und die Richter zu Felde zu ziehen. Doch kam keiner ohne ernsthaften Schaden aus dem Spiel. Denn jede solche fiskalische Information, sie mag zum Prozeß führen oder nicht, ist mit beträchtlichen Kosten verknüpft, die sich oft auf 80 bis 100 Pf. St., und zuweilen noch viel höher belaufen. Unter gewissen Umständen kann der Generalfiskal auch, mit Beobachtung der Formen, den angeklagten Schriftsteller verhaften, und bis zur Lossprechung oder bis zur förmlichen Verzichtleistung auf den Prozeß im Gefängniß sitzen lassen.

Mr. Brougham hat vor zwei Jahren eine Bill zur Reform des fiskalischen Verfahrens in Libell-Sachen, ins Unterhaus gebracht; bis jetzt ist nichts darüber beschlossen worden. Dagegen hat der Staatssecretair der innern Angelegenheiten, Lord Sidmouth, im Monat März 1817 ein Cirkular an die Lordlieutenants der Grafschaften erlassen, wodurch die Friedensrichter bemächtiget werden, „Jeden, der eidlich bei ihnen angeklagt wird, schmähende oder aufrührerische Pamphletts und Schriften bekannt gemacht, verkauft, oder vertheilt zu haben, verhaften zu lassen,

oder zur Bürgschaftsleistung für sein Erscheinen bei einer bevorstehenden Anklage, zu zwingen." — Diese Vollmacht der Friedensrichter scheint von noch weiterm Umfange, als selbst die des Generalanwaltes zu sein, und würde, wenn man es wagte, sie zu vollziehen, zu noch größern Bedrückungen führen. *)

Das Recht der Anklage in Libellsachen kann nicht füglich einer andern Autorität als der fiskalischen übertragen werden, und diese kann es nicht nach einer vorher bestimmten Regel, sondern immer nur nach bestem Wissen und Gewissen, das heißt, auf eigne Diskretion ausüben. Da der fiskalische Beamte, besonders in unruhigen Zeiten, unmöglich alle anstößige Schriften den Tribunälen überliefern kann, so bleibt ihm nichts übrig, als diejenigen aus der Masse herauszugreifen, welche der Zufall, eine augenblickliche Gemüthsstimmung, fremdes Urtheil, verdiente oder unverdiente Celebrität, persönliche Verhältnisse der Schriftsteller u. s. f. (höherer Einflüsse noch gar nicht zu gedenken) seiner Aufmerksamkeit und seiner Rüge empfehlen; und wenn er auch sein Amt mit noch so großer Einsicht und Unpartheilichkeit verwaltet, läuft er immer Gefahr, gegen einen zur Verantwortung gezogenen Libelli-

*) Maßregeln von dieser Art — drückend in der Form, und ohnmächtig in der That — machen es begreiflich, wie in einer Epoche, wo der Mißbrauch der Presse in England die letzten Extreme erreicht hat, doch zu gleicher Zeit die Vertheidiger der Volksfreiheit immer noch scheinbare Vorwände finden, über die härteste Sklaverei der Presse und die Tyrannei der Minister zu schreien.

sten, hundert eben so strafbare, und vielleicht viel schädlichere zu verschonen. Dieser Uebelstand ist von dem System der Verhütung des Preßmißbrauches durch Strafgesetze unzertrennlich, und kann in keinem Staate, wo dies System angenommen wird, daraus verbannt werden. Daß er in England in nicht geringem Grade obwaltet, und daß die dortige Form der Anklage gegen Preßvergehungen zu mannigfaltigen Unregelmäßigkeiten und Mißbräuchen und zu drückender Willkür Anlaß giebt, daß folglich die brittische Preßverfassung, selbst aus dem Standpunkte der individuellen und schriftstellerischen Freiheit betrachtet, so befriedigend und gefahrlos nicht ist, als ihre auswärtigen Bewunderer sich einbilden, geht aus dem, was in diesem Abschnitte gesagt worden, wohl deutlich genug hervor.

3. Gerichtliche Procedur.

Durch das Vorhergehende sind wir zu der Ueberzeugung gelangt, daß, wenn die Presse durch Strafgesetze in Schranken gehalten werden soll, die richterliche Gewalt in ihrer Mitwirkung für diesen Zweck einen ganz eigenen Charakter annehmen, daß sie Fragen erörtern, Gegenstände umfassen, Geschäfte übernehmen muß, die ihrem gewöhnlichen Gange fremd sind. Wer einmal die Gründe der unheilbaren Unvollkommenheit aller Strafgesetzgebung gegen Preßmißbrauch gefaßt hat, dem wird die Nothwendigkeit einer solchen Erweiterung der richterlichen Funktion wohl einleuchten. Ob sie aber an sich wünschenswürdig sei, das erfordert eine besondre Untersuchung.

Das Richteramt ist von allen andern öffentlichen Geschäften wesentlich unterschieden. Es setzt eine Masse von Kenntnissen und Erfahrungen voraus, die sämmtlich, wenn gleich keinesweges in einer beschränkten, doch in einer geschlossenen und abgesonderten Sphäre liegen. Zur genugthuenden Führung dieses wichtigen Amtes gehören überdies Eigenschaften, die sich, selbst bei den glücklichsten Anlagen, nur durch vieljährige Uebung entwickeln können. Ein guter Richter kann zugleich ein einsichtsvoller Staatsmann, und ein gründlicher Gelehrter in andern Fächern sein, wovon es allenthalben rühmliche Beispiele gegeben hat, und noch giebt. Sein eigenthümliches Feld ist aber von so weitem Umfang, und das Verdienst es auszufüllen so groß, daß es unbillig wäre, Forderungen an ihn zu machen, zu welchen sein Beruf nicht unmittelbar berechtigt.

Das Geschäft, eine Schrift in ihren Beziehungen auf das öffentliche Interesse, auf den Schaden, den sie unter gewissen Umständen stiften, auf die Gefahr, die sie der allgemeinen Sicherheit bereiten kann, selbst auf das Verhältniß zwischen dem Schriftsteller und der öffentlichen Autorität, zu beurtheilen, steht mit allen übrigen Geschäften eines Richters in einer sehr entfernten, und oft in gar keiner Gemeinschaft. Es ist durch und durch politischer Natur; es setzt eine Kenntniß der Staatsangelegenheiten, der innern und auswärtigen Verhältnisse, des öffentlichen Lebens überhaupt und des ganzen gesellschaftlichen Zustandes voraus, die nur dem beiwohnen kann, welchen ein bestimmter Beruf, oder ein anhaltendes Studium in Gegenstände dieser Art eingeweiht hat. Von einem gewöhn-

lichen Gerichtshofe den Ausspruch über die politische Tendenz einer Schrift zu verlangen, ist im Grunde nicht viel weniger gewagt, als wenn man ihm das Urtheil über den Werth eines Gemäldes oder einer musikalischen Komposition zumuthen wollte. Auch würde wahrscheinlich kein Staatsmann oder Publicist eine so bedenkliche Mischung der Funktionen je vorgeschlagen haben, wenn nicht in dem System der Strafgesetze, die Verlegenheit, jenes Geschäft an irgend eine andere Stelle zu verweisen, sie von selbst veranlaßt hätte. Der Richter muß aus seinem gewohnten Wirkungskreise herausgehen, sich in neue Ansichten, in neue Verhältnisse versetzen, ja in diesen, nicht ohne besondere Anstrengung des Geistes, bis auf einen gewissen Grad einheimisch werden, wenn er einem Amt, wozu er in seiner sonstigen Praxis weder Anleitung noch Hülfsmittel findet, auch nur mit mittelmäßigem Selbstvertrauen und mittelmäßigem Erfolg vorstehen soll.

Irgend einer Behörde im Staat muß freilich, wenn man nicht entschlossen ist, die Presse sich selbst zu überlassen, dies kritische Amt anvertraut werden; und sollen politische oder polizeiliche Censoren einmal verbannt sein, so bleibt nichts übrig, als juridische zu bestellen. Nur muß man sich durch Namen nicht täuschen lassen. Der Richter, in so fern er eine Schrift für erlaubt oder unerlaubt, für unschuldig oder strafbar erklärt, wird ein Censor im vollen Sinne des Wortes; in seiner censorischen, nicht in seiner richterlichen Qualität spricht er dieses Urtheil aus; zur richterlichen Funktion kehrt er erst dann zurück, wenn er gegen die verurtheilte Schrift die gesetz-

eines politischen Censors die Ehre eines Schriftstellers nie verletzt, und in der Meinung seiner Mitbürger, wenn diese zufällig davon Kunde erhalten, ihn eher zu heben als herabzusetzen pflegt. Dagegen macht die Feierlichkeit einer richterlichen Sentenz, wenn nicht empörende Ungerechtigkeit sie befleckt, auf das Publikum allemal Eindruck; und der Schriftsteller, der in dieser letzten Verschanzung unterliegt, hat seine Sache unwiederbringlich verloren. *)

Das Urtheil über die politische Schädlichkeit oder Unschädlichkeit einer Schrift, die nicht grobe Personal-Injurien, oder offenbare Provokationen zu Verbrechen enthält, kann nur auf die Vorstellung von ihren praktischen Wirkungen, von ihrer unmittelbaren oder mittelbaren Tendenz gerichtet sein. Dieses Urtheil ist jederzeit mit einem gewissen Grade von Willkür behaftet. Wir meinen nicht jene unredliche Willkür, die, der Wahrheit und eigener Ueberzeugung zum Trotz, ihre Entscheidungen aus blinder Partheilichkeit oder fremdartigen Einwirkungen

*) Da, wo der politische Parteigeist den höchsten Gipfel erreicht hat, wie in England, findet freilich auch ein gebrandmarkter Libellist immer noch erklärte Anhänger und Beschützer; dies ist aber nicht die Regel, sondern die Ausnahme; in einem ruhigern Gange der Dinge verhält es sich anders.

Uebrigens müssen wir, zur Verhütung vorzeitiger Einwürfe, bemerken, daß wir bei der hier aufgestellten Parallele zwischen der richterlichen und polizeilichen Censur, die Gründe, die für und wider die letztere sprechen, keineswegs haben erschöpfen wollen, da wir uns erst in einem spätern Abschnitt dieser Abhandlung mit dem Censursystem besonders zu beschäftigen denken.

schöpft, sondern nur die Willkür des Gedankens, die bei der unendlichen Verschiedenheit menschlicher Ansichten, dem Einen als lobenswerth zeigt, was der Andere höchst tadelhaft findet. Ist es gleichgültig, die Autorität der Gerichtshöfe in den Kampf der Parteien zu verwickeln? Eine Behörde, deren Ansehen und Kredit für das Wohl der Gesellschaft und für ihre eigene Beruhigung nicht rein und tadellos genug erhalten werden kann, in einen Schauplatz der Willkür, auch nur der unvorsätzlichen, auch nur der scheinbaren, zu verwandeln? Diese Betrachtung ist nicht ohne Gewicht. Jeder aufgeklärte Richter, der die Würde seiner Bestimmung kennt, wird gewiß gern ein Geschäft von sich ablehnen, das ihn aus der wohlthätigen Freistätte seiner gesetzmäßigen, geregelten Thätigkeit auf eine unbekannte schlüpfrige Bahn wirft, und ihn ohne Richtschnur und Leitfaden einer fremdartigen schweren Verantwortlichkeit Preis gibt. Fällt sein Spruch wider den Staat, der den Schriftsteller vor ihm angeklagt hat, aus, was vergilt ihm das schmerzhafte Gefühl, sich mit denen, welchen er Achtung schuldig ist, und deren Meinung ihm nie gleichgültig sein kann, im Widerspruch zu finden? Verurtheilt er den Schriftsteller, wer schützt ihn, wenn auch sein Gewissen ihn frei spricht, gegen die Bitterkeiten aller Art, womit eine parteiische, leidenschaftliche, vielleicht aufgebrachte Volksstimme ihn bedroht?

Die Sache wird noch kritischer, wenn man erwägt, daß in Zeiten, wo Prozesse gegen Preßvergehungen sich häufen, ein Tribunal, das nicht, wie ein politischer Censor, jeden einzelnen Fall, nach seinen besondern (oft nur

von diesem gesammten) Beziehungen behandeln kann, sondern in allen seinen Verhandlungen sich selbst allgemeine Grundsätze, und allgemeine Normen vorschreiben muß, wenn es eine, zwei, drei Schriften von einem gewissen Ton oder Charakter gebilligt oder verdammt hätte, nicht mehr anstehen könnte, alle ähnlichen ebenfalls zu billigen oder zu verdammen. Hieraus würde sich bald ein systematischer Gang erzeugen, der das Tribunal in beständige Opposition mit der Regierung, oder in beständige Opposition mit dem Publikum versetzte. Beides aber wäre gleich nachtheilig. In dem einen Falle würde die Regierung, von den Tribunälen verläugnet, in einem feindseligen gehässigen Lichte, in dem andern das Tribunal als ein unterwürfiges, blindes Werkzeug der Macht erscheinen. Und die Folge wäre immer, daß die Richter, sei es in der Wirklichkeit, sei es in der Meinung, ihre unabhängige würdevolle Stellung, die Achtung, die Gunst und das Vertrauen des besten Theils der Nation ohne Ersatz verloren haben würden.

Um einige dieser Einwürfe zu beseitigen, hat man den Vorschlag gethan, zur Aburtheilung fiskalisch belangter Schriften, anstatt der gewöhnlichen Gerichtshöfe, ein eignes Tribunal zu ernennen, das aus wirklichen Richtern, politischen Beisitzern, und einer gewissen Anzahl sachkundiger, wissenschaftlich gebildeter Männer gemischt wäre. Eine solche Behörde aber wäre nicht mehr ein Tribunal, sondern eine außerordentliche Kommission, welche die Stelle eines wahren Gerichtshofes nur unvollkommen und unsicher vertreten würde. Was eine solche Kommission, durch die

Art ihrer Zusammensetzung, an Sachkenntniß und Fähigkeit zum Urtheil auf einer Seite allenfalls gewinnen möchte, würde sie auf der andern an Unabhängigkeit, an Selbstständigkeit, an Gewicht, an öffentlichem Vertrauen, zehnfach wieder verlieren.

Einen weit bessern Ausweg als diesen gewährt unstreitig die in England bestehende Anordnung, vermöge welcher sich bei Prozessen dieser Art die richterliche Gewalt gleichsam in zwei abgesonderte Bestandtheile scheidet, wovon der eine, die Richterbank, den Prozeß blos leitet, und das Endurtheil spricht, der andere aber, die Jury, die Hauptfrage, ob der Beklagte strafbar sei oder nicht, entscheidet. Wir sind weit entfernt, in dieser Anordnung den Grad von Vollkommenheit zu erblicken, den viele sonst einsichtsvolle Männer (ganz neuerlich noch in Frankreich) ihr zugeschrieben haben. Wir glauben vielmehr, daß, wenn es auf Beurtheilung politischer Schriften ankommt, eine Jury in der Regel eine noch weit weniger kompetente Behörde sei, als ein gewöhnliches Tribunal. Da aber, nach den vorhergehenden Bemerkungen, der Verdacht, der Schein von Willkür und Partheilichkeit von keinem richterlichen Ausspruch über Preßvergehungen ganz entfernt werden kann, so halten wir es unbezweifelt für besser, daß dieser Verdacht, oder dieser Schein auf einem Volksausschusse, als daß er auf den Richtern hafte. Aus diesem einzigen Grunde würden wir in Ländern, wo ähnliche Formen schon bestehen, oder mit Kriminal-Procedur vereinbar sind, die Jury mit allen ihren Mängeln, und Gefahren, der ausschließenden Verantwortlichkeit der

Richter, die wir für das größre Uebel halten, vorziehen.

Wir haben jetzt historisch zu entwickeln, wie die Brittische Jury im Libellprozesse zu ihrer gegenwärtigen Verfassung gelangte, und was unter ihrem Regiment aus der Preßfreiheit in England geworden ist.

Seitdem es in diesem Lande keine vorläufige Censur mehr gab, wurden Preßvergehungen ein Gegenstand der gewöhnlichen Kriminal-Jurisdiktion. Da in England kein Kriminalprozeß ohne Zutritt der Jury verhandelt wird, so mußte sie auch im Libellprozeß ihre Stelle finden. Die Gränzen ihrer Befugnisse waren aber — bis am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts eine wesentliche Erweiterung ihres Wirkungskreises verfügt wurde — in diesem Prozesse viel enger als in jedem andern. Wir können die damalige Verfassung nicht richtiger schildern, als indem wir Burke, der in einer der ersten auf Reform derselben gerichteten Parlaments-Debatten, zu Gunsten dieser Reform sprach, redend einführen.

„Es ist das uralte Vorrecht des brittischen Volkes, in Kriminalprocessen nicht von Richtern, welche die Krone angestellt hat, sondern von seinen Pairs aus dem Sprengel der Grafschaft, zu deren Jurisdiktion ein Jeder gehört, gerichtet zu werden; aus diesem Vorrecht ist die Jury entsprungen. Dieses Vorrecht ist auch, so viel ich weiß, bei keiner Gelegenheit, und von keiner Autorität je bestritten worden. Es giebt jedoch einen Fall, in welchem, wiewohl ohne bestimmte Anfechtung des Grundsatzes, die ganze Substanz, Kraft und Wirksamkeit des Rechtes aufgehoben wird; dies ist der Fall des Prozesses gegen Libelle.

In diesem einzigen Falle hat, nach der von den Richtern aufgestellten Lehre, die Jury keine andere Kompetenz, als über das materielle Faktum des Schreibens und Publicirens, und über die Identität der angeklagten Personen und Objekte zu entscheiden; der Vorsatz des Herausgebers, und die Tendenz der Schrift *), wovon die ganze Strafwürdigkeit oder Nicht-Strafwürdigkeit derselben abhängt, bleibt dem Richter überlassen. Da solchergestalt die Jury darauf beschränkt ist, über Handlungen zu entscheiden, die an und für sich nicht einmal präsumtionsweise strafbar, sondern völlig gleichgültig und neutral sind, so sind alle die Fragen, bei welchen der Beklagte wirklich interessirt ist, der Jury entzogen. Will sie ein mehreres auf sich nehmen, so handelt sie ohne Befugniß; sie übt eine natürliche, nicht eine gesetzliche Macht aus; sie läuft Gefahr, wie bei jeder andern Ueberschreitung ihrer Gränzen, sich selbst und der Sache zu schaden. So steht die gegenwärtige Verfassung; so haben unsere höchsten Kriminalgerichtshöfe sie von sehr ehrwürdigen Amtsvorfahren empfangen, und betrachten sie fortdauernd als ihre Regel u. s. f." **)

In den ersten achtzig Jahren, die nach der Erlöschung des früher von der Sternkammer, nachher von einer Par-

*) Hier sind die drei Hauptelemente der Sache, das Faktum, der Vorsatz und die Tendenz richtig unterschieden. Wir werden weiterhin Gelegenheit haben, zu zeigen, wie selten dies in England geschehen ist, und wie sehr man die beiden letzten Begriffe mit einander verwechselt und vermischt hat.

**) Speech on a motion for explaining the powers of Juries in prosecutions for Libels — On the 7th March 1771.

laments-Kommission ausgeübten Censurrechtes verflossen, scheint die Frage von dem Wirkungskreise der Jury in Libell-Prozessen selten oder nie zur Sprache gekommen zu sein. Es existiren kaum Spuren von gerichtlichen oder außergerichtlichen Erörterungen dieser Frage. Wenn gleich wie in so vielen andern Punkten, kein Gesetz entschieden hatte, wo in Prozessen dieser Art die Demarkationslinie zwischen der Provinz des Richters und der Provinz der Jury lag, so hatte doch ein langes, ununterbrochnes, und bis zum Jahre 1770 nie bestrittnes Herkommen, die Regel, daß die Jury nur über die Thatsache der Publikation, über alles andre aber der Richter zu sprechen habe, geheiligt; und alle gesetzliche und gerichtliche Autoritäten, von Sir John Holt, dem ersten obersten Kriminalrichter nach der Revolution von 1688, bis auf Lord Mansfield herab, hatten sie unverrückt aufrecht erhalten.

In den ersten Jahren der Regierung Georg des III. wurde eine anstößige politische Schrift die Veranlassung sehr merkwürdiger Proceduren, und gewaltiger Bewegungen im Lande. John Wilkes, Mitglied des Unterhauses, ein Mann von mittelmäßigen Talenten, sehr unruhigem Geiste, und wenig achtungswürdigem moralischen Charakter, hatte in der 45sten Nummer einer periodischen Schrift, die er unter dem Titel North-Briton herausgab, einen höchst unanständigen Angriff gegen den König gewagt, und verschiedene Stellen einer königlichen Parlamentsrede frei und offen der Lüge gestraft. Für diese Beleidigung wurde er auf einen Befehl des Staatssecretairs der innern Angelegenheiten verhaftet, und in den

Tower geschickt, wenig Tage nachher aber, vermöge eines Habeas-Corpus-Reskripts, vor den Gerichtshof der Common Pleas gestellt, wo der Oberrichter Pratt (später Lord Camden) ihn aus dem Grunde, daß die Privilegien des Parlaments in seiner Person verletzt worden waren, freisprach. Im November 1763 brachte eine königliche Botschaft die Sache vor das Unterhaus; und hier wurde nach heftigen Debatten mit großer Stimmenmehrheit die 45ste Nummer des North-Briton für ein schändliches und aufrührerisches Libell erklärt, und verdammt, von der Hand des Henkers verbrannt zu werden. In der bei dieser Gelegenheit dem Könige überreichten Adresse sprach das Unterhaus sogar förmlich den Grundsatz aus: „daß das Privilegium der Parlamentsglieder sich nicht auf das Recht, Libelle zu publiziren, erstrecke;" und die Pairs stimmten dieser Adresse bei. Ein Schritt, der um so merkwürdiger war, da es sonst in der neuern brittischen Geschichte kaum ein Beispiel giebt, daß das Parlament einen Beschluß gefaßt oder begünstigt hätte, der den Privilegien seiner eigenen Mitglieder Abbruch that. Das Verbrennen des verurtheilten Blattes erregte einen gefährlichen Aufstand in London. Wilkes stellte eine Klage gegen den Staatssecretair, wegen gesetzwidriger und gewaltsamer Verhaftnehmung an; und erhielt, des Parlaments-Beschlusses ungeachtet, einen Spruch auf 1000 Pf. St. Schadloshaltung. Gleich darauf entfloh er nach Frankreich; und das Unterhaus, welches ihn vorgefordert hatte, um Rechenschaft von seinem Verfahren abzulegen, erklärte im Januar 1764, „daß Wilkes als Verfasser und Ver-

breiter einer Schmähschrift von seinem Sitz im Parlament ausgeschlossen sei." Dieser Entschluß wurde durch seine unvorhergesehenen Folgen, und die vieljährigen schweren Kämpfe und Unruhen, die er erzeugte, eine Quelle großer Widerwärtigkeiten für England. Auf den gewöhnlichen Gerichtsgang in Libellsachen hatte er jedoch keinen unmittelbaren Einfluß, indem die Frage, ob der North-Briton ein Libell sei, nie vor einem Tribunal verhandelt, sondern vom Parlament, aus höchster Machtvollkommenheit entschieden worden war.

Im Jahr 1769 stand unter dem erdichteten, und nie enträthselten Namen Junius, der gewaltigste und frevelhafteste Libellist auf, den England, und die moderne Welt überhaupt bis dahin kennen gelernt hatte. Mit Talenten und Kenntnissen vom ersten Range, einer nie übertroffnen und selten erreichten Beredsamkeit, einer Kühnheit ohne Maß und Ziel, und einer Bosheit, welche Milton's Teufel hinter sich zurück ließ, wußte dieser geheimnißvolle Unhold zwei Jahre lang das brittische Publikum in fortdauernder Spannung zwischen Lust und Schrecken, zwischen Bewunderung und Abscheu zu erhalten. In einer Reihe zermalmender Briefe griff er die Mitglieder des Kabinets, alle hohe und niedere Staatsbeamten, alle in die öffentlichen Angelegenheiten verflochtnen Individuen, die Tribunäle, die beiden Parlamentshäuser, endlich die geheiligte Person des Königes selbst, mit immer gleicher Bitterkeit und Schonungslosigkeit an. Jeder dieser Briefe war ein moralischer und politischer Mord, der irgend ein vorher ausersehenes Schlachtopfer, wie unschuldig und ehrwürdig

es auch sein mochte, in der öffentlichen Meinung zu Grunde richten sollte. Man zitterte vor ihm, wie vor einer unbekannten, außerirdischen Macht; und es war so weit gekommen, daß er an einen unabhängigen Mann, und einen der ersten Künstler seiner Zeit schreiben durfte: „hütet Euch vor meinem Zorn; oder Ihr sollt die Stunde verfluchen, wo Ihr es gewagt habt, Euch mit Junius einzulassen.“ *)

Nachdem der erste Schrecken, den seine Adresse an den König am Hofe und im Kabinet, wie in allen Classen des Publikums verbreitet hatte, vorüber war, beschloß man, den ursprünglichen Herausgeber des Libells vor der Kings-Bench belangen zu lassen. **) Der Prozeß wurde am 13. Juni 1770 eröffnet. Der Oberrichter Lord Mansfield erklärte der Jury, sie habe sich nur mit den beiden Fragen, der Publikation und des Sinnes der Schrift, und da die Publikation bereits eingestanden sei, eigentlich

*) Dieses lakonische Sendschreiben erließ er an den berühmten Schauspieler Garrik. — Um das hier entworfene Gemälde zu rechtfertigen, und zugleich als einen merkwürdigen Beitrag zur Geschichte der brittischen Preßfreiheit, werden wir, in einem Nachtrage zu diesem Artikel, einige in Deutschland noch wenig bekannte Data über die schriftstellerische Laufbahn dieses furchtbaren Ungenannten liefern.

**) Die sämmtlichen Briefe von Junius erschienen im Public Advertiser, einer Zeitung, welche der durch seine persönliche Geschicklichkeit (besonders bei Redaktion der Parlaments-Debatten) und durch mancherlei literärische Verbindungen und Schicksale bekannt gewordne Buchdrucker Woodfall herausgab.

nur mit der letzten zu beschäftigen; ob und in wie fern die Schrift ein aufrührerisches, boshaftes u. s. f. Libell sei, bleibe der gesetzlichen Entscheidung überlassen. — Es ist klar, daß der Oberrichter in dieser Art, die Sache zu stellen, viel weiter ging, als er nach der damaligen Gerichtsverfassung zu gehen befugt war; denn er räumte der Jury nicht blos das Recht, über die Thatsache der Publikation, sondern auch das, über den Sinn (die Tendenz) der angeklagten Schrift abzusprechen, ein; und dennoch sollte die Frage, ob diese Schrift ein Libell war, dem Richter vorbehalten bleiben! Da von einem Manne, wie Lord Mansfield, schwer anzunehmen ist, daß er sich solcher Halbheit und Inkonsequenz, blos aus Schonung für die Jury und für die öffentliche Meinung schuldig gemacht haben sollte, so ergiebt sich daraus vielmehr, wie unsicher und schwankend der Boden, auf welchem das System der Kriminal-Jurisprudenz in diesen kritischen Fragen ruhte, damals schon geworden sein mußte.

Die Jury berathschlagte vom Morgen bis Abend, und brachte endlich ihren Spruch (verdict) über Woodfall in folgenden Worten: „Schuldig des Drucks und der Publikation allein." Dieses Verdikt war in jeder Hinsicht null und nichtig. Die Jury, der nichts weiter zustand, als ein reines Schuldig oder Nichtschuldig auszusprechen, hatte ihre Vollmacht überschritten. Der Vertheidiger des Beklagten verlangte hierauf, daß bei der Zweideutigkeit des Verdikts allem fernern Verfahren Einhalt gethan werden sollte; und das Tribunal, von Bedenklichkeiten und Scrupeln aller Art hin und her

bewegt, entschied, der Prozeß solle von Neuem beginnen. Als hiezu in einem spätern Termin geschritten werden sollte, vermißte man das ursprüngliche Dokument (das Zeitungsblatt!) auf welches der Beweis der Publikation gegründet worden war. Der Vormann der Ersten Jury hatte es heimlich auf die Seite gebracht und zerrissen; und unter diesem geringfügigen Vorwande, vermuthlich wohl aus Gründen andrer Art, die man verschwieg, wurde die weitere Verhandlung niedergeschlagen.

Der Prozeß gegen Woodfall gab das Signal zu einer langen Reihe von Untersuchungen und Streitigkeiten über die Befugnisse der Richter und Geschwornen im Libellprozeß. Lord Camden machte zu Ende des Jahres 1770 im Hause der Pairs einen Versuch, von Lord Mansfield über den eigentlichen Sinn seiner Adresse an die Jury nähere Aufklärung zu erhalten, welche dieser jedoch standhaft verweigerte. Zu eben der Zeit trug Mr. Glynne im Unterhause darauf an, „einen Ausschuß zu ernennen, der die Verwaltung der Kriminal-Justiz, und das Verfahren der Richter, besonders in Bezug auf Preßfreiheit, und auf die constitutionellen Rechte und Pflichten der Jury untersuchen sollte." — Die darüber entstandene Debatte ist, aus dem Gesichtspunkt späterer Zeiten betrachtet, ein historisches Denkmal von nicht gemeinem Werth, indem die Motion ihren heftigsten Gegner — an Fox*), und

*) Es war im zweiten Jahre seiner parlamentarischen Laufbahn. Damals sprach er mit äußerster Verachtung von dem, was die Freunde der Motion die Volks-Meinung nannten.

breiter einer Schmähschrift von seinem Sitz im Parlament ausgeschlossen sei." Dieser Entschluß wurde durch seine unvorhergesehenen Folgen, und die vieljährigen schweren Kämpfe und Unruhen, die er erzeugte, eine Quelle großer Widerwärtigkeiten für England. Auf den gewöhnlichen Gerichtsgang in Libellsachen hatte er jedoch keinen unmittelbaren Einfluß, indem die Frage, ob der North-Briton ein Libell sei, nie vor einem Tribunal verhandelt, sondern vom Parlament, aus höchster Machtvollkommenheit entschieden worden war.

Im Jahr 1769 stand unter dem erdichteten, und nie enträthselten Namen Junius, der gewaltigste und frevelhafteste Libellist auf, den England, und die moderne Welt überhaupt bis dahin kennen gelernt hatte. Mit Talenten und Kenntnissen vom ersten Range, einer nie übertroffnen und selten erreichten Beredsamkeit, einer Kühnheit ohne Maß und Ziel, und einer Bosheit, welche Milton's Teufel hinter sich zurück ließ, wußte dieser geheimnißvolle Unhold zwei Jahre lang das brittische Publikum in fortdauernder Spannung zwischen Lust und Schrecken, zwischen Bewunderung und Abscheu zu erhalten. In einer Reihe zermalmender Briefe griff er die Mitglieder des Kabinets, alle hohe und niedere Staatsbeamten, alle in die öffentlichen Angelegenheiten verflochtnen Individuen, die Tribunäle, die beiden Parlamentshäuser, endlich die geheiligte Person des Königes selbst, mit immer gleicher Bitterkeit und Schonungslosigkeit an. Jeder dieser Briefe war ein moralischer und politischer Mord, der irgend ein vorher ausersehenes Schlachtopfer, wie unschuldig und ehrwürdig

es auch sein mochte, in der öffentlichen Meinung zu Grunde richten sollte. Man zitterte vor ihm, wie vor einer unbekannten, außerirdischen Macht; und es war so weit gekommen, daß er an einen unabhängigen Mann, und einen der ersten Künstler seiner Zeit schreiben durfte: „hütet Euch vor meinem Zorn; oder Ihr sollt die Stunde verfluchen, wo Ihr es gewagt habt, Euch mit Junius einzulassen." *)

Nachdem der erste Schrecken, den seine Adresse an den König am Hofe und im Kabinet, wie in allen Classen des Publikums verbreitet hatte, vorüber war, beschloß man, den ursprünglichen Herausgeber des Libells vor der Kings-Bench belangen zu lassen. **) Der Prozeß wurde am 13. Juni 1770 eröffnet. Der Oberrichter Lord Mansfield erklärte der Jury, sie habe sich nur mit den beiden Fragen, der Publikation und des Sinnes der Schrift, und da die Publikation bereits eingestanden sei, eigentlich

*) Dieses lakonische Sendschreiben erließ er an den berühmten Schauspieler Garrik. — Um das hier entworfene Gemälde zu rechtfertigen, und zugleich als einen merkwürdigen Beitrag zur Geschichte der brittischen Preßfreiheit, werden wir, in einem Nachtrage zu diesem Artikel, einige in Deutschland noch wenig bekannte Data über die schriftstellerische Laufbahn dieses furchtbaren Ungenannten liefern.

**) Die sämmtlichen Briefe von Junius erschienen im Public Advertiser, einer Zeitung, welche der durch seine persönliche Geschicklichkeit (besonders bei Redaktion der Parlaments-Debatten) und durch mancherlei literärische Verbindungen und Schicksale bekannt gewordne Buchdrucker Woodfall herausgab.

stand durch.*). Im Oberhause wurde sie von drei großen Rechtsorakeln, Lord Thurlow, Lord Kenyon und Lord Bathurst bekämpft, und nach der ersten Debatte bei Seite gelegt. In der Sitzung des Jahrs 1792 aber nahm sie auch das Oberhaus, der Protestationen der Richterbank ungeachtet, an. Durch das aus dieser Bill erwachsene Statut wurde verordnet, „daß die Jury in Kriminalprozessen gegen Libelle über sämmtliche in der Anklageakte enthaltenen Punkte einen allgemeinen Spruch von Schuldig oder Nichtschuldig zu geben berechtiget sei."

Daß ein solcher Parlamentsbeschluß den Sieg davon trug, ist nicht sehr zu verwundern. Es lag in dem Grundsatz, daß die Jury in Libellprozessen nur über die Thatsache der Publikation zu sprechen habe, eine scheinbare Abweichung von der in allen andern Kriminalprozessen obwaltenden Regel. Wir sind berechtigt zu glauben, wenn wir auch keinen eigentlichen Beweis dafür liefern können, daß diese Abweichung nicht zufällig entstanden war, sondern in der, von frühern Rechtsgelehrten richtig bemerkten und gefühlten Eigenthümlichkeit der Preßvergehungen ihren tief liegenden Grund hatte. Diesen Umstand aber, den Ursprung und Träger der alten Lehre, scheinen in neuern Zeiten weder die Gegner dieser Lehre, noch auch die stärksten Vertheidiger derselben vollkommen gefaßt zu haben. Gewiß ist wenigstens und in jedem Falle höchst sonderbar, daß er weder im Parlament, noch in gerichtlichen Verhandlungen, noch in gleichzeitigen Schrif-

*) Selbst Pitt sprach zu Gunsten der Bill

venz der Schrift, und strafbare Gesinnung des Verfassers, als über die Thatsache der Publikation, ohne Ausnahme noch Einschränkung zu erkennen. Auch diese Bill ging in einer großen Stimmenmehrheit unter. Selbst viele von denen, die dem Grundsatz nicht abgeneigt waren, fühlten sich bedrängt durch das Dilemma, entweder, wenn das Gesetz als positive Anordnung (enacting law) ausgesprochen würde, eine Neuerung im Gerichtsgange einzuführen, oder, wenn es eine blos auslegende Form (declaratory law) erhielt, über alle frühern Aussprüche der Richter und Rechtsgelehrten den Stab zu brechen. Um beiden Inkonvenienzen auszuweichen, überließ man Richter und Geschworne fernerhin ihrem eignen Gange, und verwarf die Motion.*)

Doch jene Skrupel, und alle ähnliche, schienen verschwunden oder vergessen zu sein, als zwanzig Jahre später Mr. Fox, nun der Held der Freiheit und der Abgott des Volkes geworden, die Bill von Dowdeswell wieder erweckte. Er führte sie, von einer gelehrten und scharfsinnigen Rede begleitet, im Mai 1791 ins Unterhaus ein, und setzte sie (merkwürdig genug) fast ohne allen Wider-

*) Bei dieser Gelegenheit hielt Burke zu Gunsten der Motion die Rede, woraus die oben angeführte Stelle gezogen war. Sie war mit solcher Mäßigung und Weisheit abgefaßt, daß er auch in den letzten Jahren seines Lebens, wo die Greuel der aufs höchste gemißbrauchten Presse einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatten, sich seiner Worte vom Jahr 1771 nicht hätte schämen dürfen.

ordnete, daß wenn ein Zeitungsschreiber vorgegeben hätte, einen wirklich libellistischen Artikel aus einer ausländischen Zeitung entlehnt zu haben, und sein Vorgeben vor Gericht nicht beweisen konnte, er wegen solcher Vergehung allein, und unabhängig von andrer gesetzlicher Strafe, zu sechs- bis zwölfmonatlichem Gefängniß verurtheilt werden sollte. Da diese Anordnung aber das Recht der Jury, über den libellistischen oder nichtlibellistischen Charakter des Artikels zu erkennen, nicht beschränkte, so hatte sie auf das Hauptverfahren keinen weitern Einfluß, und ist auch, so viel uns bekannt, nie geltend gemacht worden.

Die Entscheidung des Parlaments im Jahr 1792 wird noch heute als ein gemeinschaftlicher Sieg der Jury und der Preßfreiheit, mithin von den Freunden beider als eine glückliche Begebenheit betrachtet. Ob sie das in ihren Folgen wirklich war, ist eine Frage, auf die man, nach Verschiedenheit der Ansichten und Gefühle, sehr verschiedne und einander widersprechende Antworten erwarten muß. Wir wollen die unsrige, so wenig sie auch den Lieblingsvorstellungen des Tages zusagen mag, nicht verbergen. Zuvor aber dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß jene Parlamentsentscheidung zu rechtfertigen sein würde, wenn man auch von ihren faktischen Wirkungen noch eine ungünstigere Meinung hätte, als wir davon haben. Denn immer bliebe noch die andere Frage zu erörtern, ob eine Entscheidung im entgegengesetzten Sinne nicht noch schlimmere Folgen gehabt hätte. Was würde geschehen sein, wenn das Parlament die alte höchst schwankend und zweideutig gewordene Praxis, fernerhin sich selbst überlassen,

oder gar durch einen förmlichen Beschluß, die Regel, daß die Jury in Libellprozessen nur für die Thatsache der Publikation kompetent sein sollte, von neuem sanktionirt hätte? — Die richterliche Gewalt, die in diesen stürmischen Zeiten ohnehin nur zu oft das Schicksal der übrigen Autoritäten zu theilen hatte, wäre im höchsten Grade verhaßt und verdächtig geworden. Das unvermeidliche Gefolge jeder öffentlichen Procedur über Preßvergehungen, die Zergliederung der anstößigsten Schriften, die Vertheidigung der Angeklagten, gewöhnlich noch frecher und jederzeit noch schädlicher, als das Libell selbst, das Skandal der Debatten, die Sophistereien der Advokaten, der Kampf der Kronfiskale und Richter bald mit der Jury, bald mit der Partei selbst, kurz alles, was in diesen gefahrvollen Verhandlungen von viel größerm Belang und von viel wichtigern Folgen ist, als das lossprechende oder verdammende Urtheil — wäre unverändert dasselbe geblieben. In mehr als einem Falle würde die Jury, wie sie wirklich früher schon gethan hatte, den Verfasser oder Verleger eines Libells, gegen alle gerichtliche Evidenz, als des Schreibens oder Herausgebens nicht überwiesen absolvirt, oder, wenn dies unmöglich gewesen wäre, durch ein trocknes Nichtschuldig den Richter in die harte Verlegenheit gesetzt haben, den Beklagten mit der vollkommnen Ueberzeugung von seiner Strafbarkeit frei zu sprechen, oder das Verdikt als ungültig anzugreifen. Die Ausschweifungen der Presse wären nicht gehemmt, die gesetzlichen Mittel dagegen in der Meinung noch tiefer herabgesetzt worden. Nach unsrer Ansicht hat die Parlamentsakte von 1792, indem sie die

ganze Verantwortung auf die Jury warf, nur immer noch das geringere Uebel gewählt.

Wie man aber auch über diesen Punkt denken mag, die Geschichte der Libellprozesse in England bietet während der letztverflossenen fünf und zwanzig Jahre, dem, welcher den politischen und sittlichen Zustand der Nationen mit ernster und strenger Unpartheilichkeit zu erforschen sucht, kein anlockendes Schauspiel dar. Nichts als der Fatalismus einer blinden Willkür scheint über das Schicksal dieser Prozesse zu regieren. Neben der triumphirenden Straflosigkeit der kühnsten Verbrecher sieht man oft gegen unbedeutende Delinquenten mit unverhältnißmäßiger Strenge verfahren. Ein geringfügiger Zeitungsparagraph, eine leichtsinnig aufgegriffene und leichtsinnig wieder erzählte Anekdote, ein mißfälliges Urtheil über einen bedeutenden Fremden u. s. f. wird an Einzelnen zuweilen mit schwerer Geld- und Gefängnißstrafe gerügt, während rund um ihn her die ausgelassensten Libellisten entweder nicht angetastet, oder vom Generalfiskal pro forma belangt, aber nie vor Gericht gezogen, oder endlich von der Jury, unter lautem Jubel ihrer Parthei, frei gesprochen werden. Das Loos eines politischen Schriftstellers in England, eines solchen nämlich, der nicht Lust hat, sich selbst in gewissen Schranken zu halten — denn wer diese Kunst versteht, genießt allenthalben Preßfreiheit — ist in der That so beneidenswerth nicht, als man bei so vielfältigen Beispielen ungestrafter Vermessenheit glauben sollte. Denn ob er gleich allerdings Gründe genug hat, sich zu schmeicheln, daß nicht auf ihn gerade ein fiskalischer Bannstrahl fallen werde,

so ist er doch keinen Tag sicher, nicht sehr unsanft aus seinen Träumen zu erwachen. Was die bloße Anklage, sogar für den Unschuldigen nach sich zieht, haben wir oben gesehen; und wenn die Jury zuletzt auch die Anklage zurückweis't, so geschieht es doch ohne alle Schadloshaltung für das, was der Beklagte in der Zwischenzeit erlitten hat. Die Jury selbst ist aber, und mehr noch als ein gewöhnliches Gericht, allen menschlichen Schwachheiten und Leidenschaften unterworfen. Neigt sie sich auf die Seite der Freiheit, betrachtet sie den Mißbrauch derselben mit gleichgültigen Augen, theilt sie vielleicht die Meinungen, auch die gewagten und ausschweifenden Meinungen des Schriftstellers, so hat dieser freilich nichts zu befürchten. Neigt sich die Jury, wie heute wohl seltener geschieht, auf die Seite der Autorität, zieht sie die Grenze zwischen Gebrauch und Mißbrauch der Freiheit mit Strenge, sind ihre politischen Grundsätze denen des Angeklagten nicht günstig — so kann er auf keinem Wege leichter verurtheilt werden, als auf diesem. *) Das sicherste bei der

*) Ein ganz besonders schlimmer Umstand für den Angeklagten in allen diesen Prozessen ist der, daß er die faktische Wahrheit seiner Behauptungen nie als einen Rechtfertigungsgrund geltend machen darf. Die englische Gesetzgebung, das heißt, die Observanz der Gerichtshöfe hat bestimmt, daß (mit Ausnahme gewisser Civilklagen über Privatlibelle) im gewöhnlichen Libellprozeß die Wahrheit des Inhalts einer Schrift, der Publikation derselben nicht zur Rechtfertigung dienen kann, sondern, „daß Wahrheit oder Falschheit in allen Fällen eine für die Unschuld oder Strafwürdigkeit des Schriftstellers völ-

ganzen Verhandlung sind die Ungemächlichkeiten und Unkosten des Prozesses; der Ausgang hängt immer mehr oder weniger vom Zufall ab.

Doch was sind alle diese Gefahren, die dem Einzelnen drohen, gegen das nicht zu berechnende Unheil, welches bei dem jetzt herrschenden System, die Zügellosigkeit der Presse in England und die Unzulänglichkeit aller gesetzlichen Mittel, dem wohl verstandenen Interesse des Ganzen, der Würde des Staates und dem Ansehen seiner Diener, der öffentlichen Ordnung, Eintracht und Ruhe, der Sittlichkeit und Glückseligkeit des Volkes zugezogen haben! Ueber diesen Punkt muß man Männer sprechen hören, die, vom Strom der Zeit nicht hingerissen, und um vorübergehende Volksgunst unbekümmert, hoch genug gestellt sind, um große Dinge mit großem Blick zu umfassen. Burke, den es endlich wohl vergönnt sein wird, über solche Ge-

---

lig unwesentliche Frage ist, daß die Jury sich nie damit beschäftigen soll, sondern gehalten ist, ihr Urtheil über die Schrift auszusprechen, ohne je davon Kenntniß zu nehmen, ob das, was der Verfasser publicirt hat, absolut erdichtet, oder unumstößlich gegründet sei." So lautet die reine, unzweideutige, noch bis auf den heutigen Tag in allen Gerichtshöfen aufrecht erhaltene Lehre der brittischen Kriminaljustiz, die freilich mit dem, was man uns täglich in andern Ländern davon erzählt, den lächerlichsten Kontrast bildet! Es ist klar, daß die Willkür der Jury durch diese Regel einen ungeheuren Zuwachs erhält, der zwar, wie jetzt die Sachen stehen, in den meisten Fällen zum Vortheil des Beklagten benutzt wird, unter veränderten Umständen aber auch zu seinem größten Nachtheil ausschlagen könnte.

genstände zum Zeugen anzurufen, schrieb über die Ohnmacht der Gerichtshöfe in Libell- und Aufruhrprozessen, und die Rückwirkung dieses Uebels auf die Depositarien der öffentlichen Macht, schon im Jahr 1796 folgende merkwürdige Worte:

„Fiskalische Prozesse sind in Schulen des Hochverraths ausgeartet; sie dienen zu nichts mehr, als die Geschicklichkeit der Verbrecher in den Geheimnissen der Ausflüchte zu üben, und alle Welt zu belehren, mit welcher unbedingten Straflosigkeit man dem Staate Trotz bieten, mit welcher Zuversicht der bösartigste Feind selbst das erhabene Oberhaupt desselben angreifen darf. Alles ist gesichert, nur das nicht, was die Gesetze geheiligt haben; alles ist matt und muthlos, was nicht die Wuth des Faktionsgeistes beseelt. Während die Erschlaffung aller Fibern dem Staatskörper die heftigsten Konvulsionen verkündigt und bereitet, wird die Standhaftigkeit des Arztes durch den bloßen Anblick der Krankheit überwältigt. *) Mit verstellter Gleichgültigkeit behandelnd, was er sich zu schwach fühlt zu bekämpfen, erschrickt er selbst vor den Maßregeln, die er ergreifen soll. Er zweifelt und zögert, so oft es darauf ankömmt, durch eine harte, aber heilsame Operation den Krankheitsstoff auszurotten. Er sucht sogar aus seinen fehlgeschlagenen Versuchen einen armseligen Vortheil zu ziehen, und bedeckt seine Ohnmacht mit der Larve der Gelindigkeit und Großmuth. Er preis't die

---

*) **Mussabat tacito medicina timore.** *Lucret.*

Die hier angeführten Thatsachen läugnen zu wollen, wäre ein vergebliches Unternehmen. Die Freunde unbedingter Ausdehnung der Preßfreiheit verwahren sich aber gegen die Folgerungen, die daraus gezogen werden könnten, durch eine doppelte Art von Argumentation; indem sie entweder die aus dem Mißbrauch der Presse entsprungenen Uebel in ihrem ganzen Umfange anerkennen, durch die mit der Preßfreiheit verknüpften Vortheile aber mehr als aufgewogen glauben, oder indem sie jene Uebel, deren Realität sich nun einmal nicht bestreiten läßt, als unbedeutend, und für das höhere Interesse des Staates gleichgültig darstellen.

Die stärksten und konsequentesten Vertheidiger der ersten Ansicht sagen: Wir geben zu, daß der heutige Zustand der brittischen Presse nichts anders ist, als ein Zu-

delt, aus jedem Tribunal, das noch nicht alle Scheu vor Gott und Menschen abgeschworen hatte, an den Schandpfahl oder in den Kerker hätte führen müssen. Aber abschreckende Erfahrungen von ähnlicher Art, wo die Jury den ärgsten Frevlern beigestanden hatte, schienen die Minister muthlos gemacht zu haben. Man sann auf andere Auswege; man blieb ein Jahr lang unschlüßig; mussabat tacito medicina timore. — Endlich wurde beschlossen, den politischen Inhalt der Libelle mit Stillschweigen zu übergehen, und blos die blasphematorische Form vor Gericht zu bringen. Aber auch dieser auf eine gewisse mechanische Ehrfurcht vor heiligen Dingen, die dem englischen Volke bei aller seiner Demoralisation noch geblieben ist, berechnete Schritt, führte, nach dreitägigen beispiellosen Debatten, vor einer dreimal erneuerten Jury, nur zu drei gleichförmigen Absolutionssprüchen!

stand vollendeter Anarchie, hin und wieder durch kraftlose Schläge einer zufällig erwachenden Willkür unterbrochen. Wir geben zu, daß dieser Zustand unmittelbar großes Unheil stiften, in seinen Folgen zu noch größerm führen muß. Unmittelbar, weil er eines der edelsten Nahrungsmittel des menschlichen Geistes in Gift verwandelt, und das Volk dem Einfluß der nichtswürdigsten Verführer Preis giebt; in seinen Folgen, weil die dadurch bewirkte Erschlaffung der Bande, die den einzelnen Bürger an den Staat knüpfen, gefährliche Störungen in der ganzen gesellschaftlichen Oekonomie anrichtet, und noch gefährlichere stets befürcht läßt. Aber die Preßfreiheit ist ein so überschwengliches Gut, daß wir sie selbst um diesen Preis nicht zu theuer erkauft glauben.

— — Scelera ipsa nefasque
Hac mercede placent. —

Besser unter Stürmen und Ungewittern wandeln, als in stehenden Sümpfen verschmachten! Kann den Gefahren der Preßfreiheit durch Maßregeln, die ihr Wesen nicht angreifen, gesteuert werden, so sollen diese Maßregeln uns willkommen sein. Sind sie überhaupt nicht ausführbar, oder setzen ihnen Nationalgewohnheiten und Nationalcharakter unübersteigliche Hindernisse entgegen, so ist unsre Wahl getroffen: Lieber als die Preßfreiheit wesentlichen Abbruch leiden zu sehen, nehmen wir sie mit allen ihren Mißgestalten, Krankheiten und Auswüchsen an.

Diese Sprache ist wenigstens offen und männlich. Die Freiheit, und die Regel oder das Gesetz, sind die

beiden Elemente des bürgerlichen Lebens. Beide so zu verbinden, daß die Regel die Freiheit nicht tödte, und die Freiheit die Regel nicht zerstöre, ist die Aufgabe derer, denen die Erhaltung und Leitung der Staaten obliegt. Die Masse des Volkes fühlt die Nothwendigkeit dieser Verbindung dunkel und instinktartig. Unter den Einzelnen, die darüber nachzudenken im Stande sind, und deren Anzahl mit dem Fortschritte der Gesellschaft immer zunehmen muß, wird allemal, wie sehr sie sich auch nach und nach dem Mittelpunkte des Gleichgewichtes nähern mögen, entweder der Trieb nach der Freiheit, oder die Vorliebe für das Gesetz das Uebergewicht behalten. Persönliche Anlagen, Erziehung, äußere Umstände, die Stellung eines Jeden im Staate, bestimmen ihn für die eine oder die andere Seite. Dies sind die beiden natürlichen Partheien, in welche der gebildete Theil der Welt nothwendig gespalten ist, und auch unter den vollkommensten Verfassungen immer gespalten bleiben wird, und deren wechselseitige Reibungen und Kämpfe den Staat nie zu Grunde richten können, wenn die gesetzgebenden und regierenden Autoritäten auf jener Höhe stehen, auf welcher allein die Vereinigung der streitenden Grundsätze, und der Friede des Ganzen erreicht und gesichert werden kann. Es liegt daher nichts Tadelswürdiges darin, daß diejenigen, welche, obgleich der Regel nicht abhold, doch die Freiheit noch höher schätzen, und welche, wenn es ein Opfer gilt, es lieber auf Kosten der Ruhe, als auf Kosten der Freiheit gebracht wissen wollen, sich die brittische Preßanarchie, ohne sie unmittelbar gut zu heißen, oder ihre schädliche

Wirkungen zu verkleinern, als ein unvermeidliches Uebel, und als unbequeme Begleitung einer überwiegenden Wohlthat gefallen lassen. Nur müssen sie billig genug sein, die, welche von dem andern Gesichtspunkte ausgehen, und für die Ordnung mehr fürchten als für die Freiheit, deshalb nicht als sklavische Gemüther, und Werkzeuge der Tyrannei zu verdammen. *)

Es giebt aber eine zweite Klasse von Bewunderern der brittischen Preßfreiheit, die, wenn nicht gegen bessere Ueberzeugung, doch aus reiner Unwissenheit, Schiefheit und Geistesarmuth behaupten, der Mißbrauch der Presse in England sei mit allen seinen unverkennbaren Wirkungen, ein erträgliches, wohl gar ein eingebildetes Uebel, das einen festgegründeten und gut regierten Staat nie verletzen könne; alles bewege sich ja dort, von jenem Mißbrauch unberührt, in vollkommenster Ordnung und Harmonie; das Volk sei glücklich, die Achtung für die Gesetze unvermindert, das Ansehen der Regierung hinreichend geschützt, und ihre Gewalt nicht nur groß genug für alle rechtmäßige Zwecke, sondern in mancher Rücksicht wohl größer, als für das allgemeine Beste zu wünschen wäre. — Diese, von der vorhin aufgestellten ganz verschiedene, in England selbst (aus einleuchtenden Grün-

*) Es versteht sich von selbst, daß hier von den Extremen beider Partheien, von blinden Enthusiasten der Freiheit, die nach Garantien der öffentlichen Ordnung nicht fragen, oder von einseitigen Advokaten der Macht, für welche die individuelle Freiheit gar keinen Werth hat, nicht die Rede sein kann.

den) vorzüglich beliebte Ansicht der Sache, ist gegenwärtig in Frankreich, in Deutschland, und in allen Ländern, wo Fragen der Art in öffentlichen Berathschlagungen oder in Schriften verhandelt werden, die gemeine und herrschende, auf sie gegründet, ruft die große Mehrheit der Gegner aller Preßbeschränkungen das Beispiel von England an, und meint, was in diesem hochgepriesenen Staate so unschuldig und unschädlich sei, könne auch in andern nur wohlthätig wirken, und nie mit wesentlichen Gefahren verknüpft sein.

Diese Ansicht halten wir für unbedingt falsch, weil sie nicht, wie die erste, aus übertriebner oder mißverstandner Anwendung eines Grundsatzes, sondern aus faktischen Irrthümern hervorgeht. Es ist nicht wahr, daß in England der Mißbrauch der Presse ein harmloses Spiel, oder eine verzeihliche Unart wäre. Er ist ein ernstes, schweres, drückendes Uebel, dem nur ein in seinen übrigen Lebenstheilen, wenn gleich nicht durchaus gesunder, doch fester und kraftvoller Körper widerstehen kann. Nicht das unmittelbare Ansehn der Regierung — denn dieses hat die Zügellosigkeit der Presse längst mit Füßen getreten, — nur die Hülfsmittel, die sie in der Verfassung, in der wechselseitigen Stellung der Volksklassen und politischen Partheien, in den Rechten und Privilegien einzelner Stände, in dem durch konstitutionelle Formen gesicherten und verstärkten Widerstande der ruhigen Masse gegen Volksausschweifungen, Zerrüttungen und Neuerungen findet, — nur diese zahlreichen Gegengewichte eines verzehrenden Strebens auf so viel andern

Punkten, haben England aufrecht erhalten. Das Alter seiner Institutionen, der Charakter des bessern Theils der Nation, der Einfluß großer Staatsmänner und Schriftsteller trugen ebenfalls nicht wenig dazu bei. Jeder andre, weniger vollständig gerüstete und gewaffnete Staat wäre längst durch die ungestraften Ausschweifungen großer und kleiner Libellisten, und eine Gesetzgebung und Gerichtspflege, die keinen von ihnen mehr schreckt, in die fürchterlichsten Konvulsionen gestürzt worden. Eben so wenig als die brittische Verfassung, wie Mancher wähnt, der Preßfreiheit ihre Entstehung verdankt, eben so wenig, und noch weniger verdankt sie ihr ihre Erhaltung. Die Verfassung hat ihrer Seits die Preßfreiheit zur Folge gehabt; sie hat ihre Mißbräuche und Gefahren nie verkannt; sie hat sie ein Jahrhundert lang mit unzureichenden Strafgesetzen und ohnmächtigen Proceduren verfolgt; — sie hat ihnen das Feld räumen müssen; und wenn sie heute noch besteht, so ist es, weil sie sich trotz der ausgearteten Preßfreiheit, nicht durch dieselbe zu behaupten gewußt hat.

Warum aber eine Frage dieser Art gleichsam auf ihre äußerste Spitze stellen? Warum berechnen, welche Dosis von zerstörenden und auflösenden Stoffen ein Staat etwa zu sich nehmen kann, ohne sich den Tod zu bereiten? Wenn die Ausschweifungen der Presse auch nicht gerade die Existenz Englands bedrohen, ist es nicht genug, daß sie das öffentliche und Privatleben der Nation vergiften? Die Verwüstungen, welche die periodischen Pamphletschreiber, besonders die von der gemeinen Art, in den untern Klassen anrichten, sind furchtbar; um so

furchtbarer als sie über Millionen von Lesern, denen das Gegengift besserer Schriften nicht zugänglich ist, eine unbeschränkte Alleinherrschaft ausüben. Indem diese treulosen Demagogen das Volk täglich und rastlos von seinen gekränkten Rechten, von seinen betrognen Erwartungen, von seinen wirklichen oder eingebildeten Leiden unterhalten, jede Last, die den Einzelnen drückt, jede zufällige Stockung, jedes Ungemach, das der Wechsel der Zeiten und der Begebenheiten herbeiführt, als das unmittelbare Werk der Unfähigkeit, der Selbstsucht, der strafbarsten Mißgriffe der Staatsverwaltung schildern, den Ministern die heillosesten Plane, die unsinnigsten Maßregeln andichten, und, damit die Unterdrückten nicht säumen mögen, sich Hülfe zu verschaffen, die Zukunft noch schwärzer malen, als die Gegenwart, verbreiten sie ein dickes Gewölk von Unmuth, Bitterkeit und Gährung über das Land, erfüllen die Gemüther mit feindseligem Widerwillen und finstern Besorgnissen, und bringen den gemeinen Mann um alle Zufriedenheit, um alle Heiterkeit, um allen Lebensgenuß. Das Gefühl der Sicherheit und des Wohlseins, das Vertrauen zu den Obern, der ruhige und willige Gehorsam, die standhafte Ergebung in unvermeidliche Opfer, alles, was die Frucht und Zierde einer guten Verfassung sein sollte, wird unter den Händen dieser Harpyenrotte verfälscht, verkümmert, zerrieben und aufgelöst. Daß weder die Geistesbildung, noch die Sittlichkeit des Volkes bei dieser politischen Verderbniß gedeihen kann, versteht sich von selbst. Sind das geringfügige Uebel? — Und doch ist das Verzeichniß hiemit noch nicht geschlossen. Auch die unver-

meidliche Rückwirkung eines groben Mißbrauchs der Presse auf den Geist und die Maßregeln der Regierung muß in Anschlag gebracht werden. Wenn es gleich keinem Staatsmanne erlaubt ist, sich persönlichem Mißmuth oder persönlicher Erbitterung hinzugeben, wenn gleich ein brittischer Staatsmann es in der Gleichgültigkeit gegen feindselige Angriffe, gegen persönliche Verunglimpfungen und Beschimpfungen weiter gebracht haben muß, als irgend ein andrer, und die meisten brittischen Minister in der Kunst zu ertragen und zu verschmerzen wirklich so große Meister werden, als die menschliche Natur es nur zuläßt, so ist doch nicht denkbar, daß die täglich wiederkehrenden Ausfälle der verwegensten und boshaftesten Schriftsteller gar keinen Eindruck auf sie machen sollten. So gewiß als sie Menschen sind, müssen sie von Zeit zu Zeit den Wunsch nähren, auf einem oder dem andern Wege so frevelhaftem Unfug Gränzen zu setzen. Für diesen Wunsch spricht überdies ihre Pflicht so laut als ihr Gefühl. Sie können sich über die verderblichen Wirkungen des Uebels als Staatsmänner nicht täuschen, als Hüter der öffentlichen Ordnung nicht hinwegsetzen. Zu gleicher Zeit aber wissen und fühlen sie, daß es nicht in ihrer Macht steht, der Ausgelassenheit der Presse durch irgend eine unmittelbare Reform der damit zusammenhängenden Gesetze und Institutionen Einhalt zu thun. *) Es bleibt ihnen daher nichts übrig,

*) Der Versuch, die Preßfreiheit in engre gesetzliche Schranken zurück zu führen, oder auch in der gerichtlichen Procedur gegen Preßvergehungen eine wesentliche Abänderung vorzuneh-

als zur Aufrechthaltung eines gewissen Gleichgewichtes in der politischen Maschine, mit verdoppelter Sorgfalt alles aufsuchen, was ihre Macht von andern Seiten erweitern kann, und die individuelle Freiheit, wenn auch nicht durch verfassungswidrige Gewaltstreiche, doch durch jede mit dem Buchstaben der Gesetze nur irgend vereinbare, vor der Legislatur nur irgend zu rechtfertigende Maßregel zu beschränken. Der französische Justizminister hat neulich die scharfsinnige Bemerkung gemacht, daß die Habeas-Corpusakte, die große Schutzwehr der persönlichen Sicherheit in England, vielleicht in neuern Zeiten weniger oft suspendirt sein würde, wenn der Mißbrauch der Presse die Besorgnisse der Regierung nicht vermehrt und vervielfältigt hätte, und daß England auf diese Weise, was es an einer seiner Freiheiten gewonnen glaubte, wohl an einer andern wieder eingebüßt haben möchte. *) Die

men, ist in England unausführbar geworden, und würde vielleicht noch größres Unheil stiften, als hintertreiben. Wenn eine Nation, wie die brittische, hundert Jahre und länger von allen politischen Beschränkungen der Presse frei gewesen ist, und fünf und zwanzig Jahre lang gewöhnt war, beim Gebrauch oder Mißbrauch derselben, keinen Richter mehr zu scheuen, und einem unwissenden Volksausschuß allein verantwortlich zu sein, so wäre es ein gewagtes Unternehmen, sich an einer solchen Verfassung vergreifen zu wollen. Daß dies nichts für die Güte derselben beweiset, bedarf kaum einer Erinnerung. Eine Krankheit hört nicht auf eine Krankheit zu sein, weil sie unheilbar geworden ist.

*) **Discours de Mr. le Garde-des-Sceaux à la Chambre des Députés le 11 Décemhre 1817.**

Richtigkeit dieser Bemerkung läßt sich nicht in Zweifel ziehen. Es ist gewiß, daß mehr als eine ministerielle Maßregel der letzten Zeit einen andern Charakter, mehr als eine politische Verhandlung eine andre Richtung angenommen haben würde, wenn die Zügellosigkeit der Volksschriftsteller nicht alle gewöhnliche Standpunkte verrückt, die ganze Stellung des Volkes gegen die konstituirten Autoritäten verschoben, und Mißtrauen und Furcht in Gemüthern, denen sie sonst ganz fremd geblieben wären, erweckt hätte. Wenn die Parthei, welche für die Volksrechte streitet, ihr wahres Interesse immer vor Augen hätte, so sollte sie selbst ihren ganzen Einfluß aufbieten, um dem Uebermaß der Preßfreiheit vorzubeugen. Daß diese Partei in England gerade das Gegentheil thut, beweis't nur, daß die Presse von keiner Seite durch Berechnungen der Staatsklugheit, sondern durch Selbstsucht und Leidenschaften regiert wird.

Die Resultate unsrer bisherigen Uebersicht des in England bestehenden Systems zur Verhinderung des Mißbrauchs der Presse, sind folgende:

1) Die Gesetzgebung, in so fern ihr obliegt, Vergehungen zu bestimmen und zu definiren, ist in diesem System beinahe auf nichts reducirt. Was eine Preßvergehung sei, findet sich in keinem Gesetz ausgesprochen. Ein Schriftsteller, der sich durch den Druck des Hochverraths oder eines ähnlichen Verbrechens schuldig macht,

verfällt in eine andre gesetzliche Kategorie. In allen übrigen Fällen ist die Entscheidung über die Strafbarkeit oder Nichtstrafbarkeit einer Schrift den gerichtlichen Behörden allein überlassen, welche nur selten nach Anleitung früherer Entscheidungen, gewöhnlich nach unmittelbaren Eindrücken, oder gar nach vorgefaßten Meinungen, mit einem Worte, nach Willkür erkennen.

2) Die Form der Anklage ist fehlerhaft, unzulänglich und drückend.

3) Das gerichtliche Verfahren ist seit dem Jahre 1792 zwar der Form nach unter Mitwirkung des Generalfiskals und der Richter, doch in jeder wesentlichen Beziehung (to all real intents and purposes) der gemeinen Jury ausschließend anvertraut; und wie dies kritische Geschäft seitdem verwaltet worden ist, lehrt der Zustand, in welchem sich die politische Schriftstellerei in England gegenwärtig befindet.

Sollte nichts desto weniger die Grundform des in England bestehenden Systems andern Staaten zum Muster dienen, so würde man wenigstens auf folgende Punkte ernstlich Rücksicht zu nehmen haben:

1) Die materielle Gesetzgebung in Ansehung der Presse — wir unterscheiden sie von der formellen, welche blos das gerichtliche Verfahren betrifft — müßte auf die höchste Stufe von Bestimmtheit und Vollständigkeit erhoben werden, deren sie fähig ist, wobei man jedoch nie vergessen dürfte, daß sie ihrer Natur nach ein ewig unvollkommnes Werk bleibt.

2) Die fiskalische Anklage und Einleitung der Prozesse müßte durch feste Regeln bestimmt werden, die wenig-

stens offenbarer Willkür, es sei zum Nachtheil des Staates, es sei zum Nachtheil der Schriftsteller, vorbeugten.

3) In Ländern, wo die Volksjury in die Gerichtsverfassung aufgenommen ist, müßte man sie bei Prozessen über Preßvergehungen konkurriren lassen, ihre Funktionen aber mit denen der Richter dergestalt zu verbinden suchen, daß es dem Interesse des Staates und der öffentlichen Ordnung nicht ganz an Vertretern gebräche.

In Ländern, wo die Volksjury nicht existirt, müßte man auf Mittel denken, den Gerichtsbehörden für Prozesse dieser Art eine besondere Organisation zu geben; und diese müßte so beschaffen sein, daß nicht aus der Verwaltung eines dem gewöhnlichen Richter so fremden Geschäftes, für die dabei interessirten Partheien, — die Schriftsteller und den Staat, — ungleich größre Nachtheile erwüchsen, als man der polizeilichen Censur jemals zur Last legen kann.

Daß es nichts leichtes sei, den hier aufgestellten Bedingungen Genüge zu leisten, geben wir zu. Unsre Absicht war aber auch, zu zeigen, daß die Einführung des Systems, welches nur unter diesen Bedingungen erträglich werden kann, da, wo nicht Lokalumstände es besonders begünstigen, oder wo es sich nicht, wie in England, beinahe von selbst gebildet hat, mit großen Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten verknüpft ist. Ueber diese hinweg zu sehen, mag einem ungestümen Enthusiasten, oder einem leichtsinnigen Reformator vergönnt sein; sie reiflich zu erwägen, ist die Pflicht des Gesetzgebers und Staatsmanns.

Ueber die Briefe von Junius.

Nachtrag zu dem vorhergehenden Artikel.

Die ursprüngliche Sammlung der Briefe von Junius enthielt blos diejenigen, welche zwischen dem 21. Januar 1769 und dem 21. Januar 1771 im Public Advertiser einzeln gedruckt worden waren. Sie wurde zwischen Junius selbst und seinem vertrauten Verleger Woodfall im Anfange des Jahres 1772 veranstaltet. Da Junius bald nachher von der Scene verschwand, so blieb diese Sammlung vierzig Jahre lang der einzige Nachlaß des geheimnißvollen Autors; und selbst in England scheint der größte Theil des Publikums nicht gewußt, oder vergessen zu haben, daß noch viele andere authentische Briefe von derselben Hand existirten, die von der ursprünglichen Sammlung ausgeschlossen waren.

Im Jahre 1812 gab der Sohn des verstorbenen H. S. Woodfall, aus seines Vaters Papieren, eine neue, ungleich vollständigere Sammlung heraus, in welcher die alten Junius-Briefe unverändert, außerdem aber eine große Anzahl, theils ungedruckter, theils zuvor nicht unter der Firma Junius gedruckter erschienen. Diese neue Sammlung enthält in drei starken Oktavbänden 1) eine Einleitung von 165 Seiten; 2) die Privatkorrespondenz zwischen Junius und dem verstorbenen Woodfall, bestehend in 64, größtentheils kurzen Briefen oder Noten.

3) Eine Privatkorrespondenz zwischen Junius und Wilkes in 17 Briefen. 4) Die eigentlich sogenannten Junius-Briefe, in derselben Ordnung, in welcher sie sich in den unzähligen frühern Ausgaben befanden. 5) Unter dem Titel: Vermischte Briefe, über hundert solcher, die der Verfasser theils vor dem Zeitpunkte, mit welchem die alte Sammlung beginnt, theils während dieses Zeitpunktes unter mancherlei abwechselnden Namen in den **Public advertiser** geliefert hatte. Diese sind das wichtigste Stück der neuen Ausgabe. 6) Eine große Masse historischer Anmerkungen des Herausgebers, aus des Vaters Manuskripten, auch aus andern Quellen entlehnt.

Unglücklicher Weise ist dieser Reichthum von Materialien, woraus eine geschicktere Hand ein äußerst interessantes Ganzes hätte bilden können, so schlecht geordnet, die Chronologie der verschiedenen Briefreihen ist so verworren, die Thatsachen sind dergestalt zerrissen und durcheinander geworfen, daß der geduldigste Leser oft dabei ermüden muß. Ueber die Aechtheit der sämmtlichen Briefe aber, das heißt, über ihre gemeinschaftliche Abstammung, wird dem, der dieses Labyrinth einmal durchwandert hat, kein Zweifel bleiben. Viele der hinzugekommenen sind an Kraft und Interesse den stärksten unter den früher bekannten gleich. Andre geben nicht unbedeutende Aufschlüsse, sowohl über die frühere und spätere Denkungsart des Verfassers, als über die Ereignisse, worauf seine merkwürdigsten Diatriben sich bezogen. Auch liefert die vermehrte Ausgabe manche neue Data zur Abfertigung der zahllosen falschen Konjekturen, welche über die unter der

Larve versteckte Person, bis auf die neuesten Zeiten herab verbreitet worden sind; und wenn sie die Frage: Wer Junius war? — nicht um einen Schritt weiter gebracht hat, so giebt sie wenigstens neue Gründe für die Ueberzeugung, daß dieser oder jener nicht Junius sein konnte.

Mit der Woodfall'schen Ausgabe hat also für die Geschichte jener merkwürdigen Korrespondenz eine neue Epoche begonnen. Was wir jetzt davon mit Zuverlässigkeit wissen, ist kurzgefaßt Folgendes.

Am 28. April 1767 — mithin achtzehn Monat früher als der erste Brief in der alten Sammlung datirt ist — erhielt der Herausgeber des Public Advertiser ein Schreiben, unterzeichnet Publicola, voll heftiger politischer Invektiven, an Kühnheit, Feuer und Beredsamkeit das lebendige Vorbild der spätern Junius-Briefe, der gepriesensten unter diesen nicht unwürdig. Ein zweites Schreiben mit gleicher Unterschrift erschien kurz nachher zur Rechtfertigung des ersten. Woodfall, selbst ein erklärter Oppositionsmann, dabei nicht blind für den Vortheil, den ein Korrespondent von solchem Gelichter der Popularität seiner Zeitung versprach, ergriff begierig die ersten Signale, die der unbekannte Verfasser ihm gab, um sich mit ihm in nähere Verbindung zu setzen; und bald waren zwischen beiden geheime Mittheilungswege, Zeichen und Adressen verabredet, vermöge welcher ihr Briefwechsel fünf Jahre lang fortdauerte, ohne daß Woodfall seinen verborgenen Freund und Wohlthäter je hätte entdecken können. In der ersten Zeit wechselte die Unterschrift der Briefe häufig; oft bestand sie in einem einzel-

nen Buchstaben; aber die Gleichförmigkeit der Handschrift, und die Sicherheit der verabredeten Kommunikationsmittel verbürgten die Identität des Korrespondenten. Die erdichteten Namen waren größtentheils aus dem Alterthum genommen; wie Mnemon, Anti-Sejanus, Atticus, Domitianus, Binder, Valerian, Nemesis u. s. w. Im August und September 1768 erschienen einige der stärksten Briefe mit Lucius, bald nachher einer mit Brutus, und am 24. November der erste mit Junius bezeichnete (der jedoch der ursprünglichen Sammlung nicht einverleibt worden ist). Weiterhin wurde dies der Lieblingsname des Ungenannten; und obgleich viele von den mit andern Unterschriften versehnen Briefen weder an Beredsamkeit, noch an Bosheit den mit Junius gestempelten nachstehen, so wollte doch der Verfasser, sei es aus Eigensinn, sei es aus andern nicht zu entziffernden Gründen, später nur das, was den Namen Junius trug, als sein bleibendes Werk anerkennen; und es wurde in der unter seiner Aufsicht entstandenen Sammlung, blos in Ansehung einer kleinen Anzahl von Briefen mit der Unterschrift Philo-Junius, die er förmlich adoptirt hatte, eine Ausnahme gemacht.

Nur ungefähr die Hälfte der jetzt von Woodfall gesammelten vermischten Briefe war vor dem Jahre 1769, die andre Hälfte hingegen während der drei Jahre erschienen, in welche die Publikation der Hauptbriefe fiel; so daß dieser unermüdliche Schriftsteller, neben der Ausarbeitung seiner langen, oft schnell auf einander folgenden Episteln, noch Zeit und Neigung finden mußte, unter

allerlei veränderten Larven wider das Heer seiner selbstgeschaffnen Gegner zu Felde zu ziehen, oder den Ministern, die er als Junius nicht hinlänglich gebeugt zu haben glaubte, noch in einen andern Mantel verhüllt, empfindliche Streiche beizubringen. *)

Sein Abtreten vom Schauplatz war eben so geheimnißvoll und unerklärbar, als die seltsame Rolle, die er darauf gespielt hatte. Die beiden letzten Briefe, zu denen er sich als Junius bekannte, und auf die er selbst einen ganz besondern Werth legte, erschienen am 21. Januar 1772. In den folgenden Monaten lieferte er aber noch unter den Signaturen Veteran und Nemesis, eine Reihe der wüthendsten Angriffe gegen den Kriegssecretair, Lord Barrington, die in der neuen Sammlung unter den vermischten Briefen abgedruckt sind. **) Aus demselben Zeitraum finden sich auch noch in der Privatkorrespondenz mit

*) Zuweilen mochten auch bei dieser Nebenkorrespondenz besondere Gründe der Verheimlichung im Spiele sein. Man findet öfters in den kurzen, an Woodfall gerichteten Noten, womit er sie begleitete, Warnungen wie diese: „Halten Sie den Autor geheim!“ — „Sorgen Sie ja dafür, daß Niemand errathe, von wem dieser Aufsatz kömmt“ — (daß nämlich Niemand die Identität der Unterschrift mit der von Junius errathe). Diese Vorsicht kann ihm indessen nicht viel geholfen haben; denn es war nicht leicht möglich, seine Feder zu verkennen.

**) Nach der neusten, erst kürzlich auf die Bahn gebrachten Vermuthung über die Person des Verfassers, deren wir weiterhin erwähnen werden, sollen diese Briefe an Lord Barrington zur Entdeckung des Geheimnisses geführt, und das Ende der Korrespondenz veranlaßt haben.

Woodfall mehrere flüchtige Noten, die größtentheils auf die im März herausgegebne Sammlung der Hauptbriefe Bezug hatten; die letzte ist vom 10. Mai 1772. Nach einer langen Pause, während welcher Woodfall, wie es scheint, kein Mittel unversucht ließ, seinem Korrespondenten ein Lebenszeichen abzugewinnen, erhielt er endlich am 19. Januar 1773 ein letztes kurzes Lebewohl, worin Junius ihm sagte: „Ich habe die für Ihren alten Freund ausgeworfnen Signale wohl bemerkt. Ich hatte aber gute Gründe, ihnen kein Gehör zu geben. Ich müßte einfältiger sein, als das Hornvieh, das brüllend durch die Straßen der City läuft, oder als einer Ihrer weisen Aldermänner, wenn ich in der jetzigen Lage der Dinge weiter schreiben sollte. Alles ist verloren, Sache und Publikum; alles ist gleich verächtlich und niederträchtig. *) — Sie haben, so viel ich weiß, nie im Guten gewankt; ich werde mich stets freuen, zu hören, daß es Ihnen wohl geht." — Woodfall setzte seine Bemühungen, seine Signale, seine versteckte Bitten, seine lateinischen Denksprüche u. s. f. noch durch mehrere Monate fort; er schrieb, wie es scheint, verschiedne dringende Briefe, und ließ sie in den vormals bestimmten Kaffee-

*) Man müßte aber noch einfältiger sein, als die hier geschilderte Gesellschaft, um zu glauben, daß Junius aus diesen Gründen sein Amt niedergelegt hätte. Sache und Publikum waren um kein Haar schlechter geworden, als ein oder zwei Jahre zuvor. Ganz andre Umstände müssen diesen Entschluß bewirkt haben. Was Woodfall, der Sohn, darüber faselt, verdient weder Rücksicht, noch Widerlegung.

allerlei veränderten Larven wider das Heer seiner selbstgeschaffnen Gegner zu Felde zu ziehen, oder den Ministern, die er als Junius nicht hinlänglich gebeugt zu haben glaubte, noch in einen andern Mantel verhüllt, empfindliche Streiche beizubringen. *)

Sein Abtreten vom Schauplatz war eben so geheimnißvoll und unerklärbar, als die seltsame Rolle, die er darauf gespielt hatte. Die beiden letzten Briefe, zu denen er sich als Junius bekannte, und auf die er selbst einen ganz besondern Werth legte, erschienen am 21. Januar 1772. In den folgenden Monaten lieferte er aber noch unter den Signaturen Veteran und Nemesis, eine Reihe der wüthendsten Angriffe gegen den Kriegssecretair, Lord Barrington, die in der neuen Sammlung unter den vermischten Briefen abgedruckt sind. **) Aus demselben Zeitraum finden sich auch noch in der Privatkorrespondenz mit

*) Zuweilen mochten auch bei dieser Nebenkorrespondenz besondere Gründe der Verheimlichung im Spiele sein. Man findet öfters in den kurzen, an Woodfall gerichteten Noten, womit er sie begleitete, Warnungen wie diese: „Halten Sie den Autor geheim!" — „Sorgen Sie ja dafür, daß Niemand errathe, von wem dieser Aufsatz kömmt" — (daß nämlich Niemand die Identität der Unterschrift mit der von Junius errathe). Diese Vorsicht kann ihm indessen nicht viel geholfen haben; denn es war nicht leicht möglich, seine Feder zu verkennen.

**) Nach der neusten, erst kürzlich auf die Bahn gebrachten Vermuthung über die Person des Verfassers, deren wir weiterhin erwähnen werden, sollen diese Briefe an Lord Barrington zur Entdeckung des Geheimnisses geführt, und das Ende der Korrespondenz veranlaßt haben.

Woodfall mehrere flüchtige Noten, die größtentheils auf die im März herausgegebne Sammlung der Hauptbriefe Bezug hatten; die letzte ist vom **10.** Mai **1772.** Nach einer langen Pause, während welcher Woodfall, wie es scheint, kein Mittel unversucht ließ, seinem Korrespondenten ein Lebenszeichen abzugewinnen, erhielt er endlich am **19.** Januar **1773** ein letztes kurzes Lebewohl, worin Junius ihm sagte: „Ich habe die für Ihren alten Freund ausgeworfnen Signale wohl bemerkt. Ich hatte aber gute Gründe, ihnen kein Gehör zu geben. Ich müßte einfältiger sein, als das Hornvieh, das brüllend durch die Straßen der City läuft, oder als einer Ihrer weisen Aldermänner, wenn ich in der jetzigen Lage der Dinge weiter schreiben sollte. Alles ist verloren, Sache und Publikum; alles ist gleich verächtlich und niederträchtig. *) — Sie haben, so viel ich weiß, nie im Guten gewankt; ich werde mich stets freuen, zu hören, daß es Ihnen wohl geht." — Woodfall setzte seine Bemühungen, seine Signale, seine versteckte Bitten, seine lateinischen Denksprüche u. s. f. noch durch mehrere Monate fort; er schrieb, wie es scheint, verschiedne dringende Briefe, und ließ sie in den vormals bestimmten Kaffee-

*) Man müßte aber noch einfältiger sein, als die hier geschilderte Gesellschaft, um zu glauben, daß Junius aus diesen Gründen sein Amt niedergelegt hätte. Sache und Publikum waren um kein Haar schlechter geworden, als ein oder zwei Jahre zuvor. Ganz andre Umstände müssen diesen Entschluß bewirkt haben. Was Woodfall, der Sohn, darüber faselt, verdient weder Rücksicht, noch Widerlegung.

häusern abgeben; alles vergebens; Junius war für immer verstummt.

Um seine Briefe vollständig zu verstehen, muß man nicht allein in der einheimischen und auswärtigen politischen Geschichte Englands während des Zeitraums, den sie umfassen, sondern auch in einer Menge persönlicher Verhältnisse, Anekdoten und Kabalen jenes Zeitraums sehr bewandert sein; selbst unter den Engländern mag es heute nur noch wenige geben, die sie ohne Kommentar zu lesen vermöchten. Da es uns hier nur um ein allgemeines Bild von diesem sonderbaren Meteor am politisch-literärischen Himmel zu thun ist, so begnügen wir uns mit einem kurzen Abriß der Personen und Gegenstände, die zunächst von seinen Flammen ergriffen wurden.

Die ersten zehn Jahre der Regierung Georgs III zeichneten sich durch häufigen Wechsel in dem System und der Leitung der Staatsgeschäfte aus. Fast jedes Jahr brachte eine Ministerialveränderung mit; die wichtigsten Stellen gingen rasch von einer Hand in die andre; die Unterhandlungen zwischen dem Hofe und den Partheien in der höhern Aristokratie dauerten ohne Unterlaß fort; und Niemand übernahm das Steuerruder, ohne die Revolution, die es ihm wieder entreißen sollte, schon im Anzuge zu sehen. Die Torys, an deren Spitze Lord Bute, der persönliche Freund und vertraute Rathgeber des Königs, stand, fühlten sich nicht stark genug an Talent und öffentlichem Gewicht, um selbst zu regieren. Sie waren genöthigt, die unmittelbare Führung der Geschäfte den Whigs zu überlassen; und je nachdem sie hier oder dort die leid-

lichsten Bedingungen zu erhalten hofften, wendeten sie sich bald an die eine, bald an die andre der politischen und Familienkotterien, in welche diese wieder unter sich selbst gespalten waren. Lord Bute hatte nur sechs Monate lang versucht, dem Posten eines öffentlich anerkannten ersten Ministers selbst vorzustehen. Seitdem er ihn verließ, wurde die ostensible Regierungsgewalt den Häuptern der Whigs, in beständigem Kreislaufe, zu Theil. So entstand im Jahr 1763 das Ministerium von George Grenville; im Jahr 1765 das des Marquis von Rockingham; im Jahr 1766 das von Lord Chatham (obwohl es nur seinen Namen führte); im Jahr 1769 das des Herzogs von Grafton; bis endlich im Jahr 1770 Lord North an die Spitze gestellt ward, dem man weniger Bestand als manchem seiner Vorgänger zutraute, und der sich dennoch unter mannigfaltigen Stürmen und Gefahren zehn Jahre lang zu behaupten wußte. Der ganze vorhergehende Zeitraum war voll von politischer Gährung, dumpfer Uneinigkeit zwischen den Machthabern, bedenklichem, mehr als einmal laut ausbrechenden Mißvergnügen in der Nation. Kein Minister schien frei und mächtig genug, sein eigenes System mit Beharrlichkeit zu verfolgen; die allgemein verbreitete Meinung war, daß der Einfluß des geheimen Kabinets die Maßregeln der anerkannten Administration durchkreuzte oder lähmte; und obgleich die Inhaber der hohen Staatsämter fast durchgehends rechtliche und geschäftsfähige Männer waren, so gelang es ihnen doch selten, das Mißtrauen und die Unzufriedenheit des Volkes zu besiegen.

Als Junius seine Laufbahn begann, war der Herzog von Grafton erster Lord der Schatzkammer, und Lord North, damals noch wenig bekannt, Kanzler derselben; Lord Camden Großkanzler; Lord Rochford Staatssekretair der auswärtigen, Lord Weymouth der innern, Lord Hillsborough der amerikanischen Angelegenheiten; Lord Mansfield Oberrichter; Sir Edward Hawke Chef der Admiralität, Lord Granby der Artillerie, Lord Barrington Kriegssekretair u. s. f. Der Herzog von Grafton und Lord Camden traten ungefähr zu gleicher Zeit ab (Februar 1770), und hatten Lord North und Lord Bathurst zu Nachfolgern; Lord Sandwich wurde Chef der Admiralität; in den übrigen Stellen gingen keine bedeutende Veränderungen vor.

Junius richtete seine grausamsten Mißhandlungen nicht, wie man hätte erwarten sollen, gegen Lord Bute und die andern Vertrauten des Königs, sondern immer zunächst gegen die, welche die wirklichen Staatsämter bekleideten; der Herzog von Grafton, Lord Mansfield, Lord Hillsborough, Lord North, Lord Barrington u. s. f. waren die täglichen Zielscheiben seiner vergifteten Pfeile. Selbst Abgötter des englischen Volks, wie Chatham und Camden, wurden zu einer oder der andern Zeit nicht geschont. Er schien überhaupt allen Partheien, allen Ministerien, und (mit einer einzigen Ausnahme) allen Staatsmännern seiner Zeit den Krieg geschworen zu haben. Sein Unwillen gegen den König, und dessen Umgebungen hatte keine Gränzen. Von der andern Seite behandelte er die thätigsten Domagogen, wie Wilkes,

Horne Tooke, Beckford, und ihre Gefährten in der City, zwar als nothgedrungene Alliirte, aber nie, weder mit Achtung noch mit Wohlwollen; er führte ihre Sache, und nahm Theil an ihren Feindseligkeiten gegen die Regierung, aber ihren Personen war er nicht hold. Von andern politischen Schriftstellern nahm er wenig Notiz; er war stolz darauf, einsam zu stehen; außer Delolme, der ein Fremder war, hat er keinen seiner Zeitgenossen gelobt.

Obgleich eine gewisse republikanische Schroffheit, ein oft bis zum Cynismus getriebnes Hinwegsetzen über äußre Rücksichten und Formen, und eine unbedingte Geringschätzung der Menschen, unter seine herrschenden Eigenschaften gehörten, war Junius doch kein Demokrat im eigentlichen Sinne des Worts. Er hatte die brittische Verfassung in ihrem tiefsten Zusammenhange studirt; er huldigte mit voller Ueberzeugung dem monarchischen Prinzip in dieser Verfassung; und wenn er nur allzuoft Gesinnungen aussprach, oder zu Maßregeln aufrief, mit welchen gar keine Verfassung bestehen konnte, so hielt er sich doch immer auf konstitutionellem Boden; revolutionaire Grundsätze und Theorien waren ihm gänzlich fremd. Die zu seiner Zeit schon gangbaren Plane einer Parlamentsreform fanden keinen Vertheidiger an ihm; er erklärte sich sehr bestimmt gegen die Idee von jährlichen Parlamenten. In der großen amerikanischen Streitfrage stand er sogar den Torys näher als den Whigs; den Widerstand der Amerikaner betrachtete er unabänderlich als Rebellion; und ob er gleich das von den Ministern in diesem unglücklichen

Streit befolgte System, als unklug, als verderblich, als frevelhaft anklagte, so blieb nichts destoweniger sein Glaube an das Recht des brittischen Parlaments, den Kolonien Gesetze vorzuschreiben, und Taxen aufzulegen, jederzeit unerschüttert.

Von dem Umfange seines Verstandes und seiner Talente ist es nicht leicht möglich mit Uebertreibung zu sprechen. Sein Scharfsinn, seine Gewandtheit, seine Sachkenntniß waren jeder Aufgabe gewachsen; seiner Dialektik konnte nichts widerstehen; und wenn alle gesunde Argumente ihn verließen, wußte er sich noch durch das Gefühl seiner Stärke, durch seine Verwegenheit, und durch den Zauber seiner Beredsamkeit zu behaupten. Strenge Kritiker seiner Nation haben in seiner Schreibart hin und wieder Flecken finden wollen; aber das einstimmige Urtheil der Kenner hat seinen Rang als Schriftsteller entschieden; und eine der ersten, wo nicht die erste Stelle unter den klassischen Prosaisten von England wird Niemand ihm mehr streitig machen. Dies ist um so außerordentlicher, da er sich von dem Bedürfniß, andern wehe zu thun, so oft über alle Schranken der Wahrheit und des Anstandes fortreißen ließ. Selbst dann aber weiß er in Vortrag und Manier immer noch eine gewisse Würde zu behaupten, so daß man Mühe hat, ihn nicht manchmal noch in den Stellen zu bewundern, wo man gezwungen ist, ihn zu verachten oder zu verabscheuen. In seinem Styl ist weder die erhabene Fülle von Burke, noch das Feuer und die Innigkeit von Lord Chatham, noch der gleichförmig vollendete Periodenbau von Johnsohn. Eine

gedrängte, zuweilen epigrammatische, aber nie unklare, nie ungenügende Kürze, eine Sicherheit und Festigkeit im Ausdruck, die sich nur mit entschiedener Gewalt über Gegenstand und Sprache erreichen läßt; ein sparsamer, aber selten mißlungner Gebrauch der Metaphern, und absichtliche Vermeidung alles Schmuckes, wenn nicht ein ungewöhnlicher Effekt bewirkt, oder eine gar zu schlechte Sache bedeckt werden sollte. — Das sind einige der eigenthümlichen Züge seiner Kompositionen, deren vollständige Charakteristik ein eigenes Buch erfordern würde, und in England mehr als eines (wenn gleich kein sonderlich gelungnes) veranlaßt hat. In vielen seiner Briefe ist der Fleiß, mit welchem sie verfertigt wurden, unverkennbar; in andern, die mit einer gewissen Leichtigkeit, man möchte sagen, Nachlässigkeit hingeworfen scheinen, ist Kunst und Arbeit nur versteckt. Aber alles, was aus seinen Händen ging, war vollendet; und so gern er sich auch das Ansehen gab, in der Sache allein zu leben, so wußte er doch zu gut, daß seine wahre Stärke im Ausdruck lag, um auf diesen nicht die äußerste Sorgfalt zu verwenden. *)

*) In seiner Privatkorrespondenz mit Woodfall finden sich allenthalben Beweise von dieser Sorgfalt, und zugleich von dem großen Werth, den er auf den richtigen Abdruck seiner Schriften legte. So schreibt er z. B. bei Uebersendung eines seiner Briefe: „der Einschluß ist mit großem Fleiße gearbeitet. Er ist sehr genau kopirt, und ich bitte Sie, darauf zu halten, daß er buchstäblich abgedruckt werde.“ Aehnliche Aeußerungen kommen häufig vor. — Als Woodfall die erste Sammlung der Briefe herausgeben wollte, war Junius in

Bei dem allen giebt der Geist des Verfassers dieser Briefe allein über die Entstehung derselben keinen hinreichenden Aufschluß; was sie von allen Schriften ihrer Art auszeichnet, sie politisch und literarisch, ja selbst psychologisch zu einer der merkwürdigsten Erscheinungen macht, gehört mehr noch dem Charakter an, der sich darin offenbarte. Freilich muß in dieser Hinsicht, da man die Person und die Verhältnisse des Schriftstellers nie ergründet hat, vieles auf Vermuthungen beruhen; vieles aber, und genug, um ein sicheres Urtheil zu fällen, läßt sich aus dem unmittelbaren Eindruck des Werkes bestimmt, und, so zu sagen, anschaulich erkennen. Daß die Briefe von Junius weder ein bloßes Spiel des Witzes und Muth-

---

beständiger Unruhe über die Korrektur des Drucks, die er, aus Furcht sich zu verrathen, doch nicht selbst übernehmen wollte. Er schrieb ihm eines Tages: „Geben Sie wohl Acht! Wenn Sie einmal die Korrektur auf sich nehmen, so verzeihe ich Ihnen auch nicht den kleinsten Fehler. Ich wäge jedes Wort ab; und jede Abweichung vom Manuskript ist in meinen Augen ein Schandfleck.“ Selbst um die Wahl des Papiers, des Formats, der Lettern u. s. w. war er ängstlich besorgt; und folgende Stelle aus einem Schreiben an Woodfall beweiset, wie sehr er in dieser Sache sogar auf Kleinigkeiten sah. „Wenn das Buch vollendet ist, so schicken Sie mir ein Exemplar in Leder gebunden, vergoldet, mit der Aufschrift Junius I. II. — so elegant als möglich — auch der Schnitt muß vergoldet sein. Lassen Sie die Blätter gut trocknen, ehe sie gebunden werden. Ich muß auch zwei Exemplare in blau Papier gebunden haben. Dies ist das einzige Honorar, welches ich Ihnen je abfordern werde.“

willens, noch das Produkt politischer Schwärmerei, oder fanatischer Freiheitsliebe, noch das Werk eines durch die Schicksale seines Vaterlandes tief bewegten Staatsmannes, noch eines von blindem Parteigeiste besessenen Demagogen waren, lehrt Inhalt und Form so einleuchtend, daß kein Sachverständiger darüber irren kann. Sie lassen sich aber eben so wenig aus reiner Leidenschaftlichkeit erklären. Denn, nicht genug, daß man Mühe hat, sich vorzustellen, wie ein solcher Grad von Entrüstung, von Haß, von Rachsucht, von anhaltendem unversöhnlichen Grimm, in einem menschlichen Gemüth einheimisch werden konnte; man müßte auch noch begreifen können, wie alle jene feindselige Gefühle, eine so große Anzahl verschiedenartiger Personen, die doch nicht alle in gleichem Maße strafbar sein konnten, und von denen die meisten es durchaus nicht waren, in gleiche Verdammniß gezogen hatten. Auch läßt sich die kalte Besonnenheit, die Junius in seinen heftigsten Ausfällen nie verliert, mit wahrer Leidenschaft nicht reimen. Jeder seiner Streiche scheint berechnet. Wenn die Wunde nicht gleich tödtlich ist, wird der Dolch so lange darin gerührt, bis er hoffen kann, die Lebenstheile erreicht zu haben. Wenn die Wirklichkeit selbst mit dem schwärzesten Pinsel nicht häßlich genug geschildert, werden freche Verläumdungen, entehrende Gerüchte, das ganze Arsenal der Lästerchronik zu Hülfe gerufen; wenn das öffentliche Leben eines Staatsmannes nicht Stoff genug zur Verunglimpfung darbietet, müssen Privatverhältnisse, Familiengeheimnisse, gesellschaftliche Ergießungen die Lücken ausfüllen. Nirgends entdeckt man eine Spur bewußtloser Aufwallung;

alles ist planmäßig, systematisch gestellt, man sollte glauben, die Wuth, womit er seine Schlachtopfer behandelt, müßte blos im Kopfe, nicht im Herzen gewohnt haben, wenn dieses bei einem so blutigen Kriege neutral bleiben könnte.

Finstrer Unmuth, tief gewurzelte Erbitterung, durch gekränkte Eigenliebe, oder betrogne Erwartungen erzeugt, und mit dem Bewußtsein großer Talente verbunden, mögen zuletzt vielleicht den einzigen Schlüssel zu so viel unerklärlichen Disparaten geben. Was der Ursprung einer solchen Stimmung sein mochte, ist natürlich unter demselben Schleier verborgen, der bis jetzt alles, was den Menschen Junius angeht, bedeckte. Daß ein Mann von so ausgezeichneten Fähigkeiten, und der wahrscheinlich in jeder Sphäre geglänzt, und gleichen Ruhm auf offnen und löblichen Wegen erworben hätte, sich selbst, wenigstens fünf Jahre lang, ohne von irgend Jemanden gekannt zu sein, zu einem so undankbaren, so gehässigen, so unedeln Geschäft verdammen, daß er, von Gott weiß welchem menschenfeindlichen Dämon getrieben, sein ganzes, herrliches Talent in den bösartigsten Giftstoff auflösen konnte, ist allerdings wunderbar, und vielleicht beispiellos; eben deshalb wird aber Junius noch für künftige Generationen ein lehrreiches Studium sein. *)

*) Woodfall, der Sohn, hat vollkommen bestätigt, was man früher schon wußte, daß Junius von seinen Arbeiten nie einen Gewinn zog, und alle Anerbietungen seines durch ihn bereicherten Verlegers ausschlug. Er giebt sich alle mögliche

Der Zeitpunkt, in welchem Junius schrieb, war durch keine der grossen Begebenheiten ausgezeichnet, die einem politischen Schriftsteller eine von seinem persönlichen Verdienst unabhängige Celebrität geben können. Das Wichtigste, das in diesen Zeitpunkt fiel, war die Vorbereitung zum amerikanischen Kriege. Gerade in dieser Sache aber hatte Junius eine Parthei ergriffen, die ihm schwerlich die Gunst des Publikums gesichert haben würde. Nach seiner Meinung lag die erste Quelle alles Uebels darin, daß das Parlament und das Ministerium den Supremat und das unbedingte Taxationsrecht über die Kolonien aufgegeben hatte. *) Wie wenig diese Meinung

Mühe zu beweisen, daß Junius nicht allein ein uneigennütziger, sondern auch ein vollkommen rechtschaffner Mann war; und obgleich seine Argumente kein grosses Gewicht haben, so wäre es doch gewagt, ihm hierin bestimmt zu widersprechen, so lange das eigentliche Motiv, dem die Briefe von Junius ihre Entstehung zu danken haben, in Dunkel gehüllt bleibt. Ins Lächerliche aber verfällt er, wenn er sogar seine Gutmüthigkeit rühmt. Doch gesteht er zugleich, daß Junius — „keine Gradationen im Haß kannte," und einmal aufgebracht gegen die Menschen, „sie nie anders als im Superlativ mißhandelte."

*) George Grenville (der einzige von allen Ministern und Exministern, der vor Junius Gnade fand) hatte im Jahre 1763 die amerikanische Stempeltaxe auf dem Grundsatz der obersten gesetzgebenden Gewalt des brittischen Parlaments gebaut. Das Rockinghamsche Ministerium hielt für besser, diesem Grundsatz stillschweigend zu entsagen, und die Stempeltaxe zurück zu nehmen. Die folgenden Administrationen such-

schon zu seiner Zeit in England beliebt war, und wie sehr sie später allen Kredit beim Volke verlor, ist bekannt. Hätte Junius sich auf Thesen dieser Art beschränkt, so würde die siegreiche Beredsamkeit Lord Chatam's und Burke's ihn bald verdunkelt haben. Auch in Fragen von diplomatischer Art war seine Autorität nicht immer überwiegend. Die französische Besitznahme von Corsika (1769), einer der Hauptterte seiner Deklamationen gegen die Minister, konnte unmöglich für so gefahrvoll gehalten werden, als er sie, obgleich mit vielem Scharfsinn, zu zu schildern suchte. In dem Streit über die Falklands-Inseln (1771) trug Dr. Johnson, der das Ministerium gegen ihn vertheidigte, einen entschiednen Sieg davon.*) — Der Schauplatz aber, auf welchem Junius in seiner ganzen Größe erschien, war der der Partheiungen, Debatten und Prozesse über die Middlesex-Wahl, eine Angelegenheit, die zu ihrer Zeit alle Gemüther beschäftigte, und größern Einfluß gehabt hat, als ihre anscheinende Geringfügigkeit glauben lassen sollte. Das Unterhaus hatte aus Gründen, über deren Rechtmäßigkeit der unpartheiischen Nachwelt kein Zweifel bleiben wird, im Jahre 1764 John Wilkes aus seiner Mitte verstoßen. Nach einem vierjährigen

ten nun faktisch auf andern Wegen, und unter andern Namen, Abgaben aus den Kolonien zu ziehen, und diese Versuche führten den Abfall von Amerika herbei.

*) In der vortrefflichen Flugschrift: **Thoughts on the late transactions respecting Falklands-Islands** — wurde Junius zum erstenmale von einem namhaften und berühmten Schriftsteller, und zwar ziemlich unsanft, zurecht gewiesen.

Aufenthalt, und mancherlei fehlgeschlagenen Versuchen, mit den Ministern seinen Frieden zu schließen, wagte dieser unruhige und unternehmende Mann, mehrern gerichtlichen Sentenzen trotzend, im Jahre 1768 nach England zurückzukehren, und sich der Hauptstadt selbst, bei der Wahl eines neuen Parlamentes zum Kandidaten anzutragen. Dieser erste kühne Schritt wurde zwar zurückgeschlagen; durch Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten aller Art aber gelang es den Führern des Pöbels, ihn zum Repräsentanten der Grafschaft Middlesex wählen zu lassen. Das Unterhaus beschloß, daß ein durch Richterspruch zum Gefängniß verurtheiltes Individuum nicht im Parlament sitzen könne, und stieß ihn aus. Die Patrioten von Middlesex wählten ihn zum zweitenmale; und das Unterhaus hatte den Muth, seiner unbestreitbaren Befugniß gemäß, diese Wahl für ungültig zu erklären. Nichts desto weniger wurde Wilkes zum drittenmale gewählt, und seine Wahl zum drittenmale kassirt. Mitten in dem Paroxismus von Volksgährung und Partheiwuth, in welchen diese Maßregeln die englische Nation versetzten, trat Junius als erklärter Advokat der Volksrechte gegen Parlaments- und Ministerialanmaßungen auf. Er vertheidigte mit großer Superiorität ein System, welches der Menge schmeichelte, und das selbst unter den höhern Klassen viele und wichtige Anhänger zählte. Indessen würde weder sein Genie, noch seine unnachahmliche Schreibart, noch die tiefe Verfassungs- und Rechtskenntniß, die er in dieser schwierigen Diskussion an den Tag legte, ihm seine ungemessene Popularität gesichert haben, wenn nicht zugleich



die Bitterkeit seines Witzes, und die Verwegenheit seiner Diatriben, auch diejenigen bezaubert hätte, die für jene höhern Vorzüge keinen Sinn hatten.*) Da alles bei ihm von Persönlichkeiten ausging, und auf Persönlichkeiten zurückführte, so eröffnete ihm der Streit über die Middlesex-Wahl ein erwünschtes Feld, um den König, die Minister, das Parlament, die Gerichtshöfe, und wer ihm etwa anstößig oder verhaßt war, zu verlästern. Und da er die Gemüther von allen Seiten in Bewegung, Kabinet und Ministerium aber, durch Unentschlossenheit, Schrecken und innere Spaltungen geschwächt sah, so übte er eine Zeitlang über die öffentliche Meinung eine Art von unsichtbarer Diktatur aus, der keine andere Macht im Staate mehr gewachsen zu sein schien.**)

*) Johnson sagte von ihm in der vorhin angeführten Schrift: „Es ist nicht die Schönheit seines Styls, was die Krämer der City, und die Bauern von Middlesex anzieht. Sie bewundern an ihm die Eigenschaften, die er mit ihnen theilt. Da sie hören, daß Junius auf ihrer Seite ist, so zweifeln sie nicht an seiner Untrüglichkeit. Ohne zu wissen, wohin er sie führt, sind sie entschlossen, ihm zu folgen; und ohne seine Worte zu fassen, sind sie überzeugt, er meinte nichts anders als Rebellion."

**) Woodfall hat, mit mehr Ehrlichkeit als Klugheit, unter den vermischten Briefen seiner Sammlung ein Aktenstück abdrucken lassen, welches zur Ehre seines Helden in die tiefste Vergessenheit hätte begraben werden sollen. Dies ist ein Brief vom 5. April 1768, worin der nachmalige Junius, nicht nur von Wilkes mit Verachtung und Abscheu spricht (a man of a most infamous caracter, etc.), sondern auch das ganze

Um die hier entworfne sehr unvollkommne Skizze einigermaßen zu beleben, fügen wir derselben einige Probestücke bei, welche den Geist und die Manier dieser berühmten Schmähschriften (so weit als eine treue Uebersetzung eines solchen Originals es vermag) versinnlichen mögen.

Verfahren bei der ersten Middlesex-Wahl als ein unerhörtes Skandal schildert, und die Minister, namentlich Camden und Grafton, beschuldigt, aus strafbarer Feigheit, wo nicht aus Verrätherei, den Souverain und das Parlament den Ausschweifungen des Londner Pöbels Preis gegeben zu haben.

Der gute Woodfall thut alles, was er vermag, zu beweisen, daß ein ächter Patriot von Wilkes schlecht denken, und dennoch seine Sache, und die Grundsätze, die für ihn sprechen, auf Leben und Tod vertheidigen konnte. In so weit geben wir ihm vollkommen Recht; daß aber Junius im Jahre 1768 die Middlesex-Wahl selbst wie eine Schandthat, und die Minister, weil sie diese Schandthat nicht verhindert hatten, wie Verbrecher behandelte, und gleichwohl im folgenden Jahre seine ganze Kunst aufbot, um dieselbe Wahl als rechtmäßig, das Parlament, welches sie kassirt hatte, als usurpatorisch, und die Minister, weil sie dieses Parlament nicht kassiren wollten, als Missethäter darzustellen, — möchte sich doch auf gewöhnlichen Wegen weder erklären, noch rechtfertigen lassen.

Man begreift übrigens vollkommen, wenn man auf diese Stelle, und mehrere ähnliche in den vermischten Briefen stößt, warum Junius mit so großer Strenge darauf hielt, daß in die unter seinen Augen veranstaltete Sammlung durchaus nichts aufgenommen werden durfte, was er nicht im Jahre 1772 zur Noth noch vertheidigen zu können glaubte. Er hatte sich ja in der Zwischenzeit sogar in vertrauten Briefwechsel mit Wilkes eingelassen.

Wir wählen freilich nicht solche, welche für den Verfasser die ehrenvollsten sein würden; nachdem wir aber hinlänglich bewiesen haben, daß wir das, was in seinen Schriften groß und bewundernswürdig war, anzuerkennen wissen, mag es uns erlaubt sein, bei dieser Auswahl vorzüglich auf das Charakterische Rücksicht zu nehmen. Der Libellist interessirt uns hier mehr, als der politische Schriftsteller; und diesen kann man ohnehin nur aus dem Zusammenhange seiner Arbeiten beurtheilen.

Wir geben daher zunächst den ersten seiner Briefe, den er unter dem Namen Publicola schrieb, und der sich in den ältern Sammlungen nicht findet; dann einen der gediegensten Junius-Briefe, endlich — da Zeit und Raum ein mehreres nicht gestatten, Fragmente aus einigen andern der merkwürdigsten und berühmtesten. Es war nothwendig, sie durchaus mit historischen Einleitungen und Aufklärungen zu begleiten, ohne welche sie den meisten Lesern ganz unverständlich bleiben würden.

* * *

I. Lord Chatham.

Daß Junius nie ein Bewunderer von Lord Chatham war, ergab sich deutlich genung aus den von ihm anerkannten Briefen. Daß er aber zu irgend einer Zeit so über ihn gedacht und geschrieben hatte, wie der folgende zeigt, würden vielleicht vor der Bekanntmachung seiner frühern Korrespondenz, selbst in England nur Wenige geglaubt haben. Daß Publicola kein anderer war, als Junius, ist durch Woodfall's Zeugniß, und

die von ihm angeführten Umstände unwidersprechlich dargethan; und bei der auffallenden, nicht zu verkennenden Aehnlichkeit des Styls und der Gesinnungen, ist es in der That zu verwundern, daß nicht längst einem der zahlreichen Kommentatoren der Junius-Briefe einfiel, die in dem Public Advertiser unter andern Namen zerstreuten Blüthen des unvergeßlichen Anonymus zu sammeln, und auf den gemeinschaftlichen Stamm zurückzuführen.

William Pitt hatte seine erste glorreiche Ministerial-Laufbahn im Jahre 1761 geschlossen. Sein Gewicht im Lande, und bei allen Partheien ohne Ausnahme, war aber so groß, daß der Hof während der ganzen Dauer der Administrationen von Grenville und Rockingham nie aufgehört hatte, über seine Rückkehr ins Kabinet mit ihm zu unterhandeln. Nach einer Menge fehlgeschlagener Versuche, erhielt er endlich im Jahre 1766 vom Könige uneingeschränkte Vollmacht, ein neues Ministerium zu bilden. Dies Geschäft war mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft, weil jeder der verschiednen Partheiführer, die er zu vereinigen wünschte, Lord Temple, Mr. Grenville, Lord Rockingham, der Herzog von Bedford, Lord Shellburne, u. s. f. seine eignen Ansprüche geltend machen, und seine eignen Freunde voranstellen wollte. Die Folge war, daß ihn die wichtigsten ganz verließen, andere nur vorübergehend, oder bedingungsweise unterstützten. Er selbst hatte von Anfang an erklärt, daß er in dem neuen Ministerium keine andre Stelle, als die des Siegelbewahrers (Lord privy seal) annehmen würde. Dieses Amt war von der Pairschaft unzertrennlich; und

so sah er sich durch eben die Gründe, die ihn abhielten, an die Spitze einer Verwaltung zu treten, von welcher er doch, nach dem ausgesprochenen Willen des Königs, das Haupt, wenigstens die Seele sein sollte, genöthigt, seinen durch ihn so groß gewordenen Familiennamen gegen den Titel von Chatham zu vertauschen.

Das Ministerium, zu dessen unmittelbarer Leitung er zuletzt den Herzog von Grafton vermocht hatte, war kaum zu Stande gebracht, als Lord Chatham, der schon seit mehrern Jahren an der Gicht litt, durch die Fortschritte der Krankheit gezwungen wurde, Einsamkeit und Ruhe zu suchen. Von den heftigsten Schmerzen gemartert, durch tiefen Gram über den Gang der Geschäfte, über die Mißhelligkeiten zwischen den Whigs, über den Abfall seiner besten Freunde gebeugt, brachte er so zwei traurige Jahre, meistens von London entfernt, und fast ohne Antheil an den Kabinetsverhandlungen zu, bis er endlich im Oktober 1768 auch den Posten des Siegelbewahrers niederlegte. Erst im Jahre 1770 fühlte er sich wieder stark genug, im Parlament zu erscheinen, wo er bekanntlich bis an seinen Tod (1778) als Redner und Staatsmann in seiner vollen Herrlichkeit glänzte, ohne jemals mehr an den Kabinetsgeschäften Theil zu nehmen.

Der Charakter dieses Ministers war allerdings kein unbedingtes Muster menschlicher Vollkommenheit; und seine großen Eigenschaften wurden manchmal von großen Fehlern verdunkelt. Ihn aber in irgend einem Zeitpunkte seines Lebens, als ein Werkzeug des Despotismus, als einen geschwornen Feind der brittischen Verfassung, als

einen Bösewicht zu schildern, schien höchstens einem Wahnsinnigen vorbehalten. Gleichwohl werden wir hier Junius mit diesem Akt des Wahnsinns seine schriftstellerische Laufbahn eröffnen sehen; und der Augenblick, den er dazu wählte, war gerade einer von denen, wo Lord Chatham von körperlichen und moralischen Leiden überwältiget, weniger furchtbar als je, den Haß seiner bittersten Feinde hätte entwaffnen sollen.

Im weitern Verlauf der Korrespondenz wird zwar nie mehr in einem ähnlichen Tone von Lord Chatham gesprochen. Die geheime Abneigung gegen ihn scheint sich aber nie verloren zu haben. Im Oktober 1770 erschienen im Public Advertiser einige für Lord Chatham sehr ehrenvolle Artikel, in welchen man Junius zu erkennen geglaubt hatte. Sogleich drang dieser darauf, daß die Vermuthung förmlich für ungegründet erklärt wurde, und schrieb bei dieser Gelegenheit an Woodfall: „Sie wissen wohl, daß ich weder den Verfasser jener Artikel, noch seinen Götzen bewundere. Sie werden thun, was Ihres Amtes ist.“ (Private letters No. 23.). Erst ein Jahr nachher, als Chatam's Ruhm und Volksgunst durch seine imposanten Oppositionsreden in der amerikanischen Streitfrage den letzten Gipfel erreicht hatte, entschloß sich Junius zu einer, wie er sie selbst nennt, „ihm abgezwungnen“ Ehrenerklärung, und schrieb folgende merkwürdige Worte: „Man fordert mich auf, mein Urtheil über Lord Chatam auszusprechen, und die Furcht vor Mr. Horne's Schikanen soll mich nicht abhalten, einem Manne Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, der, ich gestehe

es, in meiner Achtung fortdauernd gewachsen ist. Für irgend einen gemeinen Zweck von Gewinnsucht oder Einfluß kann mein Beifall ihm nicht nützen. Meine Stimme wird ihm schwerlich weder eine Pension, noch einen Sitz im Kabinet verschaffen. Wenn aber sein Ehrgeiz mit seinem Genie auf gleicher Höhe steht, wenn er das, was ihm wahren Ruhm bringen kann, mit eben der Ueberlegenheit erkannt, die seine Reden und seine Rathschläge im Parlament beseelt — dann soll selbst die Feder von Junius ihn belohnen helfen. Unsterbliche Glorie soll sein Haupt schmücken, und sich um sein Denkmal versammeln. — Ich bin in der Sprache der Lobredner nicht bewandert. Die Lorbeern, die ich ihm darbiete, sind mir abgezwungen; sie werden so leicht nicht verwelken, weil sie mühsam geerndtet werden mußten." (**Letter to the Printer of the Public Advertiser. 13. August 1771.**)

An den Herausgeber des **Public Advertiser.**

Den 28. April 1767.

Dictatura, quam in summis reipublicae augutiis acceperat, per pacem continuata, libertatem fregit; donec illum conversus in rabiem populus et dii ultores de saxo Tarpejo dejecerunt.

Livius.

Die wackersten und freisten Nationen haben sich manchmal zu einer augenblicklichen Verzichtleistung auf ihre Freiheiten entschlossen, um den Genuß derselben für immer zu sichern. In Zeiten großer Verlegenheit oder Gefahr setzte die Weisheit des Staates ihr ganzes Vertrauen in

die Tugend eines ausgezeichneten Bürgers, und verlieh ihm hinreichende Gewalt, um sein Vaterland zu retten oder zu unterdrücken. Auf diese Weise entstand die Diktatorwürde in Rom; und so lange sie sich auf einen beschränkten Zeitraum erstreckte, und blos als ein Hülfsmittel gegen die Bedrängnisse eines unglücklichen Krieges gebraucht wurde, war sie gewöhnlich von den vortheilhaftesten Folgen begleitet, und ließ kein gefährliches Beispiel zurück. Der Diktator, vollständig beschäftigt mit Maßregeln gegen den auswärtigen Feind, hatte nicht Zeit genug, seinem eignen Vaterlande Verderben zu bereiten, und sein Ehrgeiz war durch den Glanz eines Triumphs, und durch den Beifall seiner Mitbürger aufs edelste befriedigt. Als aber diese weise Institution in Mißbrauch ausartete, als jene unbeschränkte Gewalt, die nur für außerordentlich-dringende Umstände hätte aufbewahrt werden sollen, ohne Nothwendigkeit der zweifelhaften Mäßigung eines einzelnen Mannes anvertraut ward, was ließ sich erwarten, als daß das Volk seine Leichtgläubigkeit aufs theuerste bezahlen, und jener Rechte, die in den Händen eines Einzigen unmöglich so gesichert sein konnten, als unter Aufsicht der Gesetze und der Konstitution, für immer beraubt werden würde?

Ohne einen ungewöhnlichen Grad von Verderbtheit konnte der, den man solcher Versuchung aussetzte, jeden Gedanken an Grundsätze und Dankbarkeit aufgeben, und mit jeder Hoffnung des Erfolges eine Gewalt fest zu halten suchen, die seine Mitbürger schwach und niedrig genug waren, ihm zu überliefern.

Wenn aber eine Nation unglücklich genug gewesen wäre, anstatt eines Mannes von gewöhnlichem gemischten Charakter, dessen Laster durch einen Schein von Tugend und Großmuth einigermaßen gehoben würden, einen durchaus und unbedingt schlechten Mann zum Gegenstande ihres Vertrauens zu wählen, oder, wenn ein großer und guter Monarch, durch irgend eine heillose Verblendung, einen Mann dieser Art zu seinem ersten Minister ernannt und ihm seine ganze Autorität übertragen hätte — welche Sicherheit würde einer solchen Nation für ihre Rechte, oder einem solchen Monarchen für seine Krone bleiben? Die Geschichte jedes Volkes, das Ansprüche auf Freiheit hatte, wird uns belehren, was die Fortschritte eines solchen Verräthers, und was der wahrscheinliche Erfolg seiner Verbrechen sein mußte.

Denket wir uns diesen Mann auf dem Punkte, wo er den großen Gegenstand erreicht glaubt, auf welchen alle Künste, alle Ränke, alle Heuchelei, und alle Schamlosigkeit seines vergangnen Lebens gerichtet war! Was wird in dem Augenblicke, wo er sich im Besitz der höchsten Macht fühlt, sein Betragen sein? Eine verstellte Niederträchtigkeit im Kabinet, aber ein gebieterischer Trotz gegen das Volk, durch dessen Gunst er gehoben, durch dessen früheres Glück er genährt worden war. Hat er etwa einen Bruder? dieser Bruder muß aufgeopfert werden. Hat er einen rachsüchtigen Feind? dieser Feind muß befördert werden. Hat er Jahre seines Lebens verwendet, um gegen den verderblichen Einfluß eines Günstlings zu deklamiren? Dieser Günstling muß an seinen Busen

gedrückt, und der einzige Mitgenosse seiner Macht werden.*) Es liegt in der Natur einer despotischen Gewalt, die an uns für sich jeden Grundsatz einer freien Verfassung verletzt, daß sie nur durch Mittel erworben werden kann, die zugleich jedem Grundsatz von Ehre und Sittlichkeit Hohn sprechen. Das Amt eines Großvezirs ist mit einer beschränkten Monarchie unvereinbar, und kann nur bestehen, indem es die Monarchie selbst zerstört. Dieselben Maßregeln, durch welche ein ruchloser Mensch zur Macht empor steigt, müssen ihm zur Erhaltung derselben dienen. Der vornehmste Adel, der sich dem Hochmuth eines aus dem Staube hervorgegangenen Diktators nicht gern unterwerfen würde, muß von jedem Staats- oder Ehrenposten verdrängt, alle öffentlichen Aemter müssen einer Rotte verächtlicher Geschöpfe zu Theil werden, die bei gänzlichem Mangel an Erfahrung, Fähigkeit, und persönlichem Gewicht, von ihm allein ihr kleines geschäftiges Ansehen erborgen. Da die absolute Vernichtung der Landeskonstitution sein großer Zweck ist, so muß er, um konsequent zu sein, jede Klasse im Staat, die durch ihre Besitzungen und ihren Reichthum bei der Aufrechthaltung der bestehen-

---

*) Der aufgeopferte Bruder war Lord Chatham's Schwager, Lord Temple, der an der Administration von 1766 aus gekränkter Eigenliebe nicht Theil nehmen wollte. — Der rachsüchtige Feind war der Herzog von Bedford; der verhaßte Günstling Lord Bute, dessen angebliche Freundschaft mit Lord Chatham selbst in einem schlechten Epigramm noch eine schlechte Figur gespielt hatte, wie die Folge der Geschichte deutlich genug lehrte.

den Regierungsform besonders interessirt, und mächtig genug ist, um treulose Angriffe zu hintertreiben, schwächen, und ihres Vermögens berauben. Die Grundeigenthümer müssen unterdrückt, die Rechte des Handelsstandes müssen willkürlich gekränkt, seine Güter ihm durch offne Gewalt, ohne irgend einen Vorwand rechtlicher Formen entrissen werden. Zum besondern Vortheil wird es ihm gereichen, wenn er durch Beibehaltung der drückendsten Taxen auf die ersten Lebensbedürfnisse, selbst zum Untergange der Armen beitragen kann. Er wird auch jede günstige Gelegenheit benutzen, um die Nation daran zu gewöhnen, die bestehenden Gesetze durch Kabinetsverordnungen suspendirt zu sehen; und bei solchen Gelegenheiten darf es ihm nicht an einem abtrünnigen Rechtsgelehrten fehlen, der schwach genug ist, seinen eignen Charakter Preis zu geben, und niedrig genug, die Gesetze seines Landes zu verrathen. *)

*) Der Vorgang, auf welchen dieser ganze Ausfall sich bezog, war folgender. Schon im Sommer 1766 waren die Kornpreise in England so gestiegen, daß in mehrern Orten ernsthafte Volkstumulte ausbrachen, wobei viele Menschen das Leben verloren. Eine äußerst schlechte Erndte ließ noch größre Uebel besorgen; und die Minister entschlossen sich daher, fünf oder sechs Wochen vor Versammlung des Parlaments, durch eine königliche Proklamation die Ausfuhr des Getreides zu verbieten, ob es gleich noch nicht zu dem Preise gestiegen war, wo diese Ausfuhr nach dem bestehenden Gesetz von selbst aufhörte. Hierüber mußten sie im Parlament eine Rechtfertigungsakte (bill of indemnity) nachsuchen, deren Grund so ein-

Dies sind nur einige der bösartigen Künste, woran man einen Verräther erkennt, und wodurch ein freies Volk in Sklaverei gestürzt wird. Aber das Meisterstück seiner Verruchtheit, und das sicherste Mittel, alle seine Absichten zu erreichen, wäre der Versuch, zwischen dem Mutterlande und seinen Kolonien solche Zwietracht zu stiften, daß beide seinen höllischen Ränken zur Beute werden müßten. Mit dieser patriotischen Gesinnung wird er bereit sein, sich zum Beschützer des Aufruhrs und zum eifrigen Advokaten der Rebellen aufzuwerfen. Seine Lehren werden mit dem Verfahren des Volkes, welches er in Schutz nimmt, übereinstimmen; und wenn dieses durch seinen Beistand einen Sieg über die oberste Gesetzgebung des Reiches davon tragen kann, so wird er solchen Sieg

---

leuchtend als der Tag war, obgleich die Opposition sich, wie gewöhnlich, dagegen sträubte. Lord Chatham, und der damalige Großkanzler, Lord Camden, vertheidigten im Oberhause das Verfahren der Minister.

Dies war nun die greuliche Missethat, weshalb Lord Chatham hier beschuldigt wird, alle Eigenthümer, alle Kaufleute, willkürlich beraubt, ins Elend gestürzt zu haben u. s. f. und weshalb Lord Camden, ein Mann, dessen Name in der neuen Geschichte von England mit dem der strengsten Tugend selbst gleichbedeutend geworden ist, der sein Leben damit hinbrachte, die Rechte des Volkes zu vertheidigen, und dem selbst Junius einige Jahre später eine nothgedrungene Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte, „ein abtrünniger Rechtsgelehrter u. s. w.“ — in einem andern Briefe „ein nichtswürwürdiger Mensch“ gescholten ward!

als einen wichtigen Schritt zur Befriedigung seines höchsten Wunsches betrachten.*)

So, mein Herr, würde in einem freien Staate der Gang und Charakter eines Ministers beschaffen sein, dem man unnöthigerweise eine übertriebene Gewalt anvertraut hätte. Er muß entweder die Tyrannei zu Stande bringen, oder zu Grunde gehen. Ich kann es, ohne zu schaudern, nicht für möglich halten, daß unser Vaterland das Opfer eines so schwarzen Bösewichts werden sollte. Wenn dieser Fall aber dennoch einträte, so wird doch hoffentlich das brittische Volk nicht dergestalt vom Himmel verlassen sein, daß es nicht noch zeitig genug die Augen öffnen sollte, um sich selbst vor gänzlichem Ruin zu bewahren; und wenn wir auch keinen tarpejischen Felsen zur unmittelbaren Bestrafung des Hochverraths haben, so haben wir doch Staatsprozesse, und der Galgen würde keine zu ehrenvolle Stelle für das Geripp eines Verräthers sein.

Publicola.

II. Herzog von Grafton.

Der Herzog von Grafton trat als ein junger Mann von glücklichen Anlagen, unter Lord Chatham's Führung in die öffentlichen Geschäfte. Im Jahre 1765, als das

*) Lord Chatham's oft sehr leidenschaftliches Verfahren, und mehr als heftige Reden in dem Streite mit Amerika, wurden von vielen der würdigsten Männer in England getadelt. Aber — die ihm hier zugeschriebene Absicht! Und — **Quis tulerit Gracchos de seditione querentes!**

Ministerium von Lord Rockingham gebildet wurde, übernahm er, in der Hoffnung, daß Lord Chatham, früher oder später, sich mit diesem Ministerium vereinigen würde, eine der Staatssekretairstellen, legte sie aber wenig Monate nachher, da er diese seine Hoffnung nicht erfüllt sah, nieder. Als im folgenden Jahre Lord Chatham bevollmächtigt wurde, eine Administration nach eigner Einsicht und Wahl zu formiren, bewog er den Herzog von Grafton, den höchsten Posten anzunehmen, und versprach ihm seinen kräftigsten Beistand. Lord Chatham's lange Krankheit und finstrer Mißmuth beraubten den Herzog, anfänglich theilweise, und zuletzt ganz dieser wichtigen Stütze, und nöthigten ihn, die Last und Verantwortlichkeit der größten Geschäfte allein zu tragen. Seine Grundsätze waren aber in vielen der wesentlichsten Punkte mit denen, die im Kabinet des Königs herrschten, unvereinbar. Die Schule, in der er erzogen war, und die Männer, mit denen er lebte und wirkte, ließen keinen Zweifel darüber. Nicht ohne Widerwillen blieb er an der Spitze des Ministeriums, bis zu Anfang des Jahres 1770. Nachdem aber Lord Camden wegen seiner heftigen Aeußerungen in einer Debatte des Oberhauses über die Middlesex-Wahl von der Kanzlerwürde plötzlich entlassen worden, entsagte der Herzog — obgleich in dieser Frage entgegengesetzter Meinung, und von der Legalität der Schritte des Unterhauses aufrichtig überzeugt — aus freiem Antriebe der Direktion der Geschäfte. Im Sommer von 1771 entschloß er sich zur Annahme der Siegelbewahrerstelle in dem Ministerium von Lord North, von der patriotischen

Hoffnung getrieben, daß durch lindernde Maßregeln und weise Nachgiebigkeit der Ausbruch des Krieges mit den Kolonien noch verhindert werden könnte. In diesem Geiste arbeitete er bis zum Jahre 1775; als endlich aber, allen seinen und seiner Freunde Bemühungen zum Trotz, die Versöhnung unmöglich geworden war, eröffnete er dem Könige in einer merkwürdigen und rührenden Privataudienz seinen Entschluß, sich auf immer von den Geschäften zurückzuziehen. Der Ruf eines edelmüthigen Charakters, unbefleckter Rechtlichkeit, beharrlicher aber gemäßigter Freiheitsliebe, und der liebenswürdigsten Eigenschaften im Privatleben begleitete ihn; selbst solche unter den gleichzeitigen Geschichtschreibern, die nicht gewohnt sind, Ministern zu schmeicheln, sprechen mit Lob und Achtung von ihm. *)

Dies ist nun der Mann, den Junius am hartnäckigsten verfolgt hat. „Sie sind das Kopfkissen, auf welches ich meine ganze Rache niederlegen will" — sagte er ihm in einem seiner Briefe. Der eigentliche Grund dieser verzweifelten Wuth gehört unter die Geheimnisse, in welche die Existenz des Schriftstellers verhüllt ist. Der Herzog von Grafton muß bei einer oder der andern Veranlassung seinen unmäßigen Stolz verwundet, oder irgend eine unbekannte Privatabsicht muß seine giftige Feder geleitet haben. Denn von gerechtem Zorn, von Eifer für das allgemeine Wohl, von löblichen oder auch

*) J. B. *Belsham* Memoirs of the Reign of George III. Vol. I. p. 207. Vol. II. p. 157.

nur leiblichen Beweggründen kann hier schlechterdings nicht die Rede sein. In seinen ausschweifenden Libellen gegen diesen Minister ist weder Wahrheit noch Wahrscheinlichkeit zu finden. Alles ist frevelhafte Fabel und satanische Karikatur. Der folgende Brief (übrigens keinesweges der einzige in seiner Art) ist unter andern auch deshalb sehr merkwürdig, weil Junius selbst ihn für ein Meisterstück hielt. Er schrieb an Woodfall: „Für das beigeschlossene Sendschreiben habe ich eine große Partheilichkeit. Es ist mit äußerster Sorgfalt abgefaßt. Wenn ich mich in diesem Urtheil irren sollte, würde ich nie wieder schreiben." (**Private letter. No. 35.**) Und Woodfall, der Sohn, setzt ganz naiv hinzu: „Er hat wahrlich nicht zu viel davon gesagt."

* * *

An den Herzog von Grafton.*)

Den 22. Juni 1771.

Mylord! Meine tiefe Ehrfurcht für den huldreichen Fürsten, der dieses Land zu seinem eigenen Ruhm nicht weniger als zum Glück seiner Unterthanen regiert, und der Ihnen von neuem einen Platz unter den Seinigen anweiset, erspart Ihnen eine Menge von Vorwürfen. Die Aufmerksamkeit, die ich Ihren Vergehungen gewidmet haben würde, richtet sich unwillkürlich auf die Hand, welche sie belohnt; und ob ich gleich für königliches

*) Dieser Brief wurde geschrieben, nachdem der Herzog als Siegelbewahrer von neuem ins Ministerium getreten war.

Urtheil nicht partheiisch genug bin, um zu glauben, daß die Gunst eines Monarchen Gebirge von Schandthaten zu ebnen vermag, so erleichtert sie doch ohne Zweifel die Bürde der Infamie, indem sie sie theilt. Wenn ich bedenke, wie viel man Seinem geheiligten Charakter schuldig ist, so kann ich Sie unmöglich, mit irgend einem anständigen Schein von Billigkeit, den niedrigsten und verworfensten Menschen im Königreich nennen. In Wahrheit, Mylord, dafür halte ich Sie nicht. Sie werden in der Art von Ruhm, wornach Ihr Ehrgeiz bisher so glücklich gestrebt hat, immer einen gefährlichen Nebenbuhler haben, so lange es einen Mann in der Welt giebt, der Sie seines Vertrauens, und eines Antheils an seiner Regierung würdig finden kann. Sie besitzen großes persönliches Verdienst; hüten Sie Sich aber, es zu hoch anzuschlagen. Erwägen Sie, wie viel davon für die Welt verloren gegangen wäre, wenn der König nicht seinen Stempel darauf gedrückt, und ihm Umlauf in seinem Lande gegeben hätte. Wenn es wahr ist, daß ein tugendhafter Mann im Kampf mit dem Unglücke ein Schauspiel für Götter ist, so verdient der glorreiche Wettstreit zwischen Ihnen und dem besten der Fürsten, eine eben so erhabne Versammlung von Zuschauern. Mich dünkt, ich sehe schon andre Götter aus der Erde heraufsteigen, um ihn zu bewundern.

Doch diese Sprache ist nicht ernst genug für den Gegenstand. Der König will schlechterdings, daß Ihre und meine Talente für die Gesellschaft nicht verloren sein sollen. Zwischen Vollziehung und Beschreibung neuer

Verbrechen, werden Sie und ich hinreichenden Stoff zur Thätigkeit finden. Wenn die Personen, die sich mit ihrem Patriotismus am meisten gerühmt haben, mit eben dem Eifer und eben der Beharrlichkeit als ich, ihre Pflicht gegen das Publikum erfüllt hätten, ich will nicht sagen, daß die Regierung ihre verlorne Würde wieder erlangt, aber, daß wenigstens unser huldreicher Monarch seinen Unterthanen diesen letzten Schimpf erspart haben würde, der, wenn noch irgend ein Gefühl in uns ist, die Nation empfindlicher schmerzen muß, als selbst alle die wesentlichen Leiden, die jede Maßregel Ihrer Administration ihr zufügte. Umsonst hätte der Monarch einen Andern gesucht, der an vollendeter Brauchbarkeit Ihnen gleich gekommen wäre. Lord Mansfield hat nicht den Muth, seine eignen Grundsätze zu behaupten; seine Ideen über Regierungsform gehen vielleicht noch weiter als die Ihrigen; aber sein Herz verläugnet die Theorien seines Kopfes. Charles Fox steht erst in der Blüthe; *) und was Mr. Wedder-

*) Fox war damals ein warmer Anhänger des Ministeriums. Die Gesellschaft, in der er hier genannt wird, zeigt deutlich genug, wie Junius von ihm dachte. Er wußte sogar, daß er der Verfasser verschiedner gegen ihn gerichteter sehr unsanfter Zeitungsartikel war. Gleichwohl gehört nicht nur Fox, sondern auch sein damals noch lebender Vater, Lord Holland, den Junius als einen alten treuen Freund vieler ihm höchst verhaßten Personen unmöglich lieben konnte, unter die sehr geringe Anzahl derer, von welchen in diesen Briefen nie übel gesprochen wurde. Diese Schonung, die aufmerksamen Lesern schon in frühern Zeiten nicht entgangen ist, muß ihren Grund in persönlichen Verhältnissen gehabt haben. In einem Schrei-

burne betrifft, so liegt in seinem Wesen etwas, das selbst die Verrätherei mißtrauisch macht.*) Der beste der Fürsten hätte sich vor der Hand mit Lord Sandwich behelfen müssen. Sie, Mylord, hätten Ihre endliche Entlassung und Belohnung erhalten; und ich, der ich Sie um Ihres hohen Amtes Willen nicht höher schätze, wäre Ihnen gern bis in Ihre Einsamkeit gefolgt. Aber die Milde, die unserm Souverain so vorzüglich eigen ist, verleugnet sich nie. Von dem Augenblicke an, wo er den Thron bestieg, hat jedes Verbrechen, dessen die menschliche Natur fähig ist, bei ihm Verzeihung gefunden; der Archivar des Kriminalgerichts mag es bezeugen.**) In den Augen jedes

---

den vom 16. Oktober 1771, welches er mit der Unterschrift Anti-Fox in den Public Advertiser einrücken ließ, worin er aber Fox blos in scherzhaftem Tone als den Schwarzen Buben (my pretty black boy) bezeichnet, heißt es unter andern: „Ich kenne Junius nicht; aber ich sehe deutlich, daß er Lord Holland und seine Familie absichtlich geschont hat. Ob Lord Holland unverwundbar ist, oder ob Junius sich ungestraft herausfordern läßt, das sind Fragen, worüber der Schwarze Bube ernsthaft nachdenken mag." (Micellaneous letters. No. 100.)

*) Mr. Wedderburne, nachmals Lord Loughborough, war einer der größten Advokaten, und ausgezeichnetsten Parlamentsredner seiner Zeit.

**) Eine Anspielung auf den Prozeß eines gewissen M'Quirk, der bei Gelegenheit einer der blutigen Tumulte, welche die Middlesex-Wahl veranlaßte, in einem Handgemenge zwischen zwei Pöbelrotten, einen Anführer der Gegenpartei erschlagen hatte, von der Jury des Mordes schuldig befunden, und vom Könige begnadigt worden war. Ueber diesen unleibli-

andern Fürsten, den Sie mitten in den größten von Ihnen allein geschaffenen Verlegenheiten, in einem Augenblick, wo er seinen Thron von redlichen und geschickten Männern umgeben glaubte, verlassen hätten, würde eine so schamlose That das Gedächtniß Ihrer frühern Dienste verlöscht haben. Aber Seine Majestät ist voll von Gerechtigkeit, und versteht die Lehre von den Kompensationen. Er erinnert sich mit Dankbarkeit, wie schnell Sie Ihre Moralität den Bedürfnissen Seines Dienstes anzupassen, mit welcher Bereitwilligkeit Sie Sich den Verpflichtungen der Privatfreundschaft, und den feierlichsten gegen das Publikum übernommenen Verbindlichkeiten zu entziehen wußten. Lord Chatham aufgeopfert zu haben, war kein kleines Verdienst. Selbst die Niederträchtigkeit und Treulosigkeit, mit welcher dieses Opfer gebracht wurde, mag Ihnen genutzt haben. Die Handlung war empörend, aber die Maxime nicht ungefällig. *)

---

chen Mißbrauch der königlichen Prärogative hatte Junius schon früher einen eignen Brief voll bittrer Invektiven an den Herzog von Grafton geschrieben.

*) Was es mit dieser angeblichen Aufopferung Lord Chatham's zu sagen hatte, kann man aus den einleitenden Anmerkungen zu diesem und dem vorigen Briefe ersehen. Der Herzog trennte sich keinen Augenblick von ihm; und die Stelle, die er im Jahr 1766 annahm, in der sichern Erwartung, daß Lord Chatham (dessen Launen sich nicht immer berechnen ließen) zutreten würde, gab er wenige Monate nachher, da jene Erwartung unerfüllt blieb, wieder auf. Auch muß man nicht vergessen, daß Junius den Mann, gegen welchen er dem

Doch schmeichelten Sie nicht blos dem Menschen; Sie wußten auch den Machthaber in ihm zu gewinnen. Die Parlamentsmaßregeln gegen Wilkes, im Kabinet zum Voraus beschlossen — die Gewalt, den Unterthanen ihre angebornen Rechte zu nehmen, einem einzelnen Zweige der Legislatur willkürlich eingeräumt — die Konstitution, vom Unterhause schamlos angegriffen — die Pflicht, sie zu vertheidigen, vom Oberhause verrätherisch aufgegeben — das sind die Unternehmungen, die unter der jetzigen Regierung zu Aemtern empfehlen und einen Minister machen. Diese würden das Urtheil Ihres Souverains bestimmt haben, wenn sie auch keinen Eindruck auf sein Herz gemacht hätten. Es bedurfte keiner andern Verdienste, um Ihre Zurückberufung ins Kabinet zu entscheiden. Nicht als wenn Sie deren nicht sonst noch im Ueberfluß hätten: — Mr. Hine's Diplom*) — der Herzog von Portland — und Mr. Yorke. — Veruntreuung, Raub und Mord! Es wäre zu viel Ehre für Ihre Galanterie, wenn ich auch noch Nothzucht hinzufügte; aber der Styl Ihrer Liebschaften sichert Sie gegen diesen Verdacht.

Herzog die schwärzeste Treulosigkeit vorwirft, einen durchaus und unbedingt schlechten Mann genannt hatte.

*) Dieser Hine hatte eine Zolleinnehmerstelle zu Exeter mit 4000 Pf. St. bezahlt, welche, nach einem völlig unerwiesnen Gerüchte dem General Bourgoyne (der nachher in Amerika so unglücklich ward) als eine unverdiente Begünstigung zu Theil geworden sein sollten. Aus diesem elenden Stoff hatte Junius eine Haupt- und Staatsaktion zu spinnen gewußt. — Die beiden übrigen Punkte werden in den folgenden Noten erklärt.

Ich weiß, wie man Sie gegen diese verschiednen Anklagen vertheidigt hat. Die Veruntreuung soll ihren Lohn in sich selbst gehabt haben; denn Mr. Bradshaw*) versichert auf seine Ehre, daß Sie von dem Gelde für das Hinesche Diplom keinen Schilling empfangen haben, daß alles an General Bourgoyne gewissenhaft ausgezahlt worden ist. Eilen Sie, Mylord! Ein zweites Geschenk wird nöthig sein, um Oaks in der Familie zu erhalten. Wenn das nicht geschieht, so fürchte ich, Birnam-Wald kömmt unter den Hammer.

Der Herzog von Portland war Ihr ältester Freund. Zur Vertheidigung seines Eigenthums berief er sich auf weiter nichts, als auf sein klares Recht, und auf Verjährung gegen die Krone. Sie fühlten das Unrecht, das Ihrem Freunde geschah; aber das Gesetz, meinten Sie, müsse seinen Lauf haben. Die Nachwelt wird kaum glauben, daß Lord Bute's Schwiegersohn alle seine Kräfte anstrengen mußte, um die ihm verliehene Schenkung noch vor der allgemeinen Parlaments-Wahl zu Stande zu bringen.**)

---

*) Der Privatsekretair des Herzogs von Grafton. Es geht aus vielen Stellen der Briefe hervor, daß Junius gegen diesen Mann eine besonders tödtliche Feindschaft gehabt haben muß, die vielleicht einen Hauptaufschluß über seine höllische Wuth gegen den Herzog gibt. — Oaks war ein Landgut des General Bourgoyne, das damals verkauft werden sollte.

**) Diese Verhandlung war einer der Haupttexte zu den Invektiven gegen den Herzog von Grafton. Während seiner Administration — aber offenbar durch Lord Bute's Einfluß,

Von der abscheulichen Unterhandlung, die mit Mr. Yorke's Tod endigte, ist genug gesagt worden. Ich kann ohne Mitleid und Grausen nicht davon reden. Sie, um sich zu rechtfertigen, klagen öffentlich Ihren Mitschuldigen an; und Seinem Gemüth mag die Anklage vielleicht schmeicheln. Aber als Mörder steht Ihr beide auf einer Linie. Es war ein Gegenstand des Wetteifers zwischen beiden, und würde noch heute ein Gegenstand des Scherzes und Lachens sein, wenn der Ausgang die unmittelbaren Plane des Kabinets nicht vereitelt hätte.*)

---

nicht durch den seinigen — hatte man dem Herzog von Portland eine von seiner Familie seit siebenzig Jahren, zwar nicht ganz regelmäßig, doch ungestört besessene ehmalige Krondomaine (Inglewood Forest) unter dem etwas schalen Vorwande einer alten Rechtsmaxime, nach welcher gegen die Krone keine Verjährung gelten sollte (Nullum tempus occurrit regi) genommen, und Lord Bute's Schwiegersohne Sir James Lowther verliehen. Diese Sache veranlaßte große Debatten im Parlament, und führte zu dem unter dem Namen der Nullum Tempus-Akte bekannten Gesetz, wodurch die alte Rechtsmaxime für immer aufgehoben wurde. In dieser Akte war zwar eine Klausel, die den Prozeß zwischen Portland und Lowther offen ließ; dieser Prozeß wurde aber zwei Jahr nachher von dem Gerichtshof der Exchequer zu Gunsten des ersten entschieden.

*) Um die ganze Verruchtheit dieser Stelle zu fassen, muß man die Thatsache kennen, worauf sie sich bezieht. Nach Lord Camden's plötzlicher Entfernung vom Kanzleramt (S. 147) hielt es eine Zeitlang schwer Jemanden zu finden, der bei der damaligen Stimmung der Gemüther dieses Amt hätte übernehmen wollen. Mr. Yorke, Generalfiskal, ein Mann von

Dieser Brief, Mylord, ist nur die Vorrede zu unserer künftigen Korrespondenz. Der Ueberrest dieses Sommers soll Ihrer Unterhaltung gewidmet sein. Ich hoffe, hin und wieder den Ernst Ihrer Morgenstudien aufzuheitern und Sie für die Geschäfte des Tages vorzubereiten. Ohne auf größre Aufrichtigkeit Anspruch zu machen, als Mr. Bradshaw, versichre ich Sie, daß meine Zuneigung Sie begleiten soll, so lange Sie Minister bleiben.

Darf ich Verzeihung hoffen, wenn ich mich für einen Mann verwende, den Sie, wie ich weiß, nicht lieben? Ich meine Lord Weymouth. An Niederträchtigkeit fehlt es ihm nicht; und seine Desertion ist von neuerm Datum als die Ihrige.*) Sie wissen, daß der Posten eines Siegelbewahrers ihm zugedacht war; schwerlich werden Sie

---

anerkanntem Verdienst, entschloß sich endlich dazu; er hatte aber unglücklicherweise früher seinem Bruder, Lord Hardwicke, feierlich versprochen, daß er keinem Antrage des Hofes Gehör geben wollte. Als er zu seinem Bruder aufs Land fuhr, um ihm die Gründe mitzutheilen, die ihn zur Annahme der Kanzlerstelle bewogen hatten, ließ dieser seine Thür vor ihm verschließen; und aus Verzweiflung darüber gab Mr. Yorke sich wenig Stunden nachher den Tod.

Dieses melancholische Ereigniß hatte Niemand vorher sehen können. Wenn die Minister und vielleicht der König selbst sich bemüht hatten, einen der ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten zu einem der ersten öffentlichen Aemter zu befördern — was lag darin sträfliches? Und welche teuflische Bosheit konnte sie deshalb als Mörder anklagen?

*) Lord Weymouth hatte zu Ende des Jahres 1770 seine Stelle als Staatssekretair niedergelegt.

ihn mit einer Pension abspeisen wollen. Doch er muß Brod haben — oder besser, er muß Wein haben; und wenn Sie ihm den Kelch versagen, so machen Sie Sich keine Hoffnung, ihn im Schoße der Ministerialkirche zu erhalten.

Junius.

III. Lord Mansfield.

Dieser große Rechtsgelehrte bekleidete mehr als dreißig Jahre lang das Amt eines Präsidenten des obersten Tribunals der Kings-Bench. In frühern Zeiten hatte er auch einen Sitz im Kabinet, und wurde stets als einer der vertrauten Rathgeber des Königs betrachtet. Seine politischen Grundsätze waren im vollkommensten Einklange mit dem Geiste der brittischen Verfassung. Da er sich aber in verschiedenen Hauptfragen auf die monarchische Seite neigte, und Popularität, wie es scheint, weder suchte, noch achtete, so wurde er einer geheimen Vorliebe für den Despotismus beschuldigt. Nichts desto weniger genoß er als Richter während seiner langen und thätigen Laufbahn jenes allgemeinen und unbeschränkten Vertrauens, welches großen Eigenschaften in diesem Stande nur zu Theil wird, wenn sie mit einem unbescholtnen Charakter vereinigt sind; und in der letzten ruhigern Periode seines Lebens wurde Lord Mansfields Name selbst von seinen ehemaligen Gegnern nicht ohne Ehrfurcht genannt. Junius war vielleicht der einzige Mensch auf Erden, den weder Scham, noch Scheu, noch Gewissen zurückgehalten hätte, von einem Manne dieser Art, wie von einem Misse-

thäter zu sprechen. Was ihm dabei zu Hülfe kam, war sein gränzenloser Haß gegen alles, was Schotte hieß, ein Haß, der sich in seiner ganzen Korrespondenz, in immer gleicher Bitterkeit, und oft auf eine sehr unedle Weise kund gibt.

* * *

An Lord Mansfield.

14. November 1770.

Die Erscheinung dieses Briefes wird die Neugier des Publikums rege machen, und Ihnen, Mylord, nicht gleichgültig sein. Ich bin tief in Ihrer Schuld, und will versuchen, ein für allemal meine Rechnung mit Ihnen abzuschließen.

Sie werden meine Wahrheitsliebe nicht in Zweifel ziehen, wenn ich Sie versichre, daß es nicht Achtung für Ihre Person war, was mich bisher bewog, Sie zu schonen. Außer dem Ungemach und der Gefahr, wovon die Presse bedroht ist, sobald Sie Parthei und zu gleicher Zeit Richter sind, hat mich auch, ich bekenne es, die Schwierigkeit des Unternehmens zurückgeschreckt. Unsre Sprache hat kein Wort des Vorwurfs, die menschliche Seele keine Regung des Abscheu's mehr, die nicht an Ihnen schon mit glücklichem Erfolg versucht und erschöpft worden wäre. Geschicktere als ich haben Ihrem Charakter reichliche Gerechtigkeit widerfahren lassen. Mein bescheidnes Geschäft mag sein, die zerstreuten Wohlgerüche zu sammeln, bis endlich ihre vereinigte Kraft Ihren abgestumpften Sinnen fühlbar wird.

Erlauben Sie mir zuerst der schottischen Aufrichtigkeit, wo ich sie nur immer finde, meinen Tribut darzubringen. Ich setze kein sonderliches Vertrauen in die Aeußerungen Ihrer Herren Landsleute; und wenn sie lächeln, fühle ich mich von etwas Unheimlichem bedroht. Bei dieser Meinung von der schottischen Nation, habe ich es Ihnen stets zur Ehre angerechnet, daß Sie in Ihren frühern Tagen so wenig von Ihrer vaterländischen Klugheit blicken ließen. Sie hatten gewisse ursprüngliche Zuneigungen, die sie bei jeder Gelegenheit an den Tag legten. Ihr Eifer für die Sache eines unglücklichen Prinzen machte sich zuweilen mit der Freimüthigkeit des Weines, und mit religiöser Feierlichkeit Luft.*) Dies war nach meiner Ansicht das vortheilhafteste Licht, in welchem sich Ihr Charakter je gezeigt hat. Sie ergriffen wie ein ein ehrlicher Mann die Parthei, zu welcher Sie Sich durch Geburt, Erziehung, Vaterland und Familien-Verbindungen gezogen fühlten. Es lag etwas Edles in Ihrer Anhänglichkeit an das verbannte Haus. Warum blieben Sie nicht bei dieser einmal ausgesprochenen Treue? Warum folgten Sie nicht dem Beispiel Ihres würdigen Bruders? Ihre Freunde

*) Dies und das Folgende sind Anspielungen auf ein gemeines Gerücht, nach welchem Lord Mansfield in seiner Jugend öfters, und zwar mit gebeugtem Knie, auf die Gesundheit des Prätendenten getrunken haben sollte. Aber bereits im Jahre 1753 hatte der königliche Staatsrath und das Haus der Pairs dieses Gerücht für eine schändliche Verleumdung erklärt. — Sein Bruder Murray war im Gefolge des Prätendenten.

werden vielleicht sagen, daß, ob Sie gleich das Schicksal Ihres rechtmäßigen Herrn nicht theilen wollten, Sie dennoch fest an den Grundsätzen hingen, die seinem Vater den Thron gekostet hatten, daß Sie, ohne für seine Person zu kämpfen, seiner Sache wesentlich dienten, und daß Sie Sich über den Verlust einer geliebten Dynastie trösteten, indem sie den Regierungsmaximen derselben neues Leben verliehen. Dies ist die Art und Weise, wie der Kopf eines Schotten die Irrthümer seiner Herzens gut macht. — Mylord! ich erkenne die Wahrheit dieser Apologie, und kann sie durch Ihr ganzes Leben beurkunden. Ich sehe durchaus den regelmäßigen Plan, die Gewalt der Krone auf Kosten der Freiheit des Volkes zu erweitern. Alle Ihre Gedanken, Worte und Handlungen sind gleichförmig auf diesen Zweck gerichtet. Aus Verachtung oder aus Unkenntniß des brittischen Landrechts, suchen Sie in dem Gerichtshof, dem Sie vorsitzen, Grundsätze einzuführen, von welchen englische Rechtsgelehrte nichts wußten. Der römische Kodex, das Völkerrecht, die Gutachten fremder Juristen, sind Ihr beständiger Text; nie fällt es Ihnen ein, die Magna=Charta, oder die Bill der Rechte, mit Beifall oder Ehrfurcht zu nennen. Durch dergleichen treulose Künste wurde von jeher die edle Einfalt und der freie Geist unserer sächsischen Gesetze verunreinigt. Die Normännische Eroberung war nicht eher vollendet, als bis normännische Rechtsgelehrte ihre Gesetze eingeführt und die Sklaverei in ein System gebracht hatten. — — — *)

*) Nach diesem Eingange folgt eine lange und boshafte Kritik sowohl der richterlichen als der ministeriellen Handlungen Lord

In öffentlichen Geschäften, Mylord, ist Schlauigkeit, wie fein sie auch gesponnen sein mag, nie ein sicherer und ehrenvoller Führer. Gleich schlechter Münze erhält sie sich eine Zeitlang im Kurs, und wird bald verschrieen. Mit einer liberalen Denkungsart ist sie unvereinbar, obgleich oft mit großen Fähigkeiten verbunden. Ich gehe gewiß ehrlich zu Werke, indem ich Ihre Geschicklichkeit anerkenne. Es thut mir leid für die menschliche Natur, wenn ich einen Mann von so ausgezeichneten Gaben zu so niedrigen Kunstgriffen herabsteigen sehe. Lassen Sie Sich aber durch Ihre Eitelkeit nicht gar zu leicht trösten! Glauben Sie mir, Mylord, Sie werden lange nicht so sehr bewundert als verabscheut. Blos die Partheilichkeit Ihrer Freunde hebt die Fehler Ihres Herzens gegen die Eigenschaften Ihres Verstandes auf. — — —

Hier lassen Sie uns für heute schließen. Nicht meinetwegen wünsche ich, daß Sie über Ihre jetzige Lage ernstlich nachdenken mögen. Sehen Sie Sich vor, ehe Sie den ersten Eingebungen Ihrer Rachsucht folgen. Diese

---

Mansfield's. Der schwerste Vorwurf, den er ihm macht, ist der, daß er in den Parlaments-Debatten über die Ausschließung von Wilkes fortwährend eine hartnäckige Neutralität beobachtet, und doch in den geheimen Berathschlagungen des Kabinets für die heftigsten Maßregeln gestimmt habe. Alle diese Deklamationen gründeten sich auf eitle Vermuthungen; denn Lord Mansfield sprach seine wahre Meinung über jene Streitfrage, weder im Parlament, noch im Kabinet aus, sondern nahm sie, wie er einst feierlich angekündigt hatte, mit sich ins Grab.

Schrift ist der Welt überliefert, und kann nicht mehr zurückgenommen werden. Die Verfolgung eines unschuldigen Buchdruckers kann weder Thatsachen verändern, noch Beweisgründe widerlegen. Liefern Sie mir nicht neue Materialien gegen Sie selbst! Ein ehrlicher Mann, gleich der wahren Religion, appellirt an die Ueberzeugung, oder vertraut mit Bescheidenheit auf die innre Stimme des Gewissens. Der Betrüger setzt Gewalt an die Stelle der Argumente, gebietet Stillschweigen, wo er nicht Glauben erwecken kann, und verbreitet seine Lehre mit dem Schwert.

Junius.

IV. Junius und Horne Tooke.

Horne Tooke, einer der unruhigsten Demagogen seiner Zeit, und der auch in einer spätern Epoche viel von sich hören ließ, war im Jahre 1771 mit Wilkes und dessen Freunden über die Sheriffs-Wahl in London zerfallen. Junius erlaubte sich in einem seiner Lästerbriefe an den Herzog von Grafton, einige bittre Bemerkungen über Horne's Verfahren in diesem Streit, und behauptete kurz und klar, Horne habe sich an das Ministerium verkauft. Diese Beschuldigung veranlaßte eine öffentliche Korrespondenz zwischen Horne und Junius, worin einer den andern in wilden und frevelhaften Protestationen eines angeblich patriotischen Eifers so lange überbot, bis endlich Horne, der es seinem Gegner nicht gleich thun konnte, sich mit dem schweren Vorwurf, sogar die Person des Monarchen in Schutz genommen zu haben,

zurückziehen mußte. Einige Auszüge aus dieser in ihrer Art gewiß einzigen Korrespondenz, werden die beiden Athleten in ihrer ganzen Stärke zeigen.

Junius schreibt an Horne, — nach einem persönlichen Ausfall gegen den König, den wir nicht den Muth haben zu übersetzen: „Ob ich gleich weit entfernt bin, von Ihren Fähigkeiten eine geringe Meinung zu haben, so beweis't mir doch die Form Ihres Angriffes gegen Wilkes, daß Sie entweder wenig Urtheilskraft besitzen, oder von Leidenschaft verblendet sind. Sie hätten vorhersehen müssen, daß die Vorwürfe, welche Sie ihm machen, ihm nicht einmal schaden konnten; denn glauben Sie mir, Mr. Horne, das Publikum wird ihm seinen Klaret und seine Bedienten, und selbst den Ehrgeiz, seinem Bruder das Kämmereramt von London zu verschaffen,*) gern verzeihen, so lange er gegen ein Ministerium und ein Parlament kämpft, welche alles versuchen, um das Land in Sklaverei zu stürzen, und so lange er dem Könige ein Dorn im Auge sein wird. Sie werden mir nicht zutrauen, daß ich Wilkes für einen untadelhaften Mann halte. Die Frage ist blos, wo finden wir einen, der mit bessern Grundsätzen eben so weit gehen, und eben so viel wagen wollte, als Er? Die Umstände fordern einen sol-

*) Der Patriot Horne hatte nämlich dem Patrioten Wilkes öffentlich vorgeworfen, daß er noch im Gefängniß der Kings-Bench täglich Klaret getrunken, sechs Bediente, und darunter drei französische, gehalten, und seinen Bruder zum Stadtkämmerer befördert habe!

chen Mann und er muß unterstützt werden. Wie würde jener verhaßte Heuchler mit seinen Favoriten triumphirt haben, wenn Wilkes den Kürzern gezogen hätte? Und es war nicht Ihre Schuld, daß Er diesen Triumph nicht genoß u. s. w."

Hierauf antwortete Horne in einem langen Briefe, worin er die Reinigkeit seiner eignen Grundsätze vertheidigt, und gegen die von Junius geäußerten lebhaft zu Felde zieht. Von sich selbst sagt er: „Das göttliche Recht und das geheiligte Ansehen der Monarchen, sind Worte ohne Sinne für mich. Es galt zu den Zeiten Karls I. für eine verwegene Aeußerung von Cromwell, daß, wenn er sich in einer Schlacht dem Könige gegenüber finde, er sein Gewehr eben so getrost gegen ihn, als gegen jeden andern Mann abfeuern würde. Ich gehe weiter. Hätte ich in jenen Tagen gelebt, so würde ich nicht erst auf eine Gelegenheit gewartet haben, meine Pflicht zu thun. Ich würde ihn aufgesucht, und ohne alle persönliche Feindschaft, mein Gewehr lieber gegen ihn, als gegen jeden andern Menschen abgefeuert haben." Doch selbst mit diesen Gesinnungen will er das System von Junius nicht dulden. „Wenn Junius Recht hat, so besteht die Sache der Nation nur darin, daß man den König chikanire; und jeder Schurke muß in jedem Bubenstück unterstützt werden, wenn er nur nicht aufhört, ein Dorn im Auge des Königs zu sein. Dies ist das letzte Extrem des Faktionsgeistes, und der Gipfel politischer Verruchtheit. — Was auch der Ausgang der jetzigen traurigen Krisis sein mag, mit den Grundsätzen, die Junius predigt, kann

keine Regierungsform bestehen. Verfolgung der Personen aus reiner Bosheit ist ein Motiv, das sich blos für den Teufel schickt. Wer, oder was auch immer an der Spitze der Regierung stehen möge, muß Ehrfurcht und Beistand vom Volke fordern können." u. s. f.

Gegen diese harte Lektion läßt nun Junius in seiner Replik alle seine Batterien spielen. „Mr. Horne unterhält uns, in hohem Tone, von den Heldenthaten, die er verrichtet haben würde, wenn er im vorigen Jahrhundert gelebt hätte. Der unglückliche Karl würde ihm schwerlich entgangen sein. Aber lebende Monarchen haben Anspruch auf seine Ergebenheit und Achtung. Auf solche Bedingungen kann man freilich ohne Gefahr ein Patriot sein. Wenn es ihm mit dieser pomphaften Rhapsodie Ernst war, so wollen wir seinen Argumenten etwas näher treten. Ich glaube, er ist noch nicht Hofmann genug, um zu läugnen, daß die Konstitution unter der gegenwärtigen Regierung aufs gröblichste verletzt worden ist. Er wird nicht läugnen wollen, daß die Gesetze ohne Scheu übertreten, die Rechte der Unterthanen gekränkt, ihre wiederholten Beschwerden verachtet wurden. Vergehungen wie diese, waren der Grund der Rebellion im vorigen Jahrhundert, und würden damals, wenn ich Mr. Horne recht verstehe, ihn berechtiget haben, seinen Souverain mit kaltem Blute zu erschießen. Ich will nicht untersuchen, mit welcher Konstitution diese Lehre vereinbar ist. In jedem Falle aber liegt ihm ob, zu beweisen, daß der jetzige König für die Fehler seiner Regierung beßre Entschuldigungsgründe hat, als Karl I. Er muß beweisen,

daß die Konstitution vor hundert Jahren besser verstanden, daß die Rechte der Unterhanen und die Gränzen der königlichen Gewalt besser bestimmt waren, als heute. Wenn er nicht im Stande ist, diese Sätze darzuthun, so begreife ich nicht, wie er es vor seinem Gewissen verantworten will, daß er nicht unmittelbar mit derselben Freiheit handelt, mit welcher er spricht. Ich habe vor dem Charakter Karl des I. eben so wenig Achtung als Mr. Horne; und doch mag ich mich an seinem Andenken nicht durch eine Vergleichung versündigen, die ihn beschimpfen würde."

Mit der Schlußstelle dieses nämlichen Briefes, einer Stelle, welche von Freunden und Feinden des Verfassers häufig citirt worden ist, wollen wir auch diese Auszüge beschließen: „Die Priester sind oft beschuldigt worden, die Schrift falsch ausgelegt zu haben. Mr. Horne scheint seinem Beruf Ehre machen zu wollen. Er verdreht seinen Text, und legt seinem Autor seine eignen Irrthümer bei. Dergleichen Künste können die Nation nicht lange täuschen; und ohne eine unanständige Parallele zu beabsichten, wage ich es, zu prophezeien, daß die Bibel und Junius noch werden gelesen werden, wenn die Kommentarien der Jesuiten längst vergessen sind."

Es bleibt uns nun noch übrig, einen Blick auf die in mehr als einer Rücksicht merkwürdige Geschichte der immer erneuerten, und bisher immer vergeblichen Muth-

maßungen über den Ursprung der Junius-Briefe zu werfen.

Die Entdeckung des Verfassers ist besonders dadurch erschwert worden, daß er selbst sein Geheimniß mit der äußersten Sorgfalt zu bewahren gesucht hat. Seitdem ein Theil seiner Privatkorrespondenz mit Woodfall bekannt gemacht worden ist, hat man sich überzeugen können, daß bei dieser strengen Beobachtung der Anonymität nicht blos Seltsamkeit oder Ziererei, oder politischer Kalkul, sondern auch wirkliche, oft sehr lebhaft ausgedrückte Furcht zum Grunde lag. Im Anfange schrieb er über diesen Punkt mit ziemlicher Zuversicht an Woodfall. So am 5. Oktober 1769: „Verlassen Sie Sich darauf, daß es absolut unmöglich ist, daß einer dieser Leute (die Familie Cavendish) oder Sie, oder irgend Jemand mich je entdeckte, so lange ich mich nicht selbst zu erkennen geben will; alle Künste, alle Nachforschungen, alle Bestechungen würden vergeblich sein." — In einem spätern Zeitpunkt hingegen, während der letzten Monate des Jahres 1771 muß er ernsthafte Besorgnisse gehabt haben. Damals schrieb er an Woodfall: „Gestehen Sie mir aufrichtig, ob Sie wissen oder vermuthen, wer ich bin." Und bald darauf in viel stärkern Worten: „Ich muß mehr als je auf meiner Hut sein. Ich bin überzeugt, wenn man mich entdeckte, ich lebte nicht drei Tage mehr; und entginge ich der Gefahr, so würden sie mich mit Parlamentsdekreten verfolgen. — Aendern Sie die Adresse auf Sommerset-Kaffeehaus. Lassen Sie aber keine Seele darum wissen. Ich bin von Ihrer Rechtschaffenheit zu überzeugt, um zu

glauben, daß Sie auf irgend eine Art zu meinem Verderben beitragen könnten. Handeln Sie ehrlich gegen mich! Zur gehörigen Zeit sollen Sie erfahren, wer ich bin."! — Das Parlament schien er besonders zu fürchten. So warnte er Woodfall: „Vermeiden Sie, so viel als möglich, Händel mit den Gerichtshöfen; vor allen Dingen aber, hüten Sie Sich vor dem Parlament; denn gegen dieses ist nicht aufzukommen."

Das drohende Schreiben an Garrick, welches in dem vorhergehenden Artikel erwähnt ist, wurde ebenfalls durch die Besorgniß einer Entdeckung veranlaßt. Garrick hatte sich seit einiger Zeit unendliche Mühe gegeben, den Verfasser auszuforschen; und da Junius wußte, daß Garrick bei Hofe sehr wohl gesehen war, ihn sogar im Verdacht hatte, daß er dem Könige Nachrichten zutrüge, so glaubte er ihn durch einen Hauptschlag schrecken zu müssen.

Bei dieser Lage der Sache, und dem ungeheuern Eindruck, den die Briefe von Junius auf das Publikum gemacht hatten, ist es nicht zu verwundern, daß die Neugier der Menschen, und der Wunsch das Geheimniß zu enthüllen, aufs höchste stieg, daß eine Vermuthung die andre jagte, und daß selbst die unwahrscheinlichsten und abgeschmacktesten ihre Anhänger fanden. Es ist nicht zu viel gesagt, daß in dem Zeitpunkte, wo die Briefe erschienen, und noch verschiedne Jahre nachher, kaum ein öffentlicher Mann von Bedeutung und Talent in England war, dem nicht einer oder der andre sie zugeschrieben hätte. Lord Chatham, Lord Shelburne, (der Vater

des heutigen Marquis von Landsdowne), der Herzog von Portland, Lord George Sackville, Lord Ashburton, Burke, Wilkes, Horne Tooke u. s. f. — Wer nur irgend, in welchem Sinne es sein mochte, durch Witz oder Beredsamkeit geglänzt hatte, sogar Personen, die auf keines von beiden Anspruch machen konnten, wurden aus einem oder dem andern phantastischen Grunde, weil dieses oder jenes Interesse, dieser oder jener zufällige Umstand, ein Wort, ein Wink, eine Anekdote sie zu bezeichnen schien, als Junius aufgeführt. Die Erfinder solcher Muthmaßungen verliebten sich oft so sehr in ihre Hirngespinste, daß sie sie anhaltend und hartnäckig, und wenn gleich ohne gesunde Kritik, doch nicht immer ohne Erfolg, wenigstens bei einem Theil ihrer Leser, zu behaupten suchten. In der Verzweiflung griff man mitunter zu ganz abentheuerlichen und ausschweifenden Konjekturen; und in einem der zahlreichen Bücher, welche dies literärische Problem erzeugt hat, wird erzählt, ein Herr vom ersten Range habe an der Tafel einer bekannten Dame mehr als einmal versichert, Niemand anders als der König könnte die Briefe geschrieben haben, und diese Meinung sei in der königlichen Familie vollkommen akkreditirt. *)

Außer den berühmten Staatsmännern und Demagogen der Zeit, wurden viele andre, weniger bekannte Personen, die entweder Beweise von ihren Fähigkeiten gege-

*) S. An Inquiry concerning the author of the letters of *Junius* by *John Rocke. London* 1813.

den hatten, oder denen ihre Freunde die Geschicklichkeit zutrauten, etwas außerordentliches zu leisten, für den Verfasser ausgegeben. Auf diese Weise sind Charles Lloyd, und John Roberts, beide Sekretaire der Schatzkammer; Samuel Dyer, ein Gelehrter von einem gewissen Range, Freund von Johnsohn und Burke; Dr. Buttler, Bischof von Hereford (auf den Wilkes gemuthmaßt hatte); der Feldprediger Rosenhagen (der sich gern bei Lord North als Junius producirt hätte, um ihm eine Pension abzubringen); Henry Flood, ein bekannter irländischer Parlamentsredner, und andre, mit nicht gültigern Ansprüchen, als Kandidaten in diesem seltsamen Wettstreit ans Licht getreten. Aber keiner hat der ihm zugedachten Ehre lange Stich halten können; und wenn über einen oder den andern noch Zweifel geblieben wären, so hat sie Woodfall in seiner neuen Ausgabe, durch Argumente von unwiderstehlichem Gewicht, sammt und sonders beseitigt. Es wäre der Mühe nicht werth, bei allen diesen jetzt vergessnen Hypothesen zu verweilen; wir schränken uns daher hier auf eine kurze Musterung derjenigen ein, für welche sich entweder zu gewissen Zeiten die Meinung besonders ausgesprochen, oder auf welche man die Aufmerksamkeit des brittischen Publikums durch scheinbare Gründe oder Kombinationen von Gründen vorzüglich zu richten versucht hat. In diese Klasse gehören: Edmund Burke, W. G. Hamilton, General Lee, Lord Ashburton, Macaulay-Boyd, Delolme, Glover und Francis.

Auf Burke fiel der erste und allgemeinste Verdacht der Autorschaft dieser Briefe; ein Verdacht, dessen Entstehung, zu einer Zeit, wo das Genie dieses großen Mannes sich erst durch einzelne Blitze angekündigt hatte, und sein Charakter noch wenig bekannt war, sich allenfalls erklären läßt, dessen Fortdauer aber, selbst bis auf unsre Tage herab, zu den seltsamsten Verirrungen menschlicher Urtheilskraft gehört. *) Wer die Eigenthümlichkeiten eines Schriftstellers auch nur in ihren schärfsten Zügen zu fassen vermag, der kann zwischen Burke und Junius keine andre Verwandtschaft finden, als die der Gegenstände, welche sie behandelten, und der Gewalt über die Sprache, welche sie besaßen. Aus jedem charakteristischen Gesichtspunkte betrachtet, sind sie mehr von einander verschieden, als Rousseau und Voltaire. Die Vollkommenheit von Burke ist der unerschöpfliche Reichthum der Natur; die von Junius das vollendete Resultat der Kunst. Burke's Styl ist lebendig und voll bis zur Ueppigkeit,

*) Ein gewisser John Roche gab im Jahr 1813 eine Schrift von 300 Oktavseiten heraus, betitelt: **An Inquiry concerning the letters of *Junius*, in which it is proved *by internal as well as by direct and satisfactory evidence*, that they were written by the late R. H. *Edmund Burke*.** — Nicht etwa aus Feindseligkeit, sondern aus ganz besonderm Wohlwollen, und um Burke's Unsterblichkeit noch mehr zu sichern, übernahm der Verfasser dies erbärmliche und undankbare Geschäft; und zwar, was das merkwürdigste ist, nachdem bereits die neue Woodfall'sche Ausgabe allen seinen vermeinten Argumenten zum voraus den Hals gebrochen hatte.

ein Strom, der alles mit sich fortreißt, zuweilen über seine Ufer tritt, aber selbst, wenn er Verwüstung droht, fruchtbar und gesegnet. In Junius ist alles studirt, geregelt, abgewogen, trocken, verzehrend und verzehrt. Jenen begleitet eine begeisterte Einbildungskraft bis in die tiefsinnigsten Spekulationen; bei diesem regiert der berechnende Verstand, auch da, wo er am lebhaftesten bewegt und hingerissen scheint. Burke ist, wie Junius, bitter in seinem Spott, und oft heftig ohne Maß in seinem Zorn; aber selbst in seinen Sarkasmen waltet nie ein feindseliges Gemüth; und seine Leidenschaft dringt aus dem Herzen; sie ist wahr, sie ist menschlich, sie ist mittheilend, während Junius nur brennt, ohne zu erwärmen, und, wo er erschüttern will, Entsetzen und Abscheu erregt.

Man hat viel Gewicht auf den Umstand gelegt, daß die erste Schrift, durch die sich Burke bekannt machte, eine der gelungensten Parodien des Ideenganges und der Schreibart von Lord Bolingbroke war. Wer so ein Kunststück zu liefern vermochte, meinte man, konnte auch wohl, mit Verläugnung aller eignen Manier und alles eignen Charakters, die Rolle von Junius spielen. Aber die Parodie war ein vorübergehender, jugendlicher Versuch, und Bolingbroke nachahmen, für ein Talent wie Burke's, kein Wunderwerk. Um aber als Junius zu schreiben, und zu gleicher Zeit als Burke zu sprechen, hätte er in einer und derselben Person zwei der außerordentlichsten Originalitäten vereinigen, zugleich Burke und Nicht-Burke sein müssen.

Wenn aber auch die innern Gründe der Ungereimtheit dieser Hypothese nicht so mächtig gewesen wären, so hätte wenigstens der handgreifliche Widerspruch, in welcher sie mit allen äußern Verhältnissen stand, sie ohne Rettung verbannen sollen.

Burke war in enger, vertrauter Verbindung, mit einer sehr geachteten politischen Parthei; er hatte in der Administration von Lord Rockingham eine Stelle bekleidet; er war ein treuer, eifriger Anhänger, und bei jeder Gelegenheit ein lebhafter Lobredner dieser Administration, von der Junius höchstens mit Mitleid, oder mit gemäßigter Verachtung sprach. George Grenville, der einzige Staatsmann, den Junius mit Wohlwollen zu behandeln schien, war als Urheber des amerikanischen Taxationssystems in Burke's Augen der Stifter unsäglichen Unheils, und konnte von ihm allenfalls (wie es wirklich geschah) als ein achtungswürdiger, rechtlicher und edler, aber nie (wie Junius that) als ein musterhafter und wohlthätiger Minister gepriesen werden. Wie Junius über Amerika dachte, wissen wir; und gerade in dem Zeitraum, in welchem seine Briefe geschrieben wurden, war Burke unablässig beschäftigt, die Rechte der Kolonien zu vertheidigen, Versöhnung und Frieden für sie auszuwirken, und ihre Sache in und außer dem Parlament mit jener erhabnen Beredsamkeit zu führen, die, auch ohne seine spätern und größern Verdienste, seinen Namen unsterblich gemacht haben würde.

Was hätte einen Mann, wie Burke, verleiten können, seine Grundsätze, seine Freunde, seine Parthei, seine

ganze politische Existenz, Jahre lang in einem regelmäßigen geheimen Kriege zu verleugnen und zu untergraben? Und wo hätte er in einem öffentlichen, höchst thätigen Leben, wovon jeder Tag dem Publikum gewidmet war, auch nur die physische Zeit zu diesem fruchtlosen Gaukelspiel gefunden?

William Gerard Hamilton, bekannt unter dem Namen *Single-Speech-Hamilton*, weil er, obgleich dreißig Jahre Mitglied des englischen Parlaments, nur eine einzige und allgemein bewunderte Rede gehalten hatte, *) wurde, vielleicht eben wegen dieses sonderbaren Umstandes, der mit seinen bekannten Fähigkeiten und Kenntnissen unvereinbar schien, von Anekdotenkrämern seiner Zeit für den Verfasser der Junius-Briefe ausgegeben. Was dieser Sage eine Zeitlang Kredit verschaffte, war der sonderbare Vorfall, daß Hamilton eines Tages auf einem Spaziergange dem Herzog von Richmond erzählt hatte, es sei ein neuer Brief von Junius erschienen, von dem er sogar den Inhalt wußte, und daß dieser Brief, zum Erstaunen des Herzogs, an demselben Tage nicht, zwei Tage später aber wirklich erschien. Woodfall hat die Anekdote vollständig aufgeklärt; er selbst hatte Hamilton

*) Im irländischen Parlament sprach er jedoch, während der zwei Jahre seines Staatssekretariats in Irland, mehr als einmal, und jedesmal vortrefflich. In einer nach seinem Tode von Malone veranstalteten Ausgabe der sinnreichen und launigten Schrift, die Hamilton unter dem Titel: *Parliamentary Logic* verfaßt hatte, sind zwei dieser Reden abgedruckt.

am Morgen des Tages, wo das Gespräch vorfiel, die Nachricht von diesem Briefe gegeben, der nachher durch zufällige Hindernisse verspätet wurde. — Hamilton fand sich übrigens durch die Meinung derer, die Junius in ihm zu erkennen glaubten, nichts weniger als geehrt, und protestirte bei jeder Gelegenheit, ja selbst noch auf seinem Todtenbette, so nachdrücklich gegen den Verdacht (der auch nicht die geringste Wahrscheinlichkeit für sich hatte), daß Niemand mehr den Muth behielt, dabei zu beharren.

Im Jahr 1803 erschien in London ein zuerst in Amerika gedruckter Zeitungsartikel, nach welchem der General Lee einem gewissen Rodney (den Niemand kannte) im Jahr 1773, bei einem ersten Besuch anvertraut haben sollte, er sei der Autor der Junius-Briefe. Auf diese unverbürgte Konfidenz wurde in England nicht sonderlich geachtet, bis im Jahr 1807 ein Dr. Girdlestone in Yarmouth aufstand, und in einem eignen Pamphlet die Richtigkeit der Sache darzuthun suchte. Nachdem in der Woodfall'schen Ausgabe von 1812 dieser Versuch mit verdienter Geringschätzung behandelt worden war, wagte Dr. Girdlestone im Jahr 1813 einen zweiten, der, wie sich von selbst versteht, nicht glücklicher ausfiel. *) — Ob Lee sich in einer Anwandlung von Eitelkeit für den Verfasser der Briefe ausgegeben, oder ob Rodney seine Aussage erdichtet hatte, ist nie ins

*) Die zweite Schrift hieß: **Facts tending to prove, that General *Lee* was the author of *Junius*. *London* 1813.**

Reine gebracht worden. Lee war übrigens ein Mann von Geist und Talent, aber ein leidenschaftlicher Republikaner, der aus Enthusiasmus für die Sache der Insurgenten Dienste bei ihnen nahm, und von der Rechtmäßigkeit ihrer Ansprüche so durchdrungen war, daß er bereits vor dem Ausbruch des Krieges an einen seiner Korrespondenten schrieb: „Die Amerikaner sind allerdings das beste Volk unter der Sonne, und nichts beweis't es mehr, als daß Sie, und Grenville, und Bedford, und Newcastle, und alle Advokaten der Stempeltaxe nicht längst gehängt worden sind." Es gehörte eine sonderbare Verblendung dazu, um in diesem Manne Junius aufzusuchen. Ueberdies hat Woodfall faktisch dargethan, daß General Lee während der Jahre, in welchen die Briefe geschrieben waren, fast ohne Unterlaß auf dem Kontinent herum reiste, und sich größtentheils in Polen aufhielt, wo er mit dem letztverstorbnen Könige in genauer Verbindung stand.

Mr. Dunning, nachmaliger Lord Ashburton, ist einer der Kandidaten, welche die meisten Stimmen für sich vereinigten; und Woodfall selbst gesteht, daß es nicht ganz an Gründen dazu fehlte. *) Er war lange

*) Ein früherer Herausgeber der Junius-Briefe, Robert Heron, endigt seine Einleitung mit den Worten: „I am, in my own mind fully satisfied that the letters of *Junius* were certainly written by *John Dunning*, Lord *Ashburton* — *Letters of Junius* with Notes etc. By *Robert Heron*. *London* 1804.

Zeit ein strenger Oppositionist, und hatte in seinem Geiste, in seiner Beredsamkeit, in seiner Heftigkeit, in seinem ganzen Wesen etwas, das an Junius erinnern konnte. Die, welche Junius aus ihm machen wollten, schienen aber nicht in Anschlag gebracht zu haben, daß er von 1767 bis 1770 das Amt eines Generaladvokaten der Krone (sollicitor general) bekleidete, mithin, auch bei dem höchsten Grade von Pflichtvergessenheit (dessen doch Niemand ihn beschuldigen mochte) es nie hätte wagen können, eine solche Rolle zu übernehmen.

Hugh Macaulay Boyd, ein Irländer, der zwischen 1776 und 1780 periodische Flugschriften von sehr demokratischer Tendenz unter den Titeln Freeholder, Whig u. s. f. herausgegeben, nachher aber sich in Ostindien niedergelassen, und dort den Indian Observer, und andere Pamphlete geschrieben hatte, sollte nach seinem Tode mit Gewalt zum Junius erhoben werden. Drei bekannte Literatoren, der Buchhändler Almon, Campbell und George Chalmers *) arbeiteten an diesem Unternehmen, an welchem ihre vereinten Bemühungen

*) Almon führte ihn in seinem Biographical Anecdotes (1797) mit schwachen Gründen als Junius auf. — Campbell gab im Jahre 1799 Boyd's Leben und Schriften mit einer Vorrede, die zu ihrer Zeit einen gewissen Eindruck machte, und worin er diese Meinung mit großer Zuversicht vertheidigte, heraus. — Chalmers that dasselbe mit Leidenschaft in einer Schrift, betitelt: Supplemental Apology being the documents for the opinion, that *Hugh Boyd* wrote *Junius* letters. London 1800.

gescheitert sind. Boyd war stets ein warmer Bewunderer von Junius gewesen, und hatte seine Schreibart mit sichtbarem Bestreben nachzuahmen gesucht. Seine Produkte blieben aber so weit hinter seinem Meister zurück, daß der Abstand zwischen Junius und ihm keinem urtheilsfähigen und unbefangenen Leser entgehen kann. — Almon, der erste Erfinder dieser Konjektur, hatte in einem Manuskript, welches Woodfall einst in seiner Gegenwart vorlas, eine auffallende Aehnlichkeit mit Boyd's Handschrift zu erkennen geglaubt, und diesem seine Bemerkung mitgetheilt, worauf Boyd die Farbe verändert, und mit sichtbarer Verlegenheit geantwortet haben soll: die Aehnlichkeit der Handschrift ist kein Beweis. — Woodfall (der Vater), der Boyd genau kannte, und keine große Meinung von ihm hatte, sprach dieser Anekdote alle Beweiskraft ab, und erklärte Boyd's Erröthen für eine Aufwallung geschmeichelter Eitelkeit bei dem Gedanken, daß man ihn für Junius halten konnte. Woodfall wußte besser als irgend Jemand, wie die Handschrift des wahren Junius, und wie die des eingebildeten aussah. Er wußte ferner, daß Boyd in dem Zeitpunkte, wo Junius schrieb, sich in den drückendsten Geldverlegenheiten befand, und weit entfernt, „ein Exemplar mit vergoldetem Schnitt", als einziges Honorar von seinem Verleger zu begehren. Und ob er gleich den wahren Junius nicht kannte, auch nie ihn zu kennen vorgab, so besaß er doch Data genug, um aufs bestimmteste zu versichern, daß Boyd es nicht war und nicht sein

Zeit ein strenger Oppositionist, und hatte in seinem Geiste, in seiner Beredsamkeit, in seiner Heftigkeit, in seinem ganzen Wesen etwas, das an Junius erinnern konnte. Die, welche Junius aus ihm machen wollten, schienen aber nicht in Anschlag gebracht zu haben, daß er von 1767 bis 1770 das Amt eines Generaladvokaten der Krone (sollicitor general) bekleidete, mithin, auch bei dem höchsten Grade von Pflichtvergessenheit (dessen doch Niemand ihn beschuldigen mochte) es nie hätte wagen können, eine solche Rolle zu übernehmen.

Hugh Macaulay Boyd, ein Irländer, der zwischen 1776 und 1780 periodische Flugschriften von sehr demokratischer Tendenz unter den Titeln Freeholder, Whig u. s. f. herausgegeben, nachher aber sich in Ostindien niedergelassen, und dort den Indian Observer, und andere Pamphlete geschrieben hatte, sollte nach seinem Tode mit Gewalt zum Junius erhoben werden. Drei bekannte Literatoren, der Buchhändler Almon, Campbell und George Chalmers *) arbeiteten an diesem Unternehmen, an welchem ihre vereinten Bemühungen

*) Almon führte ihn in seinem Biographical Anecdotes (1797) mit schwachen Gründen als Junius auf. — Campbell gab im Jahre 1799 Boyd's Leben und Schriften mit einer Vorrede, die zu ihrer Zeit einen gewissen Eindruck machte, und worin er diese Meinung mit großer Zuversicht vertheidigte, heraus. — Chalmers that dasselbe mit Leidenschaft in einer Schrift, betitelt: Supplemental Apology being the documents for the opinion, that *Hugh Boyd* wrote *Junius* letters. London 1800.

gescheitert sind. Boyd war stets ein warmer Bewunderer von Junius gewesen, und hatte seine Schreibart mit sichtbarem Bestreben nachzuahmen gesucht. Seine Produkte blieben aber so weit hinter seinem Meister zurück, daß der Abstand zwischen Junius und ihm keinem urtheilsfähigen und unbefangenen Leser entgehen kann. — Almon, der erste Erfinder dieser Konjektur, hatte in einem Manuskript, welches Woodfall einst in seiner Gegenwart vorlas, eine auffallende Aehnlichkeit mit Boyd's Handschrift zu erkennen geglaubt, und diesem seine Bemerkung mitgetheilt, worauf Boyd die Farbe verändert, und mit sichtbarer Verlegenheit geantwortet haben soll: die Aehnlichkeit der Handschrift ist kein Beweis. — Woodfall (der Vater), der Boyd genau kannte, und keine große Meinung von ihm hatte, sprach dieser Anekdote alle Beweiskraft ab, und erklärte Boyd's Erröthen für eine Aufwallung geschmeichelter Eitelkeit bei dem Gedanken, daß man ihn für Junius halten konnte. Woodfall wußte besser als irgend Jemand, wie die Handschrift des wahren Junius, und wie die des eingebildeten aussah. Er wußte ferner, daß Boyd in dem Zeitpunkte, wo Junius schrieb, sich in den drückendsten Geldverlegenheiten befand, und weit entfernt, „ein Exemplar mit vergoldetem Schnitt", als einziges Honorar von seinem Verleger zu begehren. Und ob er gleich den wahren Junius nicht kannte, auch nie ihn zu kennen vorgab, so besaß er doch Data genug, um aufs bestimmteste zu versichern, daß Boyd es nicht war und nicht sein

konnte. In dieser Frage ist seine Autorität als entscheidend zu betrachten.

Im Jahre 1814 gab ein Ungenannter mit geheimnißvollen Andeutungen, unter dem Titel: „Denkschriften eines berühmten Literators und Staatsmanns", ein nachlässig geschriebnes, an sich nicht uninteressantes historisch-politisches Bruchstück über die Partheiverhältnisse und Ministerialveränderungen zwischen den Jahren 1742 und 1757 heraus. Bald darauf erfuhr man, daß dieses Bruchstück von Glover, dem Verfasser des Leonidas, herrührte, und daß, nach der Meinung des Herausgebers, eben derselbe Glover — ein eben so mittelmäßiger Dichter als Prosaist — die Junius-Briefe geschrieben haben sollte. Die letzte Behauptung wurde in einer besondern Schrift umständlicher ausgeführt.*) Die dafür angeführten Gründe aber sind so seicht, das Manuskript ist ein so unvollkommnes Werk, und der Abstand zwischen Glover und Junius so groß, daß es unnütz wäre, bei dieser Hypothese zu verweilen.

Eben so schwach und noch lächerlicher war der Versuch eines gewissen Dr. Busby (desselben, der vor einigen Jahren durch einen abgeschmackten Prolog, womit er Lord Byron überbieten wollte, einen Tumult im Opernhause veranlaßte), dem bekannten Delolme die Junius-

*) An Inquiry concerning the Author of the letters of Junius, with reference to the *Memoirs by a celebrated literary and political Character*. London 1814.

Briefe anzuhängen. *) Delolme's verständiges, aber oberflächliches Buch über die brittische Staatsverfassung hatte zu seiner Zeit einen gewissen Namen erworben, und es ist merkwürdig, daß Junius, der sich nicht leicht entschloß, von andern Gutes zu sagen, durch ein diesem Buche ertheiltes Lob, den ersten Grund zur Reputation desselben gelegt hat. Der Verfasser, von Geburt ein Genfer, war der englischen Sprache so mächtig geworden, daß er selbst den ursprünglich französischen Text in reines und gutes Englisch zu übersetzen vermochte. Dies machte ihm alle Ehre. Aber von da bis zu den Junius-Briefen war der Weg noch weit. Dr. Busby hat zur Rechtfertigung seines verzweifelten Systems ein verzweifeltes Mittel gewählt. Um zu beweisen, daß ein Fremder schreiben konnte wie Junius, behauptete er, Junius habe an sehr viel Stellen seiner Briefe wie ein Fremder geschrieben, und suchte diese verwegne Behauptung durch einen großen Aufwand pedantischer Wortkritik und elender Sylbenstecherei zu erhärten. Allem Vermuthen nach hat sein hinfälliges Spinngewebe nie einen andern Proselyten gefangen, als ihn selbst.

Endlich hat man im vergangenen Jahre in zwei anonymen Schriften **) einen noch lebenden, in Eng-

*) **Arguments and Facts, demonstrating, that the letters of Junius were written by John Lewis *De Lolme*, by *Thomas Busby*, Mus. Doctor. London 1816.**

) **The Identity of *Junius* with a distinguished living character established, — und: A Supplement to Junius identified. 1817.

land sehr geachteten, auch im Auslande nicht unbekannten Mann, als Verfasser dieser Briefe bezeichnet. Sir Philipp Francis (seit 1806 Ritter des Bath-Ordens) zur Zeit des Gouverneurs Hastings, Beisitzer des hohen Raths von Ostindien zu Calcutta, nachher ein sehr thätiges Mitglied des Parlaments, ein ausgezeichneter Redner und Geschäftsmann, und obgleich meistentheils in Verbindung mit der Opposition, doch von dem Ministerium jederzeit geschätzt, und oft zu Rathe gezogen, soll, der neusten Angabe zufolge, der wahre Junius sein. Die scharfsinnigen Herausgeber des Edinburgh Review haben sich für diese Vermuthung zwar nicht entschieden, doch so günstig erklärt, daß sie in jedem Fall Aufmerksamkeit verdient.

Die äußern Umstände treffen allerdings auffallend, und ungleich besser, als bei irgend einer frühern Hypothese, zusammen. Mr. Francis war sehr jung in einem untergeordneten Posten bei dem Büreau der auswärtigen Geschäfte angestellt, ging im Jahre 1760 als Legationssekretair nach Lissabon, und gelangte im Jahre 1763 zu einer Stelle im Kriegssekretariat, von welcher ihn Lord Barrington, der Chef desselben, im Jahre 1772 in Ungnade entließ. Nach sechs- bis achtmonatlicher Abwesenheit von England erhielt er plötzlich, und ohne irgend eine bekannte Veranlassung oder Empfehlung, im Jahre 1773, den wichtigen Posten in Ostindien, den er in einem unruhigen und schwierigen Zeitpunkte, auf eine für seinen Verstand und Charakter gleich ehrenvolle Weise bekleidete. — Verschiedne Hauptzüge in der Geschichte

von Junius, — seine genaue Kenntniß der innern Verhältnisse des Kriegsdepartements, und sein lebhaftes Interesse an allem, was darin vorging, — sein ganz besondrer Haß gegen Lord Barrington — sein plötzliches Verstummen im Jahre 1772 kurz nach der Entlassung des Mr. Francis aus dem Kriegssekretariat, — sein kurzes Wiederaufleben im Jahre 1773, und gleich nachher sein definitives Verschwinden vom Weltschauplatz, — dies alles, so wie seine ausgebreitete Bekanntschaft mit Dingen, die sich am Hofe, im Kabinet, in den Ministerialbüreaus, und in den höhern Zirkeln zutrugen, läßt sich aus der neusten Muthmaßung bequem und befriedigend genug erklären. Man begreift auch vollkommen, wie Lord North, wenn ihm allein (und wie es scheint, von dem Verfasser der Briefe selbst) das Geheimniß entdeckt worden war, sich zu einer sehr vortheilhaften Kapitulation herbei lassen konnte, um einen Mann von so großen und so gefährlichen Talenten aus England zu entfernen, und doch für den Staatsdienst zu erhalten. Selbst der Umstand, daß Sir Philipps Vater (als Uebersetzer des Horaz und Demosthenes in England bekannt) Lord Hollands Kaplan gewesen war, scheint über die der Familie des letztern bewiesene sonderbare Schonung, ein unerwartetes Licht zu verbreiten.

So weit hat die neue Hypothese eine ganz anziehende Gestalt. Was aber die innern Wahrscheinlichkeitsgründe betrifft, so können wir unmöglich dasselbe davon sagen. Da es von Mr. Francis kein ausgebreitetes Werk giebt, so läßt sich sein Styl, seine Manier, sein schriftstellerischer Charakter nur aus einigen Flugschriften, und gedruckten

Parlamentsreden beurtheilen. In diesen erscheint er allerdings als ein Mann von nicht gemeinen Fähigkeiten und Kenntnissen. Aber selbst eine so große kritische Autorität als die des **Edinburgh Review** überzeugt uns nicht, daß auch nur ein ferner Nachklang von den mächtigen und furchtbaren Akkorden, womit Junius seine Zeitgenossen erschütterte, darin zu vernehmen wäre.

Wenn man übrigens bedenkt, daß der, welcher das Genie und den Ruhm dieses Schriftstellers auf sich nehmen soll, zugleich alles das tragen muß, was ihn vor Welt und Nachwelt entehrt hat, so erstaunt man, wie unter den Augen eines noch lebenden Mannes die Frage: ob er Junius war? — mit eben der Ruhe und Kaltblütigkeit behandelt werden konnte, mit welcher man allenfalls untersucht haben mag, ob Macpherson den Ossian geschrieben hatte? Sir Philipp Francis kann nicht viel weniger als achtzig Jahre alt sein. Ob er von den Sorgen und Meinungen der Welt noch Kenntniß nimmt, wissen wir nicht. Aber anständiger wäre es wohl gewesen, diese Verhandlung bis auf seinen Tod zu verschieben, wo ohnehin, wenn die gegenwärtige Vermuthung gegründet sein sollte, das funfzigjährige Geheimniß sich enthüllen muß.

Beitrag zur geheimen Geschichte des Anfangs des Kriegs von 1806.

Aus ungedruckten Papieren des Herrn von Gentz.

Die Schlacht bei Jena.

Vorbericht.

Ueber die junge Macht des preußischen Staates sollte nur zu bald die schicksalsschwere Katastrophe hereinbrechen, welche seit dem Beginn der ganz Europa erschütternden französischen Revolution von Vielen schon lange geahndet worden. Der frühe Nachlaß der Kraft, der mit dem Tode Friedrichs II. eingetreten, setzte seine Wirkungen auch unter einer wohlwollenderen Herrschaft fort. So brav die Gesinnung des Volkes und der Wille des Fürsten war, so wenig konnten trotzdem die unvollkommenen Organisationen dieses Staates, die, wie sie damals waren, vielleicht nur die allerenergischste Leitung zusammen zu halten vermocht hätte, der einmal in den obern Kreisen und Ständen überhand genommenen Fäulniß, und gleichzeitig einem so ungeheuren Andrang von außen, wie ihn die Revolution und Frankreichs Uebermacht entgegen stellte, längeren Widerstand

leisten. Während die Franzosen unter der sieggewohnten Anführung ihres ersten Konsuls und Kaisers Napoleon ein Stück des europäischen Staatensystems nach dem anderen begruben und durch neue Erwerbungen täglich mehr den letzten Schein des Gleichgewichts und der Sicherheit zerstörten, wähnte die preußische Regierung, den einmal eingegangenen Frieden und das freundschaftliche Verhältniß zu Frankreich fortdauernd und unbeschadet der eigenen Zukunft für sich erhalten zu können. Selbst im Jahre **1805**, als Oesterreich und Rußland auf die Mithülfe Preußens zuversichtlich zählten, hielt dieses, in unglückseligem Schwanken, das Schwert in der Scheide und schloß sogar in der Hauptstadt des Kaiserstaats einen neuen Vertrag mit Napoleon ab, durch welchen es nicht nur Rußlands Macht von neuen Anstrengungen entmuthigte, und Oesterreich, das den Kampf unter andern Verhältnissen auch nach der Schlacht von Austerlitz wohl fortzusetzen vermocht hätte, zum Frieden von Preßburg nöthigte, sondern sich sogar eine neue Erwerbung vom Kaiser Napoleon gleichsam aufzwingen ließ, die bekannte Besitznahme Hannovers, die noch dazu den Bruch mit England nothwendig herbeiführte. Von diesem Augenblicke an war die Sicherheit, mit der Preußen den Schein alter unüberwundener Macht behauptete, und als letzter Hort des europäischen Festlands die Rolle eines allgemeinen Mittlers spielen zu können meinte, unwiederbringlich verloren. Napoleon hatte das Schwanken und die unzuverlässige Politik des Berliner Kabinets durchschaut; daß eine Macht wie Preußen äußerlich ungebrochen und mit dem Ruhme Friedrichs des Großen bekleidet, dastand, mußte an sich einem Charakter wie dem seinigen, und noch dazu in einer Periode, wo er Oesterreich und Rußland so eben den Frieden diktirt hatte und die Aussicht hegte, England, wenn auch nur zum Schein, zur Aussöhnung zu stimmen, ein wahres Aergerniß sein; er sann jetzt, Preußen zu vernichten und schenkte ihm — Hannover. Die preußische Regierung hatte weder den Muth es zu nehmen, noch es abzulehnen. Man nahm Hannover in Besitz und meinte die Erwerbung bis zum allgemeinen Frieden nur für provisorisch erklären zu dürfen. Wie nun Preußen Schritt vor Schritt tiefer von dem

Netze umgarnt wurde, das zu seinem Verderben ausgeworfen war, wie es endlich durchschaut, daß der Friede mit Frankreich nicht mehr zu erhalten sei, wie es den Kampf plötzlich, ohne rechte Vorbereitung, ohne namhafte Alliirte herausforderte, die Doppelschlacht von Jena und Auerstädt sogleich das Schicksal der Monarchie mit einem Schlage entschied, die preußischen Festungen fielen, fast ehe sie angegriffen waren, der Rest preußischer Truppen hinter die Oder, die Weichsel und bis in die äußersten Gränzen des Reichs zurückwich, Napoleon triumphirend in Berlin residirte, kurz eine Niederlage erfolgte, wie kein anderer großer Staat jemals, selbst Oesterreich, nach den glänzendsten Siegen der Franzosen, nie erfahren hatte: — diese fürchterlich niederschlagende Kette von Ereignissen, durch welche auch der letzte Rest deutscher Freiheit und Unabhängigkeit in Fesseln gelegt wurde, wird, namentlich in ihren Ursprüngen bis zum Ausbruche des Kampfes, eine der denkwürdigsten Epochen neuerer Staaten- und Völkergeschichte, vielleicht die lehrreichste Warnung für Deutschland und vor allen für Preußen bleiben. Nur mit Wehmuth, mit tiefem Antheil, tiefer Bekümmerniß, kann und darf man diese Periode betrachten; Hohn oder Schadenfreude konnte nur bei denen obwalten, für welche das allgemeine Wohl Deutschlands gleichgültig ist. Auch liegt in Preußens Unglück durchaus nichts, was den Hohn herausforbern könnte. Denn das Größte und Wunderbarste in seinen Schicksalen war dies, daß gerade die Niederlage zu seinem Segen gedeihen sollte, und daß es, obwohl so furchtbar gebeugt und zu Boden geworfen, in kürzester Zeit größer als jemals wieder aufstand, für die Befreiung Europas von Frankreichs Druck die eigentliche Seele ward, und in verjüngter Gestalt seinen Rang unter den Großmächten Deutschlands und Europas nicht nur wieder eingenommen, sondern erhöht hat.

Leider ist in vielen Schriften und Geschichtswerken, welche diese preußische Katastrophe beleuchteten, eine sehr verschiedene und oftmals gehässige Beurtheilung dieser Ereignisse beliebt worden, namentlich gleich nach der Niederlage selber. Um so mehr muß es uns erfreuen, diese lehrreiche Periode, die der Leidensgeschichte voran-

ging, in einem scharfen, treuen, zugleich aber gerechten und patriotischen Sinne wiedergespiegelt zu wissen. Solches ist aber nie in höherem Grade und meisterhafterer Weise geschehen, als erst jüngst in einer Reihe von Artikeln, welche das United Service Journal (August, September, November, December) 1836 aus ungedruckten Papieren des Herrn von Gentz veröffentlicht hat.

Der Verfasser, immerfort für die Entfesselung Deutschlands und Europas wirkend, hielt sich seit dem Schlage von Austerlitz fast immer in Dresden auf, wo er, gleichsam auf neutralem Gebiet, der Sache Oesterreichs, in dessen Diensten er schon mehrere Jahre war, wie der allgemeinen Sache Europas, seine fortgesetzte Thätigkeit unbemerkter widmen konnte. Während dieser Zeit verfaßte er seine berühmtesten Schriften gegen die französische Gewaltherrschaft, Werke, die auch unzweifelhaft das Ausgezeichnetste sind, was er selbst geschrieben hat, und was die politische Literatur Deutschlands überhaupt aufweisen kann. Als Preußen für den Krieg entschieden hatte, und seine Armee gegen die thüringisch-hessischen Gebirge ausrückte, ward Gentz von dem Grafen v. Haugwitz, der in jener wichtigen Zeit als erster Minister die preußischen Angelegenheiten leitete, und wohl besonders in Rücksicht auf das Wiener Kabinet Vortheil aus Gentz's Anwesenheit zu ziehen wünschte, von Dresden in's Hauptquartier geladen. Er folgte, und befand sich bis nach dem Treffen von Saalfeld immer in der Nähe der leitenden Personen, und in einer Stellung und Wirksamkeit, wie sie so ehrenvoll kaum jemals einem Mann von seinem Range zu Theil geworden sein dürfte. Er hatte Gelegenheit, die Ursachen des plötzlichen Wechsels im preußischen Systeme und des für ihn wie für ganz Europa noch unerwartet plötzlicheren Ausbruchs des Kriegs, so wie alle nachfolgenden Bewegungen bis zum neuesten Datum, aus dem Munde und den Mittheilungen der verschiedensten Hauptakteurs und aus eigener Wahrnehmung auf den Grund kennen zu lernen. Er notirte sich alles pünktlich, was er erfuhr, und stellte aus seinen Tagebüchern gleich nach diesen Vorfällen, entweder um so wichtige Erfahrungen nicht verloren gehen zu lassen, oder

aus offiziellen Zwecken, eine ausführliche Schilderung dieser Ergebnisse zusammen, eine Arbeit von so vollendetem Scharfsinn, so anschaulicher, portraitähnlicher Darstellung, so reichen, sicheren Aufschlüssen, und in so meisterhafter und angemessener Form, daß nicht leicht ein ähnliches Glanzstück eines historisch-politischen Memoires aufzuweisen sein möchte. Wie es nach England gekommen ist, wissen wir nicht. Doch läßt sich vermuthen, daß es vielleicht gleich nach dieser Zeit dahin gesendet worden und daß uns gerade aus dieser geheimen Quelle noch mehrere unerwartete Schätze dieser Art zufließen könnten. Das Aufsehen, welches diese getreue Schilderung der vor und bei jener Krisis so unzulänglichen Verwaltung des preußischen Staats in Deutschland und namentlich in Preußen hervorbrachte, war außerordentlich, und die Wirkung dürfte sich wohl so bald nicht verlieren. Nur eine so geistreiche, kräftige, wahrhaft theilnehmende und doch schon durch ihre Stellung unpartheiische Feder, nur ein so kundiger und in die Zeitverhältnisse eingeweihter Mann, nur Gentz konnte eine solche Beschreibung, einen solchen Bericht liefern. Den ersten Eindruck können wir auch jetzt noch nicht besser wiedergeben, als mit den Worten einer wohlbekannten Stimme, die sich damals von Berlin aus also vernehmen ließ: „Dieser Aufsatz erregt verdientes Aufsehen durch die Meisterschaft der Auffassung und die Klarheit und Schärfe, mit denen die Personen und Verhältnisse, die Stimmungen und Ansichten geschildert sind. Die ganze Virtuosität von Gentz ist darin zu erkennen. Jedoch erregt der Aufsatz auch Widerspruch; einigen albernen und grundlosen haben wir schon in einem Tagblatt gelesen; es wird aber auch ernster und gewichtiger nicht fehlen, denn wir hören, daß der Graf Paul v. Haugwitz zur Rechtfertigung seines von Gentz allerdings nicht günstig geschilderten Vaters, ein bedeutendes Stück aus dessen Memoiren dem Druck übergeben will. Es wird aber schwer sein, das Urtheil von Gentz zu entkräften. Der Vorwurf, daß Gentz seinem Vaterlande Preußen zum Schaden rede, ist ganz grundlos; er zeigt den lebhaftesten Eifer für dessen Erfolg und Gedeihen; daß er lebende Personen kompromittire, ist auch nicht zu behaupten, es müßte denn

alle Geschichte kompromittiren. Zudem ist es nicht Gentz, der den Aufsatz in Druck gab; derselbe lag schon seit dreißig (?) Jahren in England und wurde dort bekannt gemacht. Jedenfalls ist es ein unschätzbarer Beitrag jener Geschichtsepoche, die nächst dem siebenjährigen Kriege die wichtigste des preußischen Staates ist."

An der Aechtheit und Authenticität des Aufsatzes, als eines von Gentz wirklich und der Hauptsache nach im Moment niedergeschriebenen, kann durchaus kein Zweifel sein. Daß er in seiner jetzigen Gestalt alsbald nach jenen Vorgängen redigirt wurde, springt aus allen Zügen und Farben, aus der ganzen Lebendigkeit und Sicherheit der Schilderung entgegen. Wer des Verfassers Charakter und Schriften näher kennt, wird seinen Mann auch in den kleinsten Nebenzügen wieder finden. Obschon der Aufsatz in der englischen Uebersetzung manche Feinheit verloren haben mag, und vielfach in französisch-englische Stylwendungen aufgelöst ist, scheint doch das Gepräge Gentz'scher Darstellungsformen im Ganzen mit großem Geschick wiedergegeben. Sollte ja noch ein Rest von Unglauben an den Ursprung dieses Memoires übrig bleiben können, so würde außer den inneren Anzeigen zum Ueberfluß noch ein urkundliches Zeugniß der Aechtheit dafür sprechen, welches kurz nach dem Erscheinen jener Artikel in der Augsburger Allgemeinen Zeitung mitgetheilt wurde. Man erfuhr, daß eine der ausgezeichnetsten Damen des österreichischen Kaiserstaates, mit welcher Gentz in vieljährigem Briefwechsel stand, noch heute ein vom 10. Februar 1807 datirtes Schreiben desselben aus Dresden bewahre, worin er, nebst mehreren anderen, auch jetzt noch ungedruckten Arbeiten, dieses Tagebuchs erwähnt hatte. In diesem merkwürdigen Schreiben, das sechszehn Quartseiten füllen soll, und zu dessen Veröffentlichung einige Hoffnung gemacht wurde, lautete es in Bezug auf diese Artikel so: **Enfin un journal de mon voyage au quartier-général du Roi de Prusse, dans les premiers jours d'Octobre (1806), lequel journal expliquera *un jour* les véritables causes de la chûte subite et lamentable de la monarchie prussienne.**"

Wir geben diese Aufsätze nach der Rückübersetzung ins Deutsche, wie sie in dankenswerther Weise von der Minerva (Oktober, November 1836, Januar und April 1837) mitgetheilt worden ist. Gar manchen französischen Ausdruck, manche englische Stylform, die Gentz so und in solcher Art gewiß nicht gebraucht hat, ausmerzen zu wollen, wäre ein unsicheres und vergebliches Bemühen gewesen. Das deutsche Publikum hat sie in dieser Form freundlich aufgenommen, man könnte wohl gar schaden, wo man bessern wollte, und würde der Vollendung des deutschen Originals doch schwerlich bedeutend näher rücken. Nur ein Paar der auffallendsten Fehlgriffe des englischen Uebersetzers sind entfernt worden und einige Namen haben wir nach den Mittheilungen Unterrichteter verbessert.

Einen besonderen Vorzug dieser von Gentz aus der Höhe seiner Kraft und seines Strebens hinterlassenen Leistung — ein Vermächtniß, wie wir im Interesse Deutschlands kaum ein schöneres wünschen konnten, und das neben einigen andern Gaben der jüngsten Zeit auch das Meiste dazu beigetragen hat, das Andenken an die Verdienste dieses ausgezeichneten Mannes zu erneuern — einen besonderen Vorzug gerade dieser Schrift wollen wir hier am Schluß hervorheben. Ihrer Schärfe und ihres ächt deutschen Patriotismus ungeachtet zeichnet sie sich durch eine äußerst gerechte und unpartheiische Anerkennung der mitten in diesem Unglück wirkenden Kräfte und jedweden Verdienstes aus, und bewirkt dadurch neben so viel Niederschlagendem noch einen wohlthuenden und erhebenden Eindruck. Der hochedlen Gesinnung des Königs wird nirgends zu nahe getreten. Die große, unglückliche, unvergeßliche Königin Louise strahlt im ganzen Zauber ihres Geistes und Herzens, in der vollen Hoheit ihrer Gesinnung und Haltung. Prinz Louis Ferdinand stirbt den Heldentod, als Held und Mensch und — Freund bejammert. Hardenberg und Stein leuchten schon wie eine tüchtige Reserve im Hintergrund. Würdige Unterfeldherren, Männer, von denen ein großer Theil später zur Wiedererhebung des preußischen Waffenglanzes beitrug, Möllendorf, Rüchel, Blücher, Schmettau, Tauentzien, Kalkreuth, Götzen und viele Andere werden mit gebührender Aner-

kennung genannt. Auch Lucchesini's Geist und Talente verdienen das ihnen hier gespendete Lob. So begegnen uns durchweg wohlthuende Erscheinungen mitten im Gewühl des hereinbrechenden Unglücks. Selbst daß einige Namen, die hier noch in zweideutigem Lichte erscheinen, nachher gerade die größten Verdienste erworben haben, Scharnhorst namentlich und Kleist, dieser damals erster Adjutant des Königs, trägt zur Milderung des Bildes bei. — Und wenn wir nun die schwere Verantwortung und Schuld betrachten, die die Geschichte von dem Namen Haugwitz, vom Herzoge von Braunschweig und einigen Hauptleitern nicht wegzunehmen vermag, so mischt doch auch hier ein gewichtiger Gedanke einige Gunst und Nachsicht für sie ein. Ihre Schuld und ihr Unglück war mit dem Unglück und den Gebrechen des ganzen Staats aufs innigste verbunden. So oft, in bedrängteren Zeiten zumal, mittelmäßige, kaum für den gewöhnlichsten Lauf der Dinge ausreichende Köpfe an der Spitze der Staatsangelegenheiten standen und sich bis zu einer Katastrophe behaupten konnten, war die Organisation eines Staats schon längere Zeit krankhaft und erschüttert. Dem Einzelnen die ganze Last des Unglücks aufzubürden, wäre ungerecht. Der Staat, das Volk, das Zeitalter selbst ist — mitschuldig. Doch zu allen Zeiten wird man den Zustand der Staaten am sichersten nach den Männern beurtheilen können, die an ihrer Spitze stehn!

Erster Artikel.

Donnerstag den 2. Oktober reis'te ich von Dresden ab, und kam Freitag den 3. 11 Uhr Abends in Naumburg, dem Hauptquartiere, an. Die Stadt war voll; der König mit dem versammelten Generalstabe, — die Königin mit ihrer Oberhofmeisterin, und zwei Ehrenda-

men, — mehrere Prinzen, Generäle und Officiere jeden Ranges, Diplomaten und andre Hochgestellte waren hier versammelt.

Ich werde mich darauf beschränken, hier nur zu nennen: den Kurfürsten von Hessen (der den Tag zuvor angekommen), den Herzog von Braunschweig; des Königs Brüder; den Prinzen von Oranien; den Herzog von Weimar, den Prinzen Paul von Würtemberg (erst kürzlich in preußische Dienste getreten); den Marschall Möllendorf; General Kalkreuth; die beiden Kabinetsminister Grafen Haugwitz und Marquis Lucchesini; die beiden Kabinetssekretaire Lombard und Beyme; den Grafen von Görtz, sächsischen Gesandten; den Baron von Waitz, hessischen Gesandten; den Fürsten von Wittgenstein, preußischen Gesandten in Kassel; Hr. v. Schladen, preußischen Gesandten in München. Von Truppen befanden sich nur die beiden ersten Bataillone der Garde zu Fuß in Naumburg; der Rest der Armee war schon aufgebrochen und auch das Hauptquartier sollte den nächsten Tag nach Erfurt verlegt werden.

Kaum war Graf Haugwitz von meiner Ankunft benachrichtigt, so erhielt ich auch schon eine Einladung zu ihm; er empfing mich auf die herzlichste Weise mit den Worten: „Seit wir uns zuletzt gesehen (in Wien), hat sich Manches ereignet. Ich weiß, daß Sie nicht ganz zufrieden mit mir gewesen sind. Ich weiß aber auch, daß Sie es nicht sein konnten; doch hoffe ich, werden Sie Ihre Meinung ändern, wenn Sie erst besser berichtet sind. Keines Falls sollen Sie Ursache haben, zu bedauern,

meiner Einladung gefolgt und zu einer so interessanten Krisis hierher gekommen zu sein. Es ist meine Absicht, Sie von allen Vorfallenheiten in Kenntniß zu setzen. Auch habe ich Sie über mancherlei zu befragen, werde jedoch nicht eher eine Frage an Sie richten, als bis Sie von der Integrität unsrer Pläne und der Politik unsres Marsches überzeugt sind. Der Federkrieg hat bereits begonnen — es wird nicht mehr lange dauern, so haben wir auch den Krieg mit Kanonen, da so eben die Nachricht eingetroffen ist, daß Napoleon in Würzburg angekommen. Ich erwarte jeden Augenblick, zum König ins Konseil gerufen zu werden, hoffe aber, daß wir noch vor Nacht ein detaillirteres Gespräch mit einander führen können." Einen Augenblick darauf ward der Graf in der That zum König beschieden.

Den ganzen übrigen Tag schienen vielfache Geschäfte und Unterhandlungen mit dem Kurfürsten von Hessen auszufüllen, der, obgleich Preußen stets ergeben, doch seit einigen Wochen seinen frühern Eifer gemäßigt und über die Art und Weise, so wie über die Form seiner Anschließung stipulirte. Ich war noch nicht hinlänglich berichtet, um die Stellung, in welcher sich dieser Fürst Preußen gegenüber befand, vom richtigen Standpunkte aus würdigen zu können; ich wußte nur, daß man ihm das Oberkommando des rechten Flügels der preußischen Armee angeboten, daß er es angenommen, und daß er noch in derselben Nacht nach Kassel zurückkehren werde. Da ich ferner auch nichts Bestimmtes darüber wußte, welche Pläne man in Hinsicht meiner gefaßt, so hielt ich

es für das Klügste, ruhig die fernere Einladung des Grafen Haugwitz zu erwarten, und bis dahin Niemanden zu sehen. Eine Ausnahme würde ich mit dem Herzog von Weimar gemacht haben, der nicht weit von mir logirte; allein ich kam zu spät, denn er war schon ausgegangen, als ich ihm meinen Besuch machen wollte. Auch später gelang es mir nicht, ihn zu treffen.

Erst gegen 10 Uhr Abends schickte der Graf Haugwitz den Geheimenrath Lecoq, seinen ersten Sekretair, zu mir, mit dem Auftrag, ihn zu entschuldigen, und mich zu ersuchen, zu ihm zu kommen. Ich fand ihn in emsiger Arbeit vor einem großen Haufen von Papieren sitzend. Er sagte zu mir: „Sie sehen, wie man mich jetzt in Anspruch genommen; vor 2 Uhr Morgens bin ich nicht im Stande, fertig zu werden; aber morgen geht es nach Erfurt, wo Alles eine andre Gestalt gewinnt. Ich hoffe nicht, daß Sie meine Einladung ausschlagen werden, mich dahin zu begleiten."

Auf diesen Vorschlag war ich nicht vorbereitet. Ich hatte erwartet, in 1 bis 2 Tagen abgefertigt zu werden; und da ich durchaus nicht wußte, welchen Zweck sie hatten, so war ich über diese Verzögerung meiner Reise sehr ungehalten. Auch verhehlte ich diese Stimmung nicht, und erklärte dem Grafen Haugwitz ohne Zaudern, daß, wenn nicht ein sehr wichtiges Geschäft meiner harre, ich bitten müsse, davon abzustehen, meine Exkursion weiter auszudehnen. Sehr lebhaft antwortete er mir hierauf:

„Es ist mir von äußerster Wichtigkeit, Sie noch ferner zu sehen. Es betrifft den Zweck und den Erfolg

unsres Unternehmens. Sie dürfen uns durchaus nicht verlassen, ehe ich wenigstens im Allgemeinen mit Ihnen über den Gegenstand gesprochen habe, der mir am Herzen liegt. Uebrigens werde ich Alles verantworten. Ich weiß, daß sie in Wien damit zufrieden sein werden, daß Sie hier sind. Sie können der allgemeinen Sache nie einen wesentlicheren Dienst erzeigen. Ich selbst werde für Pferde, Wohnung und alle andern Requisite Sorge tragen. Sollten wir morgen in Weimar, wo ich mich nicht aufzuhalten gedenke, keine Gelegenheit haben, uns zu sprechen, so wird sich diese desto eher am nachfolgenden Tage in Erfurt finden."

Diese Worte, und der Gedanke, daß ich, im Falle ich nicht mitginge, meine ganze Reise hierher vergeblich gemacht hätte, entschieden.

Sonnabend den 4. Oktober. — Ich verließ Naumburg um 7 Uhr Morgens. Der Weg nach Auerstädt bot eins der feierlichsten Schauspiele, die ich in meinem Leben gesehen. Der König und die Königin saßen in einem verschloßnen Wagen, von zwanzig andern gefolgt, und waren von allen Seiten von Truppen, Kanonen und Geschützwagen umringt. Großartig war der Anblick. In dem Augenblick passirte der Wagenzug die Brücke zu Kösen und die Höhen, welche dies Städtchen umgeben; der Gedanke aber, daß die Herrscher einer Schlacht zueilten, deren glücklicher Erfolg eine europäische Umänderung hervorbringen mußte, während andrerseits ein entgegengesetztes Resultat die letzte Friedenshoffnung für so viele

Länder zerstören würde, machte diesen Marsch zugleich imponirend und trauerregend.

Der König machte in Auerstädt nicht Halt, aber Graf Haugwitz blieb daselbst eine Stunde, und ich frühstückte mit ihm, dem Fürsten Wittgenstein und dem General Kalkreuth, dessen Hauptquartier an diesem Tage in Auerstädt war. Da hier nicht genug Pferde vorräthig waren, mußte man erst nach mehreren schicken. Graf Haugwitz reiste demzufolge eher ab, als ich, empfahl mich jedoch zuvor insbesondere dem General Kalkreuth, ein Umstand, den zu bedauern ich keineswegs Ursache hatte, da er mir zu einer fünfstündigen Unterhaltung mit einem der merkwürdigsten Männer der Armee verhalf. Ich halte diesen Augenblick für den geeignetsten, um mich in wenigen Worten über die Idee auszusprechen, die ich mir bei meiner Ankunft im Hauptquartier über Preußens Unternehmung gebildet hatte.

Wie Jedermann, war auch ich im höchsten Grade verwundert über die plötzliche Umwälzung, welche im Systeme des Berliner Hofes Statt gefunden, und, wie alle Welt, glaubte auch ich eine Zeit lang nicht an die Aufrichtigkeit und Realität dieser Umwälzung. Doch schon mehrere Wochen vor meiner Abreise von Dresden hatte ich allen Grund, meine Zweifel über diesen Gegenstand zu beseitigen. Seit dieser Periode ließ ich mir es aber auch mehr als je angelegen sein, die Politik des Plans zu prüfen, dessen Entwickelung ich vor Augen gehabt hatte.

Obgleich ich in Dresden, so weit es irgend möglich, in das Geheimniß eingeweiht worden, so glaubte ich dennoch nicht, alle nöthigen Beweise zu besitzen, meine Meinung zu fixiren. Wenn ich jedoch diejenigen Beweise zusammenfaßte, in deren Besitz ich mich befand, so kam ich sehr bald zu der Schlußfolgerung, daß der zum Ausbruch der Feindseligkeiten gewählte Moment weder zeitgemäß, noch günstig sei; daß Preußen im Kriege mit England, mit Schweden, voraussehend, wie es doch mußte, daß Oesterreich (von welchem es in Betreff der Reciprocität von Dienstleistungen nichts zu erwarten hatte) sich nicht neuen Gefahren aussetzen würde durch Theilnahme am ersten besten neuen Kriege, der wie aus den Wolken herabfiele, in der That nur allein auf Rußland rechnen konnte, dessen, obgleich immer wichtiger Beistand, doch durch die Stellung des Feindes beträchtlich geschwächt wurde; daß es aber, da es um diese Unterstützung nicht früh genug nachgesucht, um bei Eröffnung des Feldzugs davon Nutzen zu ziehen, ohne einen einzigen Verbündeten ins Feld rücke. Denn als solche konnte ich doch weder Hessen noch Sachsen rechnen, indem diese beiden Heere höchstens als Nebenzweige der preußischen Macht zu betrachten waren, deren Beistand ohnedem fast zu sehr durch die Nothwendigkeit aufgewogen wurde, ihre eigenen Länder zu vertheidigen. Demnach rückte also Preußen allein ins Feld, wo so manche vor ihm gefallen waren. Kurz, ich gelangte zu der Ueberzeugung, daß weit bedeutendere und dringendere Beweggründe, als die, mit denen ich bekannt geworden (obgleich ich mir nicht denken konnte, daß deren

noch zu erfahren übrig seien), allein solch einen Entschluß rechtfertigen konnten. In diesem Lichte erschienen mir die politischen Verdienste der Expedition. Was nun die militärische Komposition anbetraf, so war ich nicht im Stande, zu entscheiden, in wie weit sie die Fehler im Plane entfernten oder gänzlich aufhoben.

Auch ich theilte die allgemeine günstige Ansicht, welche viele kompetente Richter über Preußens militairische Hülfsquellen hegten. In der That war das, was ich davon in Dresden gesehen und gehört, nicht von der Art, mich zu entmuthigen. Prinz Louis, Fürst Hohenlohe, General Grawert, Graf Tauentzien, Graf Götzen und eine Menge andrer Offiziere untergeordneteren Ranges flößten mir großes Zutrauen ein. Und durfte ich endlich die Beschaffenheit der Armee nach dem beurtheilen, was ich selbst gesehen, so hatte ich Grund, sie für ausgezeichnet zu halten.

Was den Plan des Feldzugs anbetrifft, und die Centralleitung der Operationen, so waren mir diese zu fern, um Hülfsmittel zu richtiger Berechnung zu bieten. Gerade hierüber bedurfte ich genauere Nachrichten; allein die erste Mittheilung, die mir aus dem Hauptquartier wurde, war nicht von der Beschaffenheit, mich zufrieden zu stellen.

General Kalkreuth, der erste im Range nach den Feldmarschällen, kommandirte die zweite Linie, oder das Reservecentrum. Diese Linie bestand zum größten Theile aus Eliteregimentern, wie die Garden, das Regiment des

Königs, das der Leibwache, das Regiment Gensd'armes und die Dragoner der Königin.

Der bewährte Ruf des Generals, und die glänzenden Thaten seiner früheren Carrière, hatten ihm vielleicht Grund zur Hoffnung auf einen mehr aktiven Posten gegeben, und ich entdeckte bald, daß Unzufriedenheit und Pikirtheit in Verein mit einer von Natur scharfen, sarkastischen Gemüthsstimmung auf seine Ansichten Einfluß hatten. Demungeachtet aber schienen mir seine Meinungen höchste Beachtung zu verdienen. Die Unterhaltung der ersten Stunde, die ich mit ihm verbrachte, beschränkten sich auf allgemeine Betrachtungen. Als er aber sah, daß ich hinlänglich mit manchen der interessantesten Punkte vertraut war, wurde er offener, und konversirte endlich, da er auch von meiner Seite Freimüthigkeit bemerkte, ohne allen Rückhalt. Er sagte mir, daß Niemand mehr als er selbst einen Krieg mit Frankreich gewünscht, daß Niemand mehr als er von der Nothwendigkeit einer solchen Maßregel überzeugt sei, daß aber auch gegenwärtig Keiner froher wäre, wenn sich irgend ein ehrenvolles Mittel fände, der Explosion vorzubeugen; daß, nach der Art und Weise zu schließen, in welcher die Vorbereitungen getroffen würden, dieser Krieg von keinem Erfolg sein könne, und daß er ohne das wunderbarste Glück zu den unglückseligsten Folgen führen müsse. Er setzte mir ferner auseinander, daß er keineswegs der Hoffnung entsagt, wenn sich der König nicht bewogen gefühlt hätte, den Plan aufzugeben, die Armee in Person zu kommandiren, mit Zuratheziehung derjenigen Generäle, die sich des Vertrauens der

Armee erfreuten; daß mit einem Souverain, den die Natur nicht mit militärischen Anlagen ersten Ranges ausgestattet, ein ebengenanntes Arrangement, wenn auch nicht das allerwünschenswertheste, doch aber noch das beste gewesen wäre, welches sich dargeboten. Auch sei dies vorher die allgemeine Ansicht gewesen, und der König habe selbst noch am 18. September diesen Plan gehegt, und dadurch, daß er den General Zastrow zu sich berufen, und an die Spitze seines Stabs gestellt habe, deutlich kund gethan. Nur erst, als dieser General in Naumburg angekommen, habe sich plötzlich die ganze Lage der Dinge verändert, indem jetzt erst die Intriguen ans Tageslicht getreten seien, welche der Herzog von Braunschweig (der während der ganzen Zeit, wo die Armee versammelt war, gänzlich bei Seite gestellt worden) und dessen blinder Anhänger, Obrist Kleist, erster Adjutant des Königs, fortwährend gesponnen hätten. Kleist habe des Königs Skrupel, der sich gescheut habe, die Verantwortlichkeit des Oberkommandos der Armee zu übernehmen, dahin benutzt, ihm den Vorschlag zu machen, das Kommando dem Herzog selbst anzubieten, der Abneigung zum Trotz, welche letzterer anscheinend dagegen offenbart hatte. Nachdem diese Maßregel einmal angenommen worden, habe man sich nicht damit begnügt, ihm die höchste Leitung der Armee anzuvertrauen, sondern sich auch alle Bedingungen gefallen lassen, die der Herzog auferlegt hätte. Seit diesem unglückseligen Augenblick sei alles verändert und umgestürzt worden, und der König von da an nur ein Freiwilliger in seinem Heere gewesen. Niemand sei über etwas befragt

worden, außer Feldmarschall Möllendorf, der einzige General, welchen der Herzog seines Vertrauens gewürdigt hätte; aber auch dieser sei nur das Echo von des Herzogs Wünschen gewesen, da er seine eigenen Wünsche nicht mehr hätte äußern dürfen. Ein sogenanntes Ordnungsbüreau unter Obrist Scharnhorst, einem Hannoveraner, habe die Armee auf eben so gehässige, als lächerliche Weise tyrannisirt, da die grilligen Einfälle dieses Büreaus Alles geleitet, und wahre Erfahrung für nichts gegolten habe.

Durch mein Erstaunen, und meine Bitte, dem Gemälde den letzten Pinselstrich zu geben, noch mehr aufgeregt, erklärte er mir endlich rund heraus, der Herzog von Braunschweig sei ein des Kommando's durchaus unfähiger Mann, und habe weder hinlängliche Voraussicht, noch sei sein Charakter kräftig genug und einer so großen Aufgabe gewachsen; seine Mittelmäßigkeit, Unentschlossenheit, Treulosigkeit, Scheinheiligkeit, Eitelkeit und übertriebene Eifersucht würden selbst das bestmögliche Unternehmen vereiteln. So gut nun auch die Truppen seien, und der Geist, der ihre Offiziere beseele, diese Vortheile könnten unmöglich die Nachtheile eines solchen Oberkommandanten aufwiegen; die Armee hege durchaus kein Vertrauen zu dem Herzog und werde und könne auch nie welches fassen. Er für seinen Theil sei stets bereit, seine Schuldigkeit zu thun, und sich bis zu dem letzten Augenblick zu opfern; aber er könne es sich nicht länger verhehlen, und bitte mich, an diese seine Prophezeihung zurückzudenken: „daß, wenn nicht binnen acht Tagen (nach deren Ablauf die Operationen beginnen sollten) irgend ein glücklicher Umstand

einträte, der dem ganzen gegenwärtigen Zustande der Angelegenheiten eine andere Gestalt gäbe, dieser Feldzug zu Ende sein werde, geschehe dies nun durch einen ähnlichen Rückzug, wie der von 1792, oder durch irgend eine bedeutende Katastrophe, welche die Schlacht von Austerlitz verwischen würde."

In Beziehung auf den Plan des Feldzugs erzählte er mir verschiedene Dinge, die mir eben so richtig als klar erschienen. Des Königs Ansicht zuwider, hätten der Herzog von Braunschweig und Graf Haugwitz seit einigen Tagen unaufhörlich die Nothwendigkeit hervorgehoben, offensiv zu verfahren, und gegen den Feind zu marschiren. Es könne aber nichts absurderes geben, als diesen Vorschlag, da ihre Maßregeln ohne alle Haltbarkeit waren, und ohnedem die Zeit der Offensive auf immer vorüber sei. Wenn sie dies jetzt noch zu unternehmen wünschten, so müßten sie jedenfalls mit dem Feinde zusammentreffen, wo er aus dem Thüringer Walde hervorrückte; und wie vortheilhaft es auch immer gewesen wäre, im Rücken desselben, in einer Entfernung von acht bis zehn Meilen eine so wünschenswerthe Stellung wie diese zu haben, so wäre es andererseits wahre Tollheit, sich am Fuße dieser Berge in einen Kampf einzulassen, welche, im Falle des geringsten Unglücks, sie bei ihrem Rückzuge hemmen, und allgemeine Unordnung verursachen würde. Dagegen wäre ein sogenannter Defensivfeldzug bei dem gegenwärtigen Zwecke des Kriegs auch ganz unnütz, und von Schwierigkeiten und Gefahren umringt, hauptsächlich von denen hervorgerufen, deren beklagenswerthe Unklugheit den König dahin

verleitet habe, sich noch in diesem Jahre in Bewegung zu setzen. Man hätte aber durchaus vorher nichts unternehmen sollen, ohne sich mit Oesterreich gemeinschaftlich verbunden, oder **100,000** Russen zur Unterstützung zu haben, die durch Schlesien und die Lausitz nach der Oberpfalz defilirend, die Hälfte der französischen Streitkräfte an der Donau beschäftigt hätten, während die Preußen nach dem Rhein marschirt wären.

Seine Bemerkungen waren oft mit den bittersten Sarkasmen vermischt. Als die Rede auf das Uebergewicht kam, welches der Geist der Neuerung und die Chimäre einiger damals vielgeltender Schriftsteller in der preußischen Armee erlangt hätten, und wie sehr hierdurch der frühere Charakter und die Disciplin dieser Armee entartet sei, fügte er hinzu, daß unter anderen Absurdidäten noch an dem heutigen Tage Befehle, bezüglich auf die Leitung der militärischen Operationen, von der Hausvoigtei in Berlin (das Staatsgefängniß) ausgegangen seien, insofern nämlich als der nur allzu berüchtigte Bülow, obgleich in diesem Gefängniß eingeschlossen, nichts desto weniger fortwährend das große Orakel der Hauptakteurs bleibe.

Unsere Unterhaltung ward durch das Diner unterbrochen, welchem fünf Adjutanten des Generals Kalkreuth und mehrere Artillerieoffiziere beiwohnten, lauter Männer von Talent und Verdienst. Es waren Major Kalkreuth, des Generals Neffe, Major Ziethen, Major Lossow, Kapitän Wolhke und Lieutenant Arnheim von den Dragonern. Obgleich sie sich natürlich mit mehr Zurückhaltung aussprachen, so war doch ihr Verdacht und ihre Besorgniß

nicht minder augenscheinlich, wenn auch mit Gefühlen der muthigsten Art vermischt. Kurz, diese erste Lektion war mehr als hinreichend, alle meine Zweifel zu beseitigen und meiner Ungewißheit ein Ende zu machen.

Persönliche Rauhheit des Generals und verletzter Stolz blickten allerdings bei diesen Mittheilungen hier und da hindurch; allein die soliden, unbestreitbaren Argumente, auf welche sich der größte Theil seiner Beschwerden stützte, machten auf mein Gemüth einen Eindruck, den die Zeit nicht wieder zu verlöschen vermocht hat.

Ich verließ Auerstädt um 4 Uhr, und kam ziemlich spät nach Weimar. Hier sah ich mich genöthigt, die Nacht zuzubringen; der Herzog war bereits nach Gotha abgereist, und der Herzogin hauptsächlichste Besorgniß galt ihrem jüngsten Sohne, dem Prinzen Bernhard, der in einem Alter von vierzehn Jahren und bei ziemlich zarter Konstitution gebeten hatte, als Freiwilliger im Korps des Fürsten Hohenlohe zu dienen, und welchen ich den Tag vor meiner eigenen Abreise Dresden verlassend gesehen hatte. Ich erzählte dies der Herzogin. Sie äußerte sich bei dieser Gelegenheit auf die liebenswürdigste Weise, und ganz dem großartigen Charakter angemessen, von welchem sie wenige Tage nachher, inmitten des entsetzlichsten Unglücks, so bewunderungswürdige Beweise an den Tag legte.

Sonntag den 5. Oktober. — Ich verließ Weimar um 9 Uhr Morgens, und kam gegen Mittag nach Erfurt. Dort fand ich wieder Alle, welche in Naumburg gewesen waren, und außerdem noch die kommandirenden Offiziere, sowie den Stab der verschiedenen Korps, aus denen das

Centrum der Armee bestand. Die Zahl der beim Hauptquartier angestellten jeden Ranges belief sich auf zweitausend, die Truppen und das Gefolge ungerechnet, welches unaufhörlich hin und her passirte.

Die verschiedenen Korps und Kommando's waren am 5. Oktober folgendermaßen vertheilt. Der Herzog von Braunschweig leitete das Ganze. Unter ihm ward die erste Linie des Centrums, welche die Umgegend von Erfurt okkupirte, vom Feldmarschall Möllendorf kommandirt, das zweite oder Reservecentrum aber, welches zwischen Auerstädt und Weimar postirt war, vom General Kalkreuth. Der Feldmarschall hatte im Centrum unter sich den General Graf Wartensleben, und auf dem rechten Flügel den Prinzen von Oranien, dessen Korps sich zwischen Gotha und Eisenach ausdehnte; auf dem linken Flügel kommandirte General Graf von Schmettau, den Grund zwischen Erfurt und Blankenhain besetzt haltend. Die Avantgarde des Centrums stand unter den Befehlen des Herzogs von Weimar und des Herzogs von Braunschweig-Oels. Sie okkupirte die Passage des Thüringer Waldes, zwischen Arnstadt, Ilmenau u. s. w., ihre Vorposten bis nach Meiningen, Hildburghausen u. s. w. vorschiebend.

Der große rechte Flügel der Armee, der Form halber unter dem Kommando des Kurfürsten von Hessen stehend, in der That aber unter den Generallieutenants Rüchel und Blücher, war seit einigen Tagen an der Werra postirt, und kommunicirte mit der Spitze des rechten Flügels vom Centrum bei Berka und Eisenach. Der große

linke Flügel stand unter dem Kommando des Fürsten Hohenlohe, der wieder den Prinzen Louis von Preußen und die Avantgarde unter sich hatte; General Graf Tauentzien stand auf der äußersten Linken und Generallieutenant Grawert auf der äußersten Rechten. Fürst Hohenlohe hatte sein Hauptquartier zu Jena; Prinz Louis stand mit 7000 Mann bei Rudolstadt, und Graf Tauentzien mit 6000 Mann bei Hof. Als diese Streitkräfte wurden auf 150,000, von Andern sogar auf 170,000 Mann geschätzt. Unter diesen waren 20,000 bis 25,000 Mann Sachsen. Nach dem Berichte solcher jedoch, denen als Gutunterrichteten ich alle Ursache habe, Glauben beizumessen, belief sich die Gesammtzahl nicht so hoch, sondern bildete eine Totalstreitmacht von 130,000 Mann schlagfertiger Truppen; und um die Gesammtstreitmacht auf dem Kriegsschauplatze überhaupt oder in der Nachbarschaft zu kennen, mögen hierzu noch gezählt werden das Korps des Generals L'Estocq aus ungefähr 8000 Mann bestehend und in der Nähe von Münster postirt, und die Reserve des Prinzen Eugen von Würtemberg, ungefähr 12 bis 15,000 Mann stark, der den Befehl erhalten hatte, in Eilmärschen nach Halle zu marschiren.

Man hatte mir in Erfurt eine der hübschesten Wohnungen in der Stadt bereitet, eine ganz besondere Gunst unter gegenwärtigen Umständen. Graf Haugwitz lud mich zum Diner ein, und hier war es, wo ich den Marquis Lucchesini wieder sah, der den Tag vor meiner Ankunft in Naumburg abgereist war, und mich mit auffallender Herzlichkeit empfing. Nach beendigtem Diner ging Graf

Haugwitz mit mir ins anstoßende Zimmer, wo eine dritthalbstündige Unterhaltung begann. Da diese Unterredung in vieler Hinsicht die Basis aller Kommunikationen war, die mir in Erfurt gemacht wurden, so werde ich versuchen, sie mit bestmöglichster Genauigkeit wiederzugeben. Als Vorrede will ich nur einige auf mich Eindruck machende Worte anführen. Graf Haugwitz sagte nämlich unter andern zu mir: „Sie sind verwundert, sich hier zu finden. Der Vorschlag, den ich auf des Königs eignen Befehl zu machen gehabt, wird Ihnen zu manchen Konjekturen Veranlassung gegeben haben. Die Sache ist die, wir wünschen Ihre Meinung in Hinsicht unseres Unternehmens zu hören. Die besonderen Gegenstände, über welche ich Ihre Meinung erbitte, sind, obwohl an und für sich wichtig genug, doch nur sekundär; der Hauptpunkt ist der, daß Sie unser Freund werden, und Sie werden es, davon bin ich überzeugt, sobald ich mich näher gegen Sie erklärt habe."

Nach dieser Einleitung fuhr er folgendermaßen fort: „Gewiß sind Ihnen die mannichfachen Vorwürfe nicht unbekannt, mit welchen man uns seit geraumer Zeit wegen angeblicher Doppelsinnigkeit überhäuft hat. Wenn es jedoch überhaupt eine Macht gab, die wir zu täuschen beabsichtigten, so war es Frankreich. Nothwendigkeit war unser Gesetz; unablässig haben wir die Wohlfahrt aller andern gewünscht. Seit geraumer Zeit haben wir uns davon überzeugt, daß Frieden und Napoleon sich nicht mit einander vertragen. Eine falsche Friedensmaske war Alles, was wir zeigen konnten. Diesen uns aufgezwungenen

zweideutigen Charakter haben wir aus zweierlei Gründen nicht aufgegeben: einmal, weil der König, zu mächtig gegen alle Kriegsideen eingenommen, sich von Jahr zu Jahr schmeichelte, daß diese kolossale Macht durch irgend ein zufälliges Ereigniß ebenso schnell wieder zusammenstürzen werde, als sie entstanden, und wir auf diese Weise von einer schwierigen, gefährlichen Krisis gerettet würden, welche zu wagen ihn nur die äußerste Nothwendigkeit verleiten konnte; und zweitens dünkte es uns nach allem Elend, welches unsere Freunde rings um uns erduldet, räthlich, daß Europa im äußersten Falle an uns eine unversiegbare Hülfsquelle habe. Dennoch sahen Sie uns im letzten Jahre entschlossen und zum Kriege vorbereitet, und unfehlbar würden wir auch in denselben verflochten worden sein, wenn nicht die Schlacht von Austerlitz mit ihren Resultaten, und vor Allem der Rückzug und ausdrückliche Wunsch des Kaisers von Rußland, den König davon abgebracht hätten.

„Ich war zu jener Periode in Wien, allein und von Jedermann verlassen. Ich unterzeichnete, das Messer an der Kehle, einen Vertrag, durch welchen ich mir unglücklicherweise den Haß Vieler zuzog. Nun that ich aber Folgendes: Bei meiner Ankunft in Berlin bat ich den König, wie Viele bezeugen können, den Vertrag nicht anzuerkennen, sondern mich zu entlassen. Die Furcht vor einer plötzlichen Explosion hielt den König davon zurück; er ratificirte meinen Vertrag, jedoch mit Hinzufügung wichtiger Modifikationen. Das beunruhigende Schweigen, welches die französische Regierung hierüber beobachtete,

bewog den König, mich nach Paris zu senden. Hier war es, wo ich endlich die gegen uns vorherrschenden Gefühle entdeckte — daß man uns nämlich den Vertrag vom 3. November nie verzeihen werde; daß man noch weniger unsere Existenz mit einer beträchtlichen, und noch dazu nicht geschlagenen Armee vergeben könne; daß Napoleon den Augenblick schon berechnet habe, wo er mit allen seinen Streitkräften über uns herfallen werde; und daß Talleyrand allein, dem System einer freundschaftlichen Union zwischen Frankreich und Preußen zugethan, den Ausbruch bisher verzögert habe.

„Napoleon erklärte mir gleich in der ersten Audienz, daß, seitdem der König für gut befunden, den Vertrag von Wien zu modifiziren, er ihn als annullirt betrachte, und einen neuen fordern werde. Er machte mir, trotz Talleyrand und Duroc, so merkwürdige Vorschläge, daß ich mich schämen würde, sie hier zu wiederholen, und erst nach vielen Bemühungen gelang es mir, den Vertrag vom 15. Februar wieder zu erlangen. Als der Marquis von Lucchesini mit Ueberbringung desselben nach Berlin beauftragt ward, kamen wir überein, daß, wenn er bei seiner Ankunft die Armee noch vereinigt fände, er dem [illegible]nig rathen solle, seine Ratifikation zu verweigern; [illegible] fand die Armee schon auseinandergegangen. Aus Gründen, die nur Gott weiß und vielleicht Herr von Hardenberg, hatte man den König ohne mein Wissen zu dieser Maßregel bewogen. Es war abermals nothwendig, nachzugeben; allein der König wußte von dieser Stunde an, daß er nichts gewonnen habe, als Zeit. Bei

meiner Rückkehr nach Berlin erklärte ich dem König ohne Hehl, daß ich durch diese Reise nichts gewonnen hätte, als eine letzte, beklagenswerthe Frist; daß weder der Friede noch der Vertrag von Paris sechs Monate lang dauern könnten; daß es uns obläge, uns auf den Krieg vorzubereiten, und die erste beste Gelegenheit zu ergreifen, unserem vorgeblichen Alliirten, der keine andere Absicht habe, als uns zu unterwerfen und zu vernichten, zuvorzukommen. Es gelang mir, den König zu überzeugen, und in Folge meiner Vorstellungen geschah es, daß 50,000 Mann unserer Truppen auf dem Kriegsfuß gelassen wurden, trotz aller Protestationen der verschiedenen Partheien.

„Vom Monat März an glaubte der König täglich, am Vorabend der Explosion zu stehen. Während Rußland und England ihre Friedensunterhandlungen eröffneten, geriethen sie bei uns ins Stocken. Inmitten der Unterhandlungen nun, und ehe wir davon Gewißheit hatten, daß der Kaiser von Rußland dem von Oubril unterzeichneten Vertrag die Ratifikation verweigern würde, kamen wir zu einem Endentschluß. Lucchesini hatte nämlich zu dieser Zeit den letzten Schleier weggerissen, der noch die Treulosigkeit des französischen Gouvernements bedeckte, und uns zu jedmöglichen Entdeckungen verholfen. Er wird Ihnen hierüber selbst weitläufigere Erklärung geben. Sein letzter Courier kam am 7. August an, und noch an demselben Tage ward der Befehl erlassen, zwei Drittheile der Armee auf den Kriegsfuß zu setzen, und dieselben ohne Aufschub zu koncentriren. Größtes Geheimniß und Vorsicht wurden zur Pflicht gemacht, und nur allein der Kai-

ser von Rußland davon in Kenntniß gesetzt. Der König schrieb eigenhändig noch an demselben Tage an ihn, wo der Befehl erlassen ward, indem er ihm die ganze Lage auseinandersetzte, und mit seinem Plane vertraut machte.

„Während dieser Unterhandlungen erhielten wir einerseits die Beschwerden des französischen Gouvernements gegen Herrn Lucchesini, mit dem förmlichen Gesuch, ihn zurückzurufen, und andrerseits die Nachricht, daß der Vertrag des Herrn d'Oubril in St. Petersburg verworfen worden sei. Die Zurückrufung des Herrn Lucchesini war eine Maßregel, die ganz in unseren Plan paßte; und um die Täuschung zu vollenden, ward Herr von Knobelsdorf statt seiner ernannt. Gegen Ende des Monats August erhielt der König einen Brief vom Kaiser von Rußland, der nichts zu wünschen übrig ließ; Graf Götzen ward nach Dresden gesandt, um sich des Kurfürsten von Sachsen zu versichern; der Kurfürst von Hessen hatte sich schon seit einiger Zeit für uns erklärt. Kurz nach dem ersten September waren unsere Vorbereitungen hinlänglich getroffen. Es wurden dem Wiener Hofe und kurz darauf auch dem von London Mittheilungen gemacht. Die Ankunft des Herrn von Knobelsdorf in Paris und das Resultat seiner ersten Audienz veranlaßten den Anfang des Bruches. Das ist, fügte Graf Haugwitz hinzu, der genaue Bestand der Sache. Die Dokumente, welche ich Ihnen hierbei übergebe, werden die Beweise und Partikularitäten liefern. (Er händigte mir die beiden Verträge von Wien und Paris ein; einen Bericht, welchen er im Monat Mai dem König abgestattet, und der Bezug hatte auf die Verhältnisse mit

Frankreich; ferner verschiedne Botschaften des Marquis Lucchesini und endlich die Note des H. v. Knobelsdorf, welche derselbe in Form eines Ultimatum präsentirt hatte.) In der Kürze werden Sie etwas zu sehen bekommen, was Sie noch mehr in Verwunderung setzen wird (er spielte auf das Manifest an). Sagen Sie mir nun, nach dem, was ich Ihnen bereits vorgelegt, ob sich meine Behauptung nicht rechtfertigt, wenn ich sage, daß unsere Politik weise und von bester Absicht ist, und ob wir keinen Grund zum Widerruf gehabt haben?"

Ich hatte dem ganzen Vortrag mit ernstester Aufmerksamkeit zugehört. Eine Antwort mußte ich nothwendig geben. Ich bat daher um Erlaubniß, mit einer kurzen Vorrede zu beginnen, worin ich bemerkte, daß die mir vom König zu Theil gewordene Ehre, mich in einem Augenblick von so großer Wichtigkeit hierher zu bescheiden, mir nicht allein ganz unerwartet komme, sondern auch in Erwägung meiner geringen Stellung in der Welt alle nur denkbaren Anforderungen übersteige. Ich könne übrigens auf keine andere Art von Antwort bedacht sein, als meine Meinung mit größter Freimüthigkeit zu äußern, da ich überzeugt sei, man habe mich sicher nur deshalb hierher kommen lassen, wenn man mich überhaupt über irgend etwas zu befragen hätte, um von mir die reine Wahrheit zu vernehmen, wie sie sich meinem Geiste überhaupt darbiete. Er unterbrach mich, indem er erklärte, es verstehe sich dies ein für allemal von selbst, und mich aufforderte, meine Gedanken durchaus frei zu äußern.

So legte ich ihm denn kurz und bestimmt meine auf Preußens System bezüglichen Ideen vor, von der Zeit des unglücklichen Vertrags von Basel an bis zu den letzten Verträgen. Ich bemerkte ihm in den klarsten Worten, daß, „während ich mir verschiedene Ereignisse als durch des Königs unübersteigliche Abneigung gegen den Krieg verursacht erklären könne, es doch auch wieder manche gäbe, zu deren Billigung ich mich nicht entscheiden könne. Der König möge gute Gründe gehabt haben, sich in keinen Krieg einzulassen, nachdem sich Rußland und Oesterreich davon zurückgezogen, und ich hätte in dieser Beziehung bereits früher eine von der öffentlichen verschiedene und Preußen durchaus günstige Meinung gehegt. Dagegen aber habe mich alles das, was auf ihrer Seite seit dem Ende des letzten Jahres geschehen sei, im höchsten Grade betrübt; ich könnte nicht umhin, einen Vertrag und noch dazu einen Allianzvertrag mit dem gemeinsamen Feinde geschlossen, und dies in der Hauptstadt des Kaisers selbst, der doch autorisirt sei, die Souveraine als seine Verbündeten zu betrachten, als meinen Gefühlen widersprechend und meinen Prinzipien entgegen, anzusehen. Den Vertrag von Paris und die definitive Okkupation von Hannover müßte ich aber ebenfalls, wie auch sein früherer Vortrag beweise, als politisches Stratagem betrachten, und als Mittel, Zeit zu gewinnen; ich könnte mich aber mit solchen Mitteln nicht versöhnen. Ich würde vielleicht ein schlechter Rathgeber und unerfahrener Minister gewesen sein, wüßte aber, daß ich, wenn keine andere Alternative als diese Verträge oder Krieg existirt hätte, den König

geboten haben würde, den Entschluß zu fassen, seine Skrupel zu überwinden, und lieber die Waffen zu ergreifen gegen den Unterdrücker."

Er antwortete mir in der feinsten, ruhigsten Weise, und fügte hinzu: „Wo Meinungen natürlich verschieden sein müssen über Probleme so schwieriger, verwickelter Natur, werde er sicherlich meine Rechte nicht bestreiten, meine eigne Meinung aufrecht zu erhalten. Er fühle sich mir sehr für die Offenheit verpflichtet, mit der ich diese meine Ansicht geäußert. Zu gleicher Zeit sei es ihm aber auch angenehm, meine Meinung darüber zu erfahren, ob ich glaube, daß es ihm gelingen werde, durch eine offne Erklärung gegen die Mächte, an deren guter Meinung Preußen fortwährend gelegen sein müsse, so weit dies überhaupt zu thun rathsam sei, den unglückseligen Verdacht der Verrätherei zu verscheuchen, der auf dem Berliner Kabinet laste, und dadurch selbst diejenigen anders zu stimmen, welche meine Ansicht theilten, so daß sie ihm Glauben schenkten in Hinsicht seines ehrlichen Zweckes und der Reinheit seiner Absichten."

Ich erwiederte, daß ich, was der Höfe Meinung beträfe, inkompetent sei, hierin irgend etwas zu anticipiren; in Beziehung auf das Publikum aber, wollte ich ihm aufrichtig sagen, was ich hierüber dächte. Ich hielte es nämlich für sehr schwierig, die gute Meinung wieder umzustoßen, welche sich in Folge der letzten Vorgänge zu Gunsten Preußens gebildet; allein meiner Ansicht nach müsse man es vermeiden, die bewußte Frage von Neuem aufzuregen. Deutschland ist leidend; die Tyrannei, welche

dasselbe bedrückt, ist unerträglich geworden; der grausame Usurpator, welcher sie ausübt, wird von Allen verabscheut. Es ist hinreichend, Preußen bewaffnet zu sehen, mit der offenbaren Absicht, so gehäuftem Jammer und Elend ein Ende zu machen, um alle Herzen für Sie zu gewinnen. Sie erzeigen mir die Ehre, mich um Rath zu fragen, es ist dieser: Lassen Sie die Vergangenheit auf sich beruhen; bieten Sie die Gegenwart in einer Weise dar, welche keinen Zweifel zuläßt über die Gerechtigkeit Ihrer Sache, die Bestimmtheit und Festigkeit Ihrer Entschlüsse, oder über die Weisheit Ihrer Maßregeln; zeigen Sie endlich die Zukunft unter einer Gestalt, welche durchaus jede Spur persönlichen Interesses entfernt, und ich will es übernehmen, nicht nur Bürgschaft zu leisten für die öffentliche Meinung, sondern auch für allgemeine Indulgenz und Vertrauen.

Diese Antwort schien ihn zu erfreuen. Er erwiederte: „Sie haben durchaus Recht, und wenn Sie uns jetzt verließen, nachdem Sie uns dies gesagt, so würde ich mir schon deshalb gratuliren, Sie gesehen zu haben. Wir werden Ihrem Rathe folgen, jedoch mit einer einzigen Einschränkung. Mit unseren Feinden nämlich müssen wir von der Vergangenheit reden. Wir haben ihnen zu viele gute Dinge zu erzählen; allein mit unseren Freunden und dem Publikum soll von derselben nicht wieder die Rede sein. Lassen Sie uns nun zuerst über die Gegenwart erklären. Sie sehen, was sich ereignet hat. Wir haben uns mit ungeheuren Kosten gerüstet, und werden diese Armee noch fortwährend vermehren müssen. Alle,

die in der Nachhut zurückgeblieben, haben bis zum letzten Regiment Befehl erhalten, zu marschiren. Unsere Absicht ist, einen kräftigen Krieg zu führen. Einmal ausgerüstet, soll uns kein Unglück, keine verlorene Schlacht zum Rückschritt bewegen. Uebrigens wird es uns nicht an Verbündeten fehlen. Der Kaiser von Rußland hat sich bereits erklärt, und zwar in einer Weise, die uns zu jeder Hoffnung von seiner Seite berechtigt. Frankreich hat nie eine Ahnung von unseren eigentlichen Verhältnissen zu diesem Souverain gehabt. Es ist aber ein solches, daß, wenn wir uns heute am Rande des Verderbens befänden, und der Kaiser gestern erst einen Vertrag mit Frankreich unterzeichnet hätte, von welcher Art er auch immer sein möchte, er uns doch mit seinen Hülfsquellen zur Hand sein würde. Ferner schmeicheln wir uns günstigen Gedeihens der mit England eingeleiteten Unterhandlungen. Ja, Sie werden vielleicht erstaunen, zu erfahren, daß es nach Briefen, die ich von Hamburg empfangen, scheint, als ob ein englischer Gesandter bereits hierher unterwegs sei. Was Oesterreich anbetrifft, so sind wir über dessen Theilnahme nicht hinlänglich unterrichtet, hegen aber doch die feste Ueberzeugung, von dessen freundschaftlicher Gesinnung. Sie kennen Wien besser, als ich; haben Sie mir in dieser Beziehung irgend eine befriedigende Nachricht, die Sie füglich mittheilen können, zu berichten, so würde ich Ihnen dafür sehr verbunden sein."

Ich erwiederte, daß, wenn er unter Wien die Absichten des dortigen Kabinets verstehe, er mit Unrecht glaube, daß ich besser unterrichtet sei, als er, es müsse

denn sein, daß er weniger davon wisse, als nichts. Ich sei zu keiner Zeit in die Regierungsgeheimnisse eingeweiht gewesen, und wenn ich früher auch einige Kenntnisse über den allgemeinen Stand der Dinge in jenem Lande besessen, so hätte eine lange Abwesenheit dieselben wieder verwischt. Wenn eine einfache Konjektur ausreiche, so würde ich mich stets an ein Prinzip halten, welches mir zu natürlich erschiene, als daß es nicht wohl begründet wäre, daß sich nämlich der Kaiser sicher keinen ehrenwerthen Mitteln entgegenstellen werde, die eine wünschenswerthe Veränderung der gegenwärtigen Lage Deutschlands und Europas beabsichtigten, insofern der dahin zweckende Plan sich nicht in einer Weise böte, daß das vorhandene Elend im Falle des Mißlingens, oder des geringsten Mißgeschickes nur verdoppelt werde. Was jedoch die schon gefaßten oder noch zu fassenden, und auf den gegenwärtigen Moment bezüglichen Beschlüsse anbeträfe, so wüßte ich davon so wenig, daß mir nicht einmal bekannt wäre, wie des Kaisers Kabinet das Unternehmen ansähe, in welches sich der König von Preußen eingelassen. Auch hegte ich eine so gute Meinung von den politischen Kombinationen des Berliner Kabinets, um nicht anzunehmen, daß dasselbe auf ganz andere Weise, als ich, von einem so wesentlichen Gegenstande, der so nothwendig zu den Bedingungen eines erfolgreichen Resultats gehöre, unterrichtet sei.

Ich bemerkte, daß ihn diese Antwort mehr in Verlegenheit brachte, als alles Andere, was ich während unserer bisherigen Unterhaltung geäußert hatte. Indessen hatte er sich zu bestimmt über die Ungewißheit ausgespro-

chen, die über diesem Hauptgegenstand schwebte, als daß er diesen seinen Schritt hätte rückgängig machen können; auch bewies die Aengstlichkeit, mit der er sich bemühte, von mir einige Kunde zu erlangen, wie höchst unvorbereitet er eigentlich war. Er sagte hierauf, man gehe so eben damit um, einen General von Bedeutung an den Wiener Hof zu senden; es sei die Ausführung dieses Plans bisher nur deshalb hinausgeschoben worden, um nicht unzeitig einen Allarm zu erregen, der die österreichische Regierung hätte kompromittiren können; auch sei ja der Krieg noch nicht erklärt, und der Plan des Feldzugs noch nicht entschieden entworfen; man habe jedoch in der Zwischenzeit dem Kaiser zu verstehen gegeben, daß er doch von seiner Seite irgend einen bedeutenden Offizier senden möge, indem man zugleich habe merken lassen, daß im Falle seine Wahl auf den General Stutterheim fallen solle, dies mit unseren Wünschen ganz übereinstimme. Sobald nun aber die eine oder andere dieser Missionen in Ordnung gebracht sei, werde man sogleich mit dem kaiserlichen Hof über die gegenwärtigen, wie die zukünftigen Pläne konferiren, und es werde in Zukunft von seinem Hofe nichts beschlossen werden, ohne des kaiserlichen Hofes vollkommenste und formellste Zustimmung. Es schiene ihm von äußerster Wichtigkeit, sich so bald als möglich über jede Maßregel zu verständigen, die zu einem entscheidenden Erfolge, wie er ihn voraussetze, erforderlich sein möchte.

Meine Erwiederung lautete: ich müsse mit dieser seiner Meinung so vollkommen übereinstimmen, daß ich in der That geglaubt, man habe sich schon seit längerer Zeit

mit diesen Fragen beschäftigt, und irgend eine darauf bezügliche Unterhandlung oder Diskussion eingeleitet. Ferner sei ich wegen Preußens bewährter Solidität in Hinsicht aller militairischen Pläne überzeugt, daß nichts mehr dazu beitragen könne, dem Kaiser Vertrauen einzuflößen, als eine genügende Kenntniß des beabsichtigten Vorhabens. In dieser Beziehung wie in vielen andern, sei meiner Ansicht nach nichts wesentlicher, als einen Plan zu haben, damit man mit Genauigkeit die Direktion ihres Marsches kenne. Dadurch würde Preußen eine festbestimmte Stellung gewinnen, und Andere ermuthigen, sich ihm anzuschließen.

Er erwiederte, es sei dies gerade einer der Gegenstände, die er mit mir zu besprechen am meisten gewünscht, und da ich mir sicher hierüber einige Ideen entworfen, so bitte er mich, sie ihm mitzutheilen, wogegen er mir nachher auch seine Ansichten über diesen Gegenstand nicht vorenthalten wolle. Ich ließ mich ohne Zögern in diese imaginaire Diskussion ein. Ich hatte in der That viel über die politischen Resultate dieses Kriegs nachgedacht, jedoch stets in der Voraussetzung, daß es ein allgemeiner werde, da ich im entgegengesetzten Falle nur Niederlage und Verzweiflung erwartete.

Während ich in Naumburg des Grafen Haugwitz Botschaft erwartete, hatte ich meine ganze Zeit darauf verwendet, meine Ideen über den zukünftigen Weg, welchen Deutschland einschlagen müsse, um fremdem Joche zu entgehen, zu Papier zu bringen. Deshalb war ich jetzt wegen einer Antwort nicht in Verlegenheit. Jedoch

hielt ich es aus mehreren Gründen für zweckdienlich, mich genau auf die Frage zu beschränken. Dies kündigte ich auch dem Grafen Haugwitz an, indem ich ihm sagte, daß ich mich in Beziehung auf eine vorläufige Prüfung der Wahrscheinlichkeit des Erfolgs nicht kompetent fühle, mich darauf einzulassen, und diesen Punkt ihm überlassen müsse, da ich präsumire, daß er sicher nicht ein so schwieriges, gewagtes Unternehmen begonnen, ohne alle Chancen desselben erwogen zu haben. Nach diesem entwickelte ich meinen Plan, von welchem ich hier nur einige charakteristische Umrisse entwerfen will.

Die Franzosen vom Rhein zu verjagen, sollte der Hauptzweck des Krieges sein, der einzige, an welchem ich Interesse nehmen könnte; sei dieser Plan vollführt, so handle es sich ferner darum, die gehässige Konföderation aufzulösen, die sich unter den Auspizien einer fremden, willkührlichen Macht gebildet, und dann erst zu prüfen, ob eine Wiederherstellung der frühern Konstitution des Reichs, mit solchen Modifikationen, wie sie die Umstände erforderten, jeder andern Insititution vorzuziehen sei.

Sollte diese Wiederherstellung als unausführbar befunden werden, so müsse man Deutschland in zwei große, durch eine immerwährende Allianz vereinigte Konföderation theilen: eine unter die Protektion Oesterreichs, und die andere unter die Preußens, deren Mitglieder jedoch alle ihre Souverainitätsrechte behalten sollten, jedoch unter der Restriktion eines gleichförmigen Militairsystems. Da es, was die Territorialbestimmungen anbeträfe, unmöglich sein würde, zu einer neuen Ordnung der Dinge zu gelan-

gen, ohne die eine oder andere Entziehung, so habe man darauf zu sehen, daß Baiern in Hinsicht des gegenwärtigen Standes der Dinge verantwortlicher sei, als irgend eine andere Macht in Deutschland, mit Ausnahme jedoch des Kurfürsten Erzkanzlers. Dieses müsse man auf seine früheren Besitzungen beschränken, höchstens mit Ausnahme von Bamberg, als Entschädigung für das Herzogthum Berg. Dies letztere müsse wieder mit Cleve vereinigt und Preußen gegeben werden, um das Gehässige zu beseitigen, daß ein fremder General inmitten von Deutschlands Fürsten seinen Sitz aufschlage, und um Düsseldorf und Wesel in die Hände derjenigen Macht zu bringen, welche ausdrücklich mit Vertheidigung des Nordens von Deutschland beauftragt sei. Ferner müsse man Tyrol und Voralberg dem früheren Besitzer wieder restituiren — da doch die Idee, das Haus Oesterreich dieser Länder zu berauben, für ein rechtliches Gefühl allzu empörend sei. Oesterreichs Grenzen in Italien müsse man ausdehnen bis an den Mincio, nicht als vollständige Maßregel für den neuen Plan von Italiens Organisirung (woran zu denken jetzt noch nicht die Zeit sei), sondern als durchaus nothwendige Bedingung.

„Was Deutschlands absolute Unabhängigkeit und eine permanente Ordnung von dessen Angelegenheit u. s. w. anbetrifft, bemerkte Graf Haugwitz, mit jenem heitern, wohlwollenden Wesen, welches alle, die mit ihm zu thun gehabt, kennen zu lernen Gelegenheit hatten, — so sind Ihre Worte ganz meine Gedanken, ja, ich möchte hinzufügen, es ist mir, als wären sie aus meinen Papieren.

Hier ist der Plan, nur mit einer geringen Veränderung. Wir haben den Rheinbund anerkannt, weil unsere Vorbereitungen noch nicht weit genug gediehen waren, um mit Frankreich zu brechen, und weil wir keinen entschiedenen Beweis der Treulosigkeit hatten, der doch nothwendig war, um des Königs Entschluß zu bestärken, — allein wir erkannten ihn unter dem ausdrücklichen Vorbehalt an, daß der Bildung einer Konföderation der nördlichen Staaten Deutschlands kein Hinderniß in den Weg gestellt werde. Diese Bedingung ist nicht erfüllt worden; übrigens will ich Ihnen nicht verhehlen, daß der Plan dieses Nordbundes nie ernstlich von mir gehegt, und eigentlich nur vorgeschoben wurde, um Zeit zu gewinnen. Siege sind uns vor Allem nöthig; erfreuen wir uns deren, so verspreche ich Ihnen, daß Sie nichts mehr vom Rheinbund, oder von Mürat hören sollen. Was die auf Territorialbegränzung bezüglichen Anordnungen betrifft, so stimme ich ebenfalls ganz mit Ihnen überein. Baiern soll die Zeche bezahlen; auch begreife ich, daß es rathsam ist, Preußen nach Frankreich zu nicht blos wieder auf den früheren Fuß zu setzen, sondern es sogar zu vergrößern — und ihm so eine Stellung zu verleihen, in welcher es wirksamer Oesterreichs rechte Flanke decken kann. Was die Restauration von Tyrol und die Erweiterung von Oesterreichs Gränzen nach Italien anbetrifft, so halte ich diese Maßregeln für die dringendsten von allen."

Unser Gespräch hatte bereits über zwei Stunden gewährt. Die überhandnehmende Finsterniß machte dies dem Grafen Haugwitz bemerklich. Hierauf sagte er, er

habe mir nach dieser allgemeinen Verständigung noch zwei wichtige Vorschläge zu machen: — erstens möchte ich ihm noch einige Tage mit meinem Rathe, und im Nothfall auch mit meiner Feder beistehen, und zweitens möchte ich, wenn ich im Besitz aller Informationen wieder nach Wien käme, einfach erzählen, was ich gesehen und gehört, um so dazu beizutragen, auch den letzten Schimmer des Verdachts zu vertilgen, insofern man überhaupt noch welchen hege.

Meine Antwort lautete dahin, daß ich, was den ersten Vorschlag anbeträfe, mich dem Ansuchen nicht entziehen wolle, insofern ich im Stande sei, hierin Genüge zu leisten, und sich mein Aufenthalt nicht über eine Woche verlängere. Was aber meine Reise nach Wien betreffe, so müsse ich bitten, mir zu gestatten, den desfallsigen Antrag abzulehnen. Ich hätte durchaus kein Recht, mich in so wichtige Geschäfte zu mischen, wenn ich nicht ausdrücklich dazu berufen würde; ich wüßte überhaupt nicht, wie man meinen Aufenthalt hier in Wien aufnehmen werde, da ich hierbei nur meinem eigenen Antriebe gefolgt wäre, der mir dies Unternehmen auf jede Gefahr hin anbefohlen. Mehr aber könne ich nicht wagen. Ueberdies werde sich der getreue Bericht, welchen ich jedenfalls von dem erstatten würde, was ich auf dieser meiner Reise erfahren, weit besser schriftlich machen, ohne dadurch Verhältnisse und Konjekturen anzuerkennen, zu denen mein plötzliches Wiedererscheinen in Wien unfehlbar Veranlassung geben würde.

Hiernach war vom zweiten Vorschlag nicht weiter die Rede, und Graf Haugwitz kehrte zum ersten Theil seines Vorschlags zurück. Er verkündigte mir, daß er mich vor allen Dingen ersuchen wolle, mich mit der Revision eines Manifestes zu beauftragen, welches Hr. Lombard verfaßt, sowie auch dies Dokument ins Deutsche zu übertragen. Er versicherte, Lombard sei ganz der Mann, wie ich mir ihn wünschen könne, bereit, jede Bemerkung und Kritik anzunehmen, die ich für gut befinden würde, sowie auch sich jeder Veränderung zu unterziehen, welche ich für nothwendig erachten sollte. Dann bat er mich, einen Artikel zu schreiben, als Antwort auf die von den französischen Journalen unter fingirtem Datum aus Dresden und Kassel veröffentlichten, in Beziehung auf die Stellung dieser beiden Höfe und deren Verhältnisse zu Preußen.

Nach Hause zurückgekehrt, notirte ich mir Alles in der Kürze, wie man es eben gelesen. Sodann aber durchlas ich die Papiere, welche mir Graf Haugwitz anvertraut, und brachte später den Artikel über die beiden kurfürstlichen Höfe zu Papier, wie er in der Erfurter Zeitung vom 7. Oktober abgedruckt worden ist.

Um 9 Uhr Abends ging ich zum Marquis Lucchesini. Da in Erfurt Jedermann sehr früh zu Bett ging, so hatte er mich ein für allemal eingeladen, jeden Abend mit ihm tête à tête zuzubringen. Mit größter Bereitwilligkeit machte ich von dieser Erlaubniß Gebrauch. Ich kannte den Grafen Haugwitz, und wußte, wie ich die mit ihm gehabte Unterredung im Allgemeinen zu nehmen

hatte. Mehr als ein Beweggund lag für ihn vor, die Geschichte des vergangenen und gegenwärtigen Zustands der Dinge in glänzendem und günstigem Lichte erscheinen zu lassen. Was er mir eröffnet und erzählt, hatte mich, anstatt zu befriedigen, nur begieriger nach wirklicher Aufklärung gemacht. Auch wußte ich sehr gut, daß des Marquis Lucchesini Berichte nichts weniger als ein Evangelium seien. Allein es waren doch auf diese Weise immer noch mehr Chancen vorhanden, zwischen den beiden falschen Versionen zur Wahrheit zu gelangen, zumal ich wußte, daß der letztere Minister nichts weniger als ein Busenfreund des Grafen Haugwitz sei. Ich kannte ihn von früher her sehr genau, und war so im Stande, ihn nach Wunsch zu befragen. Was aber den Punkt betraf, der mich am meisten interessirte (nämlich vollständige Kenntniß der Beweggründe, welche den plötzlichen Beginn der Feindseligkeiten von Seiten Preußens veranlaßt hatten), so war ich sicher, hierüber im Laufe der Unterhaltung ins Klare zu kommen. Dies waren die Gründe, weßhalb ich die Abende bei Herrn Lucchesini als eine Quelle vortrefflicher Informationen betrachtete.

Die erste Unterhaltung bezog sich durchaus auf die Geschichte dessen, was sich in Paris ereignet, und den Bruch mit Preußen zur Folge gehabt hatte. Auch Lucchesini bestärkte mich in der Meinung, die über den Vertrag von Wien und Paris zu bilden, mich Graf Haugwitz befähigt hatte. (Späterhin bot er mir, wie man nachher sehen wird, noch detaillirteren Bericht.) Er versicherte, daß er selbst seit geraumer Zeit einen Krieg mit Frankreich

für unvermeidlich gehalten habe. Er wußte mit Bestimmtheit, daß die Restitution Hannovers vom ersten Beginn der Unterhandlungen mit England der englischen Regierung ganz anheim gestellt worden war. In Berlin hatte man ihm dies nicht glauben wollen. Dieser Schritt, gerade in einem Augenblick gethan, wo Laforêt Befehl erhalten, dem Berliner Kabinet anzuliegen, die Maßregeln zu vervollständigen, derentwegen er akkreditirt worden, erschienen in so treulosem Lichte, daß selbst diejenigen, welche die französische Regierung vollkommen kannten, dieser Nachricht kaum Glauben beimessen konnten. Herrn von Oubrils Unterhandlungen warfen ein neues Licht über die Pläne und geheimen Absichten dieser Regierung. Der am 20. Juli unterzeichnete Vertrag enthielt zwei geheime Artikel, von denen der eine auf die Kompensation des Königs von Neapel wegen der Balearischen Inseln Bezug hatte, und der andre als Nachschrift zum Artikel 8. die Erklärung enthielt, daß Frankreich und Rußland vereint den König von Preußen veranlassen sollten, Frieden zu schließen mit dem König von Schweden, ohne von diesem Souverain Schwedisch-Pommern als Opfer zu verlangen.

Sicher konnte den König von Preußen nichts mehr verletzen, als diese unverschämte Klausel, der zufolge man ihm einen Plan unterschob, gegen welchen er immer protestirt hatte, und den er sogar zurückgewiesen, als Frankreich denselben in Vorschlag gebracht hatte. Was aber diesen Artikel noch anstößiger machte, war, daß Napoleon, als er von seinen künftigen Plänen sprach, zu wiederholten Malen geäußert hatte: „Dieser König von Schweden

ist ein rechtlicher Mann. Ich werde mich nicht blos darauf beschränken, ihm sein Land zu retten, sondern auch versuchen, es zu vergrößern." Während der Konferenzen mit Dubril hatten sich die französischen Unterhändler stets dahin geäußert, daß, wenn der Kaiser von Rußland sein Gebiet in Polen auszudehnen wünsche, sie ohne weitere Schwierigkeit darein willigen würden. Lucchesini zufolge war vom Kabinet der Tuillerien hauptsächlich deswegen zu dem geheimen Theile des Vertrags die Hinzufügung eines förmlichen Artikels nicht gefordert worden; und endlich war vor Lauderdales Abreise nach Paris eine neue Erklärung gegen die englische Regierung erfolgt, dahin lautend, daß Frankreich seine Unterstützung zur Restauration des Kurfürstenthums darbieten wolle. Napoleon schmeichelte sich hierbei, daß er, im Verein mit dem Kaiser von Rußland, den König von Preußen bewegen werde, Hannover aufzugeben. An eine Restitution der abgetretenen Provinzen ward gar nicht gedacht. „Irgend eine nichtssagende Entschädigung, sagte der Marquis, war Alles, was sie je für ihn im Sinne gehabt, und jeder Tag offenbarte den Plan deutlicher, ihn direkt zu opfern, und den Untergang seiner Monarchie vorzubereiten." Dies war das Wesentliche der Information, die er vor einigen Monaten seinem Hofe überbracht hatte. Aber vor Allem entschieden die beiden Berichte, welche der Marquis am 22. und 29. Juli erstattete, vereint mit den dem Kurfürsten von Hessen gemachten Vorschlägen, und die feindlichen Maßregeln gegen den Prinzen von Oranien, den König für den Krieg.

Mehr als einmal fühlte ich mich während dieser Erzählung versucht, die Frage aufzuwerfen, ob denn alles dies hinreichende Beweggründe für den Entschluß seien, so plötzlich mit Frankreich zu brechen, allein es schien mir doch klüger, diese Frage zu verschieben. Leicht hätte ich sonst dem Marquis Dinge sagen können, die ihn in Verlegenheit gebracht, oder ihn gegen mich kühl gemacht hätten; allein das durfte ich nicht, da ich, bevor es zur Diskussion kam, erst vollständig unterrichtet sein wollte. Er erzählte mir hierauf die Geschichte seiner Rückberufung. Die französische Regierung hatte eine seiner Botschaften aufgefangen (verschiedener Umstände halber glaube ich, daß dies von seiner Seite beabsichtigt worden), und die Zurückberufung des Herrn Lucchesini verlangt. Laforêt hatte den Befehl, zu erklären, daß er, im Falle diesem Gesuch nicht auf der Stelle gewillfahrt werde, für nichts stehe. Indessen war der Berliner Hof, wie mir Graf Haugwitz bereits erzählt, sehr über diesen Lärm erfreut. Nichts schien ihm zur Verbergung seiner Pläne günstiger zu sein, und Hr. v. Knobelsdorf, bekannt als einer von Napoleons eifrigsten Anhängern, sowie auch als ein Vertheidiger des Friedenssystems, ward ausdrücklich gewählt, um die Franzosen hinter das Licht zu führen.

Das Merkwürdigste bei dieser letzten Maßregel blieb jedoch (es war dies eines der Stratageme des Grafen Haugwitz), daß Hr. v. Knobelsdorf selbst düpirt ward. Er bildete sich im völligen Ernste ein, man habe ihn nach Paris gesandt, um durch seinen persönlichen Kredit das gute Einverständniß wieder herzustellen. Nichts ahnend,

kam er dort an, mit der festen Ueberzeugung, in wenigen Tagen jede Schwierigkeit aus dem Wege geräumt zu haben, und war sogar so thöricht, zu wähnen, seine Instruktionen seien dem Marquis Lucchesini, in welchem er nur einen in Ungnade gefallenen Minister sah, unbekannt. Deshalb verhehlte er sie auch sorgsam vor ihm, und wenn letzterer vollkommene Unkenntniß erheuchelnd, ihm erzählte, daß er glaube, seine Instruktionen gingen dahin, den Rückzug der französischen Truppen zu verlangen, stimmte der andre bei, hinzufügend, er halte es für nicht schwer, des Kaisers Zustimmung hierzu zu erlangen. Gleich in der ersten Audienz wandte sich Napoleon mit folgenden Worten an Herrn v. Knobelsdorf: „Ich bin sehr erfreut, Sie hier zu sehen; ich liebe schlichte, gerade Männer wie Sie; allein mit Ihrem Hofe bin ich sehr unzufrieden. Was bedeutet das Einmischen in die Angelegenheiten der nördlichen Konföderation; weßhalb bekümmert man sich um das längere Verweilen meiner Truppen in Deutschland?"

Herr v. Knobelsdorf wünschte, begreiflich zu machen, daß es auch nicht im entferntesten des Königs Absicht sei, den Kaiser zu beleidigen; daß es ihm aber doch wünschenswerth erscheine, wenn dem Verweilen der französischen Truppen in Deutschland irgend eine Gränze gesetzt werde. Darauf äußerte Napoleon sehr aufgebracht und leidenschaftlich: „Was! Wissen Sie denn nicht, daß ich Cattaro nöthig habe und es auch haben will? Auch nicht ein Mann soll über den Rhein, ehe dieser mein Wille vollführt ist. Was die armseligen 7000 bis 8000 Mann anbetrifft, welche an der Gränze von Westphalen stehen,

so werde ich Mittel finden, über sie zu verfügen; aber vor Allem ist es nothwendig, daß Ihr König entwaffnet und vollständig entwaffnet, und alle Ihre Truppen auf Friedensfuß gestellt werden." Knobelsdorf war nicht wenig bestürzt, als er diese Worte vernahm; da er jedoch am nächsten Morgen ein Geschenk von vier Pferden mit einem Wagen erhielt, ein Umstand, dessen sich bisher noch Niemand, außer dem türkischen Gesandten, zu erfreuen gehabt, glaubte er, wieder auf dem Gipfel der Gunst zu stehen. Er schrieb an seine Frau, sie möge nur ganz unbesorgt sein, an Krieg sei gar nicht zu denken; und als Napoleon zur Armee abging, fragte er sogar bei seinem Hofe an, ob er ihn nicht auf seiner Reise begleiten solle.

Als der Marquis Lucchesini Paris verließ, hatte er beim Abschied eine ziemlich lange Audienz, die ganz ruhig verlief. Napoleon sprach unaufhörlich mit ihm von seinen Plänen zum Besten der Menschheit, hinzufügend, man möge ihn nur ruhig gewähren lassen, und Europa werde sich bald in der wünschenswerthesten Lage befinden. Die Unterhandlungen mit England betreffend, bemerkte er: „Ich weiß recht wohl, daß Lord Lauderdale nichts ist, als einer meiner Pariser Spione. Längst hätte ich ihn schon seiner Geschäfte enthoben, aber die Minister wollen darein nicht willigen." Hierauf bat Lucchesini den Herrn von Talleyrand (mit welchem er bis zuletzt auf gutem Fuß gestanden), ihm eine Erklärung dieser Maßregel zu geben, und erfuhr nun, daß in der That beide, sowohl er als Champagny, dem Kaiser erklärt hatten, es sei, im Falle ein neuer Kontinentalkrieg ausbrechen solle, durchaus

nothwendig, wenigstens den Schein einer Unterhandlung mit England zu retten, um das Volk nicht in Unruhe und Furcht zu versetzen. Er ertheilte ihm bei dieser Gelegenheit die Versicherung, und wiederholte diese späterhin noch öfters, daß ein Krieg mit England in der That das Einzige sei, woran das französische Publikum Interesse nehme, in sofern, als die Uebel, die durch ihn über das Land verhängt würden, immerfort gefühlt würden, und kein Wunsch würde in allen Klassen und Ständen aufrichtiger gehegt, als der, solch einem Kriege ein Ende zu machen. Wenn in Paris die Rede sei von Frieden, so wäre Friede mit England das allgemeine Verlangen; alle andern Friedensschlüsse seien dem Publikum so gleichgültig wie Bonapartes Siege und Eroberungen. Auch sei, wie er ihm ferner sagte, die Unterhandlung mit England in der That ziemlich vorgerückt gewesen. Malta und das Kap waren bewilligt. Einige Schwierigkeiten hatten in Hinsicht Surinams obgewaltet, das aber am Ende auch aufgegeben wurde; allein der große Felsen, an welchem sie zersplitterten, war Sicilien; hierüber waren beide Theile gleich fest, und schien man von keiner Seite nachgeben zu wollen.

Uebrigens glaubte der Marquis Lucchesini, daß, wenn man auch über diesen Punkt übereingekommen, zwei große Schwierigkeiten noch im letzten Akt der Unterhandlungen entstehen würden. Die französische Regierung würde nämlich als einen Ehrenpunkt einige Modifikationen der bisher obwaltenden Seerechtsprinzipien gefordert haben, zu denen England sicher seine Zustimmung nie geben werde.

Auf der andern Seite müßten, trotz des großen Leichtsinns, mit welchem Frankreich stets die Frage einer Restitution Hannovers betrachtet habe, sich gerade über diesen Punkt beträchtliche und ernstliche Bedenklichkeiten erheben. Denn die englische Regierung würde nicht mit einem einfachen Konsens von Seiten Frankreichs zufrieden sein, sondern eine mit aller Förmlichkeit geleistete Garantie verlangen, und eine solche sei, wie die Dinge jetzt stünden, ohne einen Krieg mit Preußen, nicht möglich. Einen Augenblick schmeichelte sich Napoleon, es werde sich vielleicht durch des Kaisers von Rußland Vermittlung irgend ein Arrangement treffen lassen; allein diese Berechnungen waren ebenso falsch, wie die meisten von denen, welche man auf diesen Monarchen bezüglich gemacht hatte.

Montag den 6. October. — Um 10 Uhr Morgens begab ich mich zu Herrn Lombard, da ihm seine Gesundheit nicht gestattete, auszugehen. Ich fand ihn in einem bemitleidungswerthen Zustand, an Händen und Füßen gelähmt, und nur mit großer Mühe im Stande, von einem Stuhl zum andern geschafft zu werden. Allein sein Geist hatte die ganze frühere Frische bewahrt, und weder sein Einfluß, noch seine Bedeutsamkeit hatten sich in der letzten Zeit vermindert. Er war weit mehr Minister, als Graf Haugwitz, der durchaus zu keiner wichtigen Maßregel schritt, ohne zuvor Herrn Lombards Zustimmung erlangt zu haben, und mehr als einmal habe ich gehört, wie letzterer zu seinem Bruder Peter, des Ministers Günstling und Privatsekretair, sagte: „Sage doch dem Grafen

Haugwitz, ich hätte ihm diesen Abend etwas mitzutheilen. — Vergiß nicht, daß Graf Haugwitz morgen früh zu mir kommt." Auch er empfing mich sehr freundschaftlich. Früher waren wir ziemlich vertraut gewesen; allein während der letzten drei Jahre meines Aufenthaltes in Berlin von einander abgekommen, da ich mich mit seinen verderbten Prinzipien und seinem halsstarrigen Benehmen nicht vertragen konnte; und so mochten es nun wohl sieben Jahre sein, seitdem wir uns nicht gesehen. Als ich hereintrat: rief er aus; „Hier zum wenigsten sind wir Freunde; glauben Sie mirs, im Herzen waren wir es immer, mehr als Sie je gedacht. — Wir mögen verschiedner Ansicht gewesen sein über die Methode, aber nicht über das Objekt. Ich konnte mich so lange nicht für den Krieg entscheiden, oder dem Könige rathen, ihn zu unternehmen, als die Nation dieser Maßregel heftig entgegen war. Jetzt ist es allgemeiner Wunsch, und keine Seele hegt andere Gefühle." Er sprach hierauf von seinem Manifest, und meinte, es sei bereits seit einer Woche vollendet; seitdem er aber erfahren, daß der König mich berufen, habe er nicht eher etwas Weiteres damit vornehmen wollen, als bis er meine Meinung über das Dokument vernommen. Hierbei überreichte er mir als Einleitung zu dem Manifest einen Brief, welchen er in des Königs Namen an den Kaiser Napoleon geschrieben, und welcher letzterem mit Knobelsdorfs Ultimatum präsentirt worden war. Hierzu fügte er einen Brief von Napoleon an den König, von früherem Datum, wenn ich nicht irre, vom 22. September. Diese Papiere hat

er mich, zu Hause zu lesen, und nach dem Essen zu ihm zurückzukehren, um ihm meine Meinung darüber zu sagen, und dann zur Prüfung des Manifests zu schreiten. Ich übergehe verschiedene interessante Anekdoten, die er während dieser ersten Unterhaltung erzählte, da wir später noch eine zweite hatten, bei welcher Gelegenheit er auf dieselben noch näher anspielte; ihnen allen wird der gehörige Platz angewiesen werden.

Nach Hause zurückgekehrt, las ich sogleich den Brief an Napoleon; war aber nicht sehr davon erbaut. Das Dokument war entsetzlich lang, und enthielt zum größten Theile Klagen und Auslegungen, die wiederum im Manifest erschienen, und in einem so geschwätzigen, familiären, ja fast indecenten Tone geschrieben waren, daß ich erschrack. Mir schien es, als sei der König durch diesen Brief mehr kompromittirt, als gerechtfertigt. Man konnte von demselben dasselbe sagen, was Rivarol von Mirabeaus berüchtigter Adresse an Ludwig XVI., welche darauf antrug, die Truppen von Paris zu entfernen, „er enthält zu viel Liebe für eine solche Drohung, und zu viel Drohung für so viel Liebe." Ich konnte mir es nicht verhehlen, daß Napoleons Brief — (nicht im Styl des Bonapartistischen Kabinets, sondern im besten Style aus Talleyrands Büreau geschrieben) von weit richtigerem Gefühle und größerer Würde zeugte. Die Quintessenz dieses Briefes war, daß ein Krieg zwischen Frankreich und Preußen eine politische Monstrosität sein würde, da doch beide Staaten darauf hingewiesen wären, im vollkommensten Einverständniß zu leben.

Ich dinirte mit Graf Haugwitz, M. Lucchesini und seinem jüngern Sohn, dem Grafen Görtz, und dem Baron Waitz, dem hessischen Gesandten. Graf Haugwitz erzählte mir vor dem Essen, daß er den Artikel, welchen ich den Tag zuvor in Betreff der beiden kurfürstlichen Höfe geschrieben, vor dem Abdruck den beiden Gesandten dieser Höfe mitgetheilt habe, und daß sie ganz damit zufrieden seien. Ich hatte keine Zeit, mich mit ihm auf weitere Erörterungen einzulassen; aber da ich während des Essens über das Zweifelhafte in dem Benehmen des Kurfürsten von Hessen, oder vielmehr des Herrn von Waitz näher nachgedacht, von welchem ich wußte, daß er dem preußischen Bündniß nicht sehr zugethan, und für einen Krieg ebenfalls nicht günstig gestimmt sei, so verfehlte ich nicht, diese meine Beobachtungen nach dem Essen dem Marquis Lucchesini mitzutheilen. Ich bekannte ihm, daß mir des Herrn von Waitz fingirte Satisfaktion verdächtig erscheine, und beharrte um so mehr bei dieser Bemerkung, als ich seit einigen Tagen zu bemerken Ursache zu haben glaubte, daß es Zweck war, die absolute Verbindung mit Hessen zu verhehlen, und man in der That mit dem Kurfürsten weit vertrauter stand, als man Lust hatte, dies zu zeigen. Allein der Marquis versicherte aufs Positivste, daß mein Verdacht ungegründet; daß der Kurfürst von Hessen aller Neutralitätsdemonstrationen zum Trotz mit Herz und Seele für ihr Interesse sei; und wenn er zu schwanken geschienen, so könne der Grund nur etwas habsüchtiger Natur gewesen sein, um nämlich bei einer Unterhandlung auf seine eigne Rechnung sich Englands Subsidien nicht ent-

gehen zu lassen. „Uebrigens, fügte er hinzu, machen Sie sich doch, was den in Frage stehenden Artikel betrifft, ja kein Gewissen daraus; man muß diese Herren zum Handeln zwingen, wenn sie nicht von selbst kommen wollen.“

Um 4 Uhr kehrte ich zu Herrn Lombard zurück; ich hatte mir vorgenommen, meine Ideen über den Brief an Napoleon nicht zu verhehlen, und äußerte mich daher durchaus freimüthig. Er nahm dies ziemlich gut auf, versuchte eine etwas ärmliche Vertheidigung, und begnügte sich endlich mit der Versicherung, daß ich im Manifeste weniger Fehler finden würde. Dies las er mir nun vor, und ich fand es in der That weit besser, als den Brief, und als ich erwartet hatte; indessen vollkommen befriedigt war ich doch nicht, obwohl ich einsah, daß die Aufgabe große Schwierigkeiten bot. Preußen befand sich in einem merkwürdigen Dilemma; seine besten Argumente waren wie zweischneidige Messer, die den, der sie führt, selbst verwunden. War es dessen Absicht, sich gegen Frankreich der zahllosen Opfer zu rühmen, die es an Menschen und Prinzipien gebracht, so riskirte es, sich in Europas Meinung herabzusetzen; hegte es dagegen den Wunsch, sich wieder in Europas Meinung zu heben, so mußte es damit zugleich anerkennen, daß es Frankreich beständig getäuscht. Ein offnes Geständniß der Ungerechtigkeit, eine Art von Retraktation war vielleicht das einzige Mittel, den doppelten Stein des Anstoßes zu vermeiden. Allein da die Minister, welche das doppelte Manifest publicirten, dieselben waren, welche die Politik desselben seit vielen Jahren geleitet hatten, so konnte man von ihnen nicht erwar-

ten, daß sie einen derartigen Schritt thun würden. Einige glänzende Phrasen, ohne viel Zusammenhang und Bedeutung, ein kurzgefaßter Styl, ein epigrammatisches System waren die einzigen Hülfsquellen, die dem Verfasser dieses Artikels verblieben. Und berücksichtigt man daher nun die gebrechliche Grundlage, auf welcher das Werk errichtet werden mußte, so wäre es ungerecht zu leugnen, daß die ganze Komposition kein unbedeutendes Talent verrieth.

Nach Beendigung dieser ersten Vorlesung schlug er mir vor, den Gegenstand artikelweis zu besprechen. Willig nahm er die verschiednen Winke und Fingerzeige an, die ich mir erlauben zu müssen glaubte. In der That zeugten auch viele Stellen von dem indecenten Tone, der mir in dem Briefe so aufgefallen war; sie wurden gestrichen, oder modificirt. Er bat mich, die Feder zur Hand zu nehmen, und genau den Styl zu bezeichnen, den ich dem seinigen zu substituiren wünsche. Dies aber war auch die einzige Operation, vermittelst welcher ich gewissen Stellen des Manifestes direkt meinen Beistand lieh. Der Paragraph, welcher sich auf die Ermordung des Herzogs von Enghien bezog, war fast ganz in der Weise abgefaßt, die mir im Briefe so zuwider gewesen war; er veränderte ihn nach meinem Rathe. Allein hierbei beschränkte ich mich nicht blos auf eine reine Kritik der Autorschaft, sondern fragte ihn, ob er auch durchaus überlegt, welches Fundament diese Beschuldigung habe. Dies und noch einige Beispiele ähnlicher Tendenz, sagte ich, sind das Signal zu einem Krieg auf Leben und Tod; und wie persönlich befriedigend es auch immer sein mag, Verbrechen ans Licht

gebracht zu sehen, gegen welche die Feigheit unserer Zeit zu nachsichtig gewesen, so bitte ich Sie doch sehr, die Sache vom Gesichtspunkte des Staatsmanns aus zu betrachten, Ihres Tadels auch durchaus gewiß zu sein, und den Sieg in beiden Händen zu haben, ehe Sie sich solcher Sprache in einem diplomatischen Dokument bedienen. Dieselbe Bemerkung wendete ich noch auf andere Stellen an; so war z. B. ein Artikel darunter, wo man sich gegen Napoleon der Bemühungen rühmte, Ludwig XVIII. dahin zu bringen, seinen Rechten auf die Krone zu entsagen. Ich stellte Lombard vor, wie sehr es in Preußens Interesse liege, diesen abscheulichen Vorschlag zu vergessen. Die Stelle ward zwar weggelassen, allein während der Diskussion offenbarte sich die Kollision zweier großer Interessen. Um Napoleons Unrecht hervorzuheben, konnte man unmöglich zu viel Gewicht auf die Beweise der Ergebenheit und Unterwerfung legen, welche Preußen so reichlich gespendet. Dagegen konnte man aber, um Preußens Sache den ehrenwerthen Zeitgenossen vom glänzendsten Gesichtspunkt aus zu zeigen, wieder nicht genug bemüht sein, die Erinnerung von dessen langer Willfährigkeit gegen den gemeinsamen Feind Europas zu verwischen.

Lombard und das Berliner Kabinet waren aus leicht zu errathenden Gründen Vertheidiger der ersten Maßregel. Ich gab der zweiten den Vorzug. Indessen waren sie nicht so blind, um zu verkennen, daß sie auf Dornen wandelten. Unter andern merkwürdigen Erscheinungen, die aus diesen widersprechenden Interessen entsprangen, fühle ich mich veranlaßt, besonders eine zu erwähnen, da

sie mir ganz besonders zur Charakterisirung des Zweideutigen in ihrer Stellung beizutragen scheint. Nichts hatte wohl in der That ein gehässigeres Licht geworfen, als jene Allianz mit Napoleon. Andererseits war aber gerade dieser Umstand in den Augen derer, welche das alte preussische System billigten, ganz dazu geignet, die Ungerechtigkeit gegen Napoleon zu steigern. Demzufolge machte auch Lombard den Vorschlag, das, was im französischen Original mit dem Namen Alliance bezeichnet war, in der deutschen Uebersetzung des Manifests ganz einfach Traktat zu benennen; und obgleich er zuletzt einsah, daß dies Stratagem doch mißglücken könne, und zwar durch die bloße Konfrontirung beider Texte, so deuteten doch hinreichende Spuren von manchen Stellen der Deklaration darauf hin, daß er Werth darauf lege.

An dem Abschnitt des Manifests, welcher Preußens Rechtfertigung in Beziehung auf die Verträge von Wien und Paris enthielt, weigerte ich mich mit Bestimmtheit, Antheil zu nehmen, oder auch nur die Art und Weise der Darstellung zu kritisiren. Ich wiederholte gegen Lombard, was ich stets gegen den Grafen Haugwitz und Marquis Lucchesini erklärt hatte, daß mir diese Verträge zu unverzeihlich erschienen, als daß ich mich dazu verstehen könne, sie irgend zu entschuldigen, und so die Basis derselben anzuerkennen. Auch kam eine Stelle, in welcher die Prinzipien der englischen Regierung in Beziehung auf die neutrale Schifffahrt direkt angegriffen wurden. Ich setzte das Thörichte dieser Tirade in einem Augenblicke, wo es höchst wünschenswerth war, sich England geneigt zu machen, aus-

einander, und war eben im Begriff, auch die Nutzlosigkeit dieses Ausfalls zu beweisen, als sich H. Lombard kurz entschloß, die Stelle zu streichen. Die schwierigste und stürmischste Periode unserer langen Debatte war die Besprechung des Schlusses der Rede. Nach den auf den Kaiser von Rußland bezüglichen Worten kam eine ziemlich lange Stelle, welche, ohne Oesterreich zu nennen, doch in einer Weise darauf anspielte, daß Niemand dasselbe verkennen konnte. Der Sinn dieser merkwürdigen Anspielung war, der Kaiser möge Preußen doch wenigstens mit seinen besten Wünschen unterstützen, wenn er keinen bessern Beistand leisten könne. Gleich anfangs war ich mit dieser Stelle so unzufrieden, daß ich entschlossen war, sie jedenfalls zu streichen. Ich stellte Lombard vor, wie undelikat es sei, aus freien Stücken eine Macht zu kompromittiren, die eine solche Verlegenheit durchaus nicht wünschen könne, und berief mich dabei auf Preußens absolute Interessen, die doch sicher nicht dazu rathen könnten, sich durch eine so offenbare Verletzung den Wiener Hof zu entfremden.

Allein ich stieß bei dieser Gelegenheit auf einen hartnäckigeren Widerstand, als bei allen vorangehenden Unterhandlungen, und Lombard nahm endlich sogar zu dem Einwand seine Zuflucht, der König habe dies selbst so gewünscht. Ich sah jetzt klarer ein, als je, daß, um hier zu siegen, größtmögliche Festigkeit unumgänglich nothwendig sei. So erklärte ich denn gerade heraus, daß, wenn diese Stelle nicht gestrichen werde, ich mich nicht allein zur Theilnahme an der Ausarbeitung des Manifests nicht

entschließen könne, sondern dasselbe auch durchaus desavouiren werde; daß ich mich ferner in die Nothwendigkeit versetzt sähe, Erfurt noch in dieser Nacht zu verlassen, nachdem ich dem König zuvor brieflich die Gründe vorgelegt, welche mich zu dieser plötzlichen Abreise bewogen hätten. Erstaunt sah er mich an, und nach kurzem Ueberlegen ergriff er heftig die Feder, und strich das Ganze durch.

So saßen wir bis 9 Uhr. Das an diesem Abend besprochene Dokument war von äußerster Wichtigkeit. Es sollte Preußens künftiges Schicksal bestimmen, und dennoch hing dessen Ausführung, Modificirung, ja selbst Vernichtung ganz allein von Herrn Lombard ab. Weder Graf Haugwitz, noch sonst Jemand ward dabei zu Rathe gezogen, das Manifest blieb, wie es aus unseren Händen gegangen, und der König sah es nicht eher, als bis es gedruckt und publicirt ward.

Nachdem die Korrekturarbeiten vollendet, that mir Lombard kund, der König erwarte die Veröffentlichung des Manifests mit Ungeduld; er sei nicht gesonnen, das Schwert eher zu ziehen, bevor er seine Beweggründe dazu erklärt, so daß ich durch Beschleunigung der Uebersetzung einen großen Dienst erzeigen würde. Nach Hause zurückgekehrt, ging ich daher sogleich ans Werk, und um 8 Uhr des nächsten Morgens war die Arbeit vollendet.

Dienstag den 7. Oktober. Ich sah heute Morgen verschiedene von den in Erfurt versammelten Personen, und unter Andern viele Offiziere aus des Königs Gefolge. Ich darf es sagen, denn es ist der Wahrheit getreu, daß

fast alle Bekannte, denen ich auf der Straße begegnete, mich mit dem Kompliment begrüßten: „Gott sei Dank, daß Sie hier sind! nun können wir doch wenigstens jetzt nicht mehr zum Besten gehalten werden."

Während ich darüber nachdachte, was in einer Lage, wo solche Garantieen erfordert wurden, um Unruhe und Argwohn zu beruhigen, am meisten zu fürchten sei, begann ich zugleich zu vermuthen, daß die Wirkung, welche meine Gegenwart hervorbrachte, wahrscheinlich der Beweggrund gewesen sei, durch welchen bewogen der Minister mich eingeladen. Mancherlei Umstände bestätigten später diese meine Ansicht.

Nach dem Diner beim Grafen Haugwitz hatte ich eine abermalige Unterredung mit diesem. Es war ihm eine Botschaft vom Grafen Finkenstein zugekommen. Da der Kaiser zur Zeit der letzten Kommunikationen Preußens von Wien abwesend gewesen war, so hatte Graf Finkenstein noch keine positive Antwort erhalten. Graf Haugwitz brachte hierauf den Plan einer militairischen Mission von Neuem in Anregung. Ich befand mich, als er diesen Gegenstand berührte, in nicht geringer Verlegenheit, denn einerseits zitterte ich bei dem Gedanken, daß sich Preußen allein in diesen gigantischen, furchtbaren Kampf einlassen solle. Ich berechnete die Folgen für dies Königreich und die anderen Mächte, und war überzeugt, daß es ohne Oesterreichs Hülfe nicht sicher in den Hafen gelangen könne; andererseits fühlte ich mich aber nichts weniger als befugt, Maßregeln anzuregen oder anzuempfehlen, durch welche der Wiener Hof beunruhigt oder kompromittirt

werden konnte, indem ich aus verschiedenen, bereits offenbaren Andeutungen schloß, daß der Kaiser es nicht für geeignet erachten werde, an dem Kriege Theil zu nehmen, und daß es weit mehr meine Pflicht sei, so weit als möglich Alles zu entfernen, was sich diesem seinem Entschlusse entgegensetze. Zum Glück (für mich, meine ich) schien Graf Haugwitz so ganz von Oesterreichs günstiger Stimmung überzeugt, und über die künftigen Beschlüsse dieser Macht so durchaus beruhigt zu sein, daß ich nur die Rolle zu spielen brauchte, die er mir selbst zuwies. Da nun von seiner Seite nichts darauf hindeutete, eine so besprochene militairische Mission für durchaus dringend zu erachten, so hielt ich mich für gerechtfertigt, die Sache ebenso anzusehen, meine wirkliche Meinung über diesen Gegenstand mochte nun gewesen sein, welche sie wolle. Gegen mein Erwarten schien die Wahl auf General Phull zu fallen, vielleicht wohl, um damit zugleich den geheimen Wunsch zu erreichen, ihn von der Armee zu entfernen, wo er sich nicht gut mit dem Herzog von Braunschweig vertrug, während ich fast gewiß wußte, daß der König den Grafen Götzen vorzog. Diese Gelegenheit ergriff ich, meine Meinung dahin zu äußern, daß ich den General Phull trotz der hohen Idee, welche ich von seinen militairischen Kenntnissen hege, und meiner persönlichen Hochachtung gegen ihn, doch nicht für eine solche Mission geeignet halte, und zwar hauptsächlich wegen seiner allzugroßen Heftigkeit. Aus der Art und Weise, mit welcher Graf Haugwitz diese Bemerkung entgegen nahm, konnte ich ersehen, daß dies Thema noch bei weitem nicht reiflich

genug überlegt sei. Er sprach hierauf mit mir von Rußland, und äußerte, ich könnte mich überzeugt halten, daß der Kaiser zu keiner Zeit günstiger für den Krieg gestimmt gewesen, daß er ihn eifriger als selbst Preußen wünsche, und daß er, ohne sich auf freundschaftliche Unterhandlungen zu beschränken, eine höchst energische Sprache gegen seine Nachbarn führen wolle, und sich dahin geäußert habe, er werde zu gleicher Zeit drei Armeen ausmarschiren lassen, eine nach Schlesien, die andere nach Galizien, und die dritte nach Italien; kurz, daß er Neutralität in keinem Falle zugeben werde.

Diese Worte machten auf mich einen ganz besondern Eindruck. Unfähig, mein Erstaunen zu verbergen, sprach ich mit vieler Wärme und Eifer. Ich bemerkte ihm, daß, wenn ich ihn recht verstanden, ich das Wiedererscheinen eines Systems vor Augen sähe, welches schon bei einer frühern Gelegenheit die Veranlassung grausamen Mißgeschicks gewesen sei. Ich erinnerte ihn an das vergangene Jahr, und sprach die Ueberzeugung aus, daß der Plan, Preußen zum Krieg zu zwingen, einen der hauptsächlichsten Gründe des unglücklichen Resultats vom Feldzug des Jahres 1805 gewesen sei; daß ich eine Erneuerung dieses Plans gegen Oesterreich fürchte, wo gleiches Unglück die Folge sein müsse, und daß, wenn Oesterreich auf irgend eine Weise gegen seinen eigenen Willen gezwungen werde, gegen Frankreich zu den Waffen zu greifen, es auf oben angegebenem Wege gefunden worden sei. Ich könne durchaus nicht begreifen, wie ein so aufgeklärter Mann als er, hierüber mit solcher Selbstzufriedenheit zu sprechen

im Stande sei, und daß es, wenn auch ein übrigens so gerechter, großherziger Fürst, wie der Kaiser von Rußland, einen solchen Plan gebildet habe, von Preußens Seite nothwendige Pflicht sei, ihn auf die Gefahr aufmerksam zu machen, da man ja, um jede Möglichkeit einer Vereinigung der großen Mächte zu zerstören, nichts Besseres als jenen Plan erdenken könne. Ohne eine solche Vereinigung aber sei ein erfolgreicher Krieg gegen Napoleon nicht denkbar.

Graf Haugwitz war erstaunt und bestürzt über die Wärme, mit der ich diesen Kommentar gab. Bald jedoch war er wieder im Besitz seiner ganzen Heiterkeit, und erwiederte auf die artigste Weise, daß, seitdem er sich vorgenommen, mich in den Besitz aller Thatsachen zu setzen, er diesen Umstand nicht habe verhehlen können; übrigens hätte ich Unrecht, mich dieserhalb so in Unruhe zu versetzen; denn obgleich er in der That dem Kaiser von Rußland in den Sinn gegeben, kein Neutralitätssystem zu gestatten, so dürfte ich mich doch überzeugt halten, daß mit der größten Diskretion zu Werke gegangen werde; zudem beweise wohl Preußens bisheriges vorsichtiges und rücksichtsvolles Benehmen hinlänglich, daß es dessen Wunsch nicht sein könne, irgend jemand Gewalt anzuthun; keines Falls sei aber in diesem Jahre etwas zu fürchten, da die Jahreszeit schon viel zu weit vorgeschritten, als daß der Kaiser von Rußland noch jetzt seine Truppen zu gleicher Zeit nach so verschiedenen Richtungen hin werde aufbrechen lassen. Bis zum Frühjahr aber sei zu hoffen, daß die Angelegenheiten eine ganz andere Gestalt angenommen,

und ohne zu den Waffen seine Zuflucht nehmen zu müssen, ferner von Neutralität keine Rede mehr sei.

Gegen Abend stattete ich Herrn Lombard, zu dessen übrigen Leiden noch ein heftiger Fieberanfall gekommen war, weßhalb er so eben den König hatte um Erlaubniß bitten lassen, nach Berlin zurückzukehren, meinen Besuch ab. Mit ihm hatte ich nun eine so außerordentlich merkwürdige Unterredung, daß ich Sorge trug, auch nicht ein Wort davon zu verlieren.

Nachdem er über seine körperlichen Leiden geklagt, sagte er plötzlich: — „Oh! wenn Sie all den verschiedenen Jammer wüßten, der mich nun seit mehreren Jahren, besonders seit den sechs letzten Monaten heimgesucht! Man hat mich wie einen Missethäter angeklagt und behandelt. Durch ganz Europa hat man mich als einen von Napoleon besoldeten Verräther ausgeschrieen. Von allen Seiten haben sie konspirirt, meine Entlassung und Bestrafung zu erlangen; alle Prinzen des königlichen Hauses, ja selbst die Königin waren gegen mich im Bunde.

„Die, welche von mir gesagt, ich sei ein bestochener Söldling, wußten das Gegentheil recht gut. Sie waren ja früher mit meiner Lebensweise bekannt; sie hat sich seitdem nicht geändert. Ich war zu allen Zeiten so arm wie eine Kirchenmaus. Meine Frau hat kaum ein Zimmer, in welchem sie ihre Freunde empfangen konnte; was mich anbetrifft, so waren ein einfacher Lehnstuhl und eine Tabackspfeife das Ziel meiner Wünsche. Es ist doch wahrlich nicht der Mühe nicht werth, ein Schelm zu sein, um in solchem Elend zu leben.

„Fast auf gleiche Weise verhält es sich mit Haugwitz; kaum besitzt er die Mittel, die Ausgaben einer bescheidnen Haushaltung zu bestreiten, und ist dabei mit Schulden überhäuft.

„Nur öffentliche gegen uns aufgeregte Bosheit konnte solche lächerliche Lügen erfinden; die Sache aber ist, daß Krieg seit den beiden letzten Jahren Bedürfniß war, und ich es wußte, daß er unvermeidlich sei. Von Monat zu Monat konnte ich die wachsende Wahrscheinlichkeit desselben berechnen, besonders aber seit dem Ende des vorigen Jahrs. Nur durch allerhand Kniffe und Pfiffe sind wir diesem bisher entgangen. Kurz, ich sah voraus, daß die verhängnißvolle Stunde nahe war."

„Aber, sagte ich zu ihm, wenn Sie von der Unmöglichkeit, den Krieg zu vermeiden, so überzeugt waren, wie konnten Sie da so viele anerkannt günstige Gelegenheiten vorüber lassen, wo sich der König unter den vortheilhaftesten Auspicien darauf einlassen konnte?"

Er erwiederte: „Fragen Sie Graf Haugwitz: fragen Sie Lucchesini. Sie alle müssen anerkennen und sagen, welche Meinung ich eine lange Zeit hindurch gehegt. Es ist wahr — und ich bekenne es — ich ließ mich einen kurzen Augenblick von dem Ungeheuer, das jetzt die Erde, verwüstet, düpiren. Als ich ihn im Jahre 1803 zu Brüssel sah, wußte er mich äußerst geschickt zu fassen; allein weniger durch seine insinuirende Schmeichelei, als vielmehr dadurch, daß es ihm gelang, mir den Glauben an den Adel und die Größe seines Charakters und seine friedfertige Stimmung einzuflößen, und vor allem durch

die Scheinheiligkeit, mit der er über Preußens Angelegenheiten sprach, so wie durch seine erheuchelte Zuneigung gegen dies Reich. Allein die Täuschung währte nicht lange; das Jahr 1803 war noch nicht zu Ende, als mein Traum entschwunden war; und seitdem hat sich meine Ansicht nicht wieder geändert. Ich sah ein, daß dieser eingefleischte Teufel auf seiner entsetzlichen Laufbahn nicht eher Halt machen werde, bis er alles Bestehende zerstört und vernichtet; und wenn auch fernerhin sein kunstvoller Charlatanismus großherzigen Gemüthern imponirte, so war ich doch stets in Verzweiflung. Denn ich konnte nichts thun, und Andere nicht mehr, als ich."

Ich war im Begriff, um eine noch deutlichere Erklärung zu bitten, als er mir mit den Worten zuvorkam: „Ich sehe alle Ihre Einwürfe voraus. Dieser Augenblick ist zu kritisch für nur halbes Zutrauen; und gesetzt auch, es wäre Ihre Absicht, mich zu kompromittiren, ich stehe über der Furcht, und fühle es, daß ich nahe am Grabe bin.

„Sie wundern sich, daß ich bei so vielen dringenden Beweggründen nicht auf einer veränderten Politik bestanden habe. Kennen Sie den König? Meine Rechtfertigung liegt in dieser einzigen Frage. Ich möchte wohl wissen, was Sie in meiner Lage gethan hätten, um einen Krieg zu beginnen unter den Augen eines Königs, der Kriegsgedanken haßt, und zudem auch die Mittel nicht in Händen zu haben glaubt, sich auf einen Krieg füglich einlassen zu können. Darin ruht das große Geheimniß meiner Unentschlossenheit und Verlegenheit. Die preußische Monarchie ist nicht organisirt, wie andere Staaten. In

unsrem Lande müssen während eines Kriegs alle Regierungszweige in der Armee konsolidirt sein. Demnach kann der König das Oberkommando derselben keinem Andern anvertrauen. So gut wie Andere sah auch er seit langer Zeit, daß dieser kritische Stand der Dinge nicht lange währen könne; und er mochte es nun gern thun oder nicht, das Schwert mußte endlich gezogen werden.

„Immer noch schmeichelte sich der König, daß irgend eine seinen Beschlüssen fremde Katastrophe die schwere Aufgabe glücklich lösen könnte. Zuletzt endlich, als sich das Gewirre mehrte, als das Land laut ein verändertes System forderte, und er sah, wie er allein stand in seinen Meinungen, da gab er nach, doch ganz gegen seinen Willen; dafür stehe ich. Es wäre ein Unglück, wenn jetzt noch der Wunsch in ihm auftauchte, zu widerrufen — und wahrlich, es steht dies fast nicht mehr in seiner Macht. Können Sie aber wohl glauben, ich wäre ohne Besorgniß über die Folgen? Ach! fast wünsche ich mir Glück wegen dieser meiner körperlichen Leiden, daß sie mir zur ehrenvollsten Entschuldigung dienen für meine Abreise. Die düstersten Ahnungen umstürmen mich; und könnte ich in Ihrer Seele lesen, ich würde in ihr gewiß etwas Aehnliches finden, — aber ich wünsche es gar nicht zu wissen, was Sie denken. Wohl ist das Heer vortrefflich und tapfer; doch wo ist der mächtige Geist, die Bewegungen desselben zu leiten? Ich hoffe, auch Sie hegen nicht länger Zutrauen gegen den Herzog von Braunschweig! Möglich, daß meine körperliche Schwäche auch den Muth und die Hoffnung des Herzens vernichtet

hat; aber keines Falls will ich bei der Explosion zugegen sein. Das erste Unglück wäre hinreichend, mich zu tödten; und wird es mich auch späterhin in Berlin begraben, so ist das Alles, was ich wünschen könnte." Diese letzten Worte sprach er in höchster Aufregung. Ich sah ihn ganz erschöpft, und war nicht Willens, ein Gespräch fortzusetzen, das mir mehr Aufklärung gegeben, als mir angenehm war; deshalb ergriff ich die erste Gelegenheit, mich zu empfehlen.

Den letzten Theil des Abends widmete ich dem Marquis Lucchesini. Ich versuchte es, das Gespräch wieder auf Wien und die Pariser Verträge zu lenken. Ich wünschte noch mehr Aufklärung, und sie ward mir reichlich gespendet. Folgendes ist das Wesentliche unserer Unterhaltung: — Alles konspirirte dahin, dem Grafen Haugwitz durch die erste seiner Maßregeln eine Schlinge zu legen. Seine isolirte Stellung in Wien, seine Unkenntniß der militairischen Operationen, sein Mangel an Muth, und endlich seine nicht sehr große Fassungskraft waren Schuld daran, daß er über jedwede Lüge heftig erschrack. Sie machten ihn glauben, die Franzosen würden unmittelbar in Schlesien einrücken, eine Revolution in Polen veranlassen, und die preußische Monarchie von der schwächsten Seite angreifen; einmal hieß es bei Neiße, dann wieder bei Breslau. Die erste Woche nach der Schlacht von Austerlitz ward er mit größter Kälte behandelt; auf einmal schickt Napoleon zu ihm, und ruft ihm beim Hereintreten entgegen: „Obgleich, wie Sie wohl wissen, ein Tag dem andern folgt, so sind sie doch in dem, was sie bringen, nicht alle gleich; vorher

wollte ich Krieg mit Euch — jetzt biete ich Hannover.“ Seit diesem Augenblick begünstigte er ihn fortwährend auf jede mögliche Weise, versicherte ihn bei verschiedenen Gelegenheiten der hohen persönlichen Achtung, die er stets gegen ihn hegen werde, und wenn ja sich irgendwo ein schwieriger Punkt zeigen wolle, so möge er sich nur direkt an ihn wenden, und jedes Hinderniß werde leicht aus dem Wege zu räumen sein.

Die unglückselige Sicherheit, welche diese Worte einflößten, dauerte auch während dessen Anwesenheit in Paris fort. „Es war ein großes Elend, sagte der Marquis, daß Graf Haugwitz sich so weit täuschte, um wähnen zu können, er habe diesen Mann in seiner Tasche.“ Als er Ende Februar nach Paris kam, bemerkte er gegen Lucchesini, dem schon damals die zweideutige Stellung, in der sie sich befanden, bedenklich erschien: „Seien Sie nur ganz ruhig; so bald ich ihn gesehen habe, ist Alles abgemacht; denn ich weiß ja, was er in Wien zu mir gesagt hat.“ Allein wie war er in Verzweiflung, als er nach fünftägiger Anwesenheit in Paris auch nicht eine einzige Audienz erlangt hatte. Endlich erhielt er eine, und zwar eine schreckliche. Napoleon schonte ihn so wenig und bediente sich so strenger Ausdrücke, daß Haugwitz es endlich wagte, ihn an seine schönen Versprechungen in Wien zu erinnern. Hierauf erwiederte Napoleon etwas gemäßigter: „Ja, das ist ganz gut; ich schätze Sie, und werde das auch stets thun; allein ich will nicht gefoppt sein; wer hat je gesehen, daß man einem Vertrage in dem Augenblicke der Ratifikationen Modifikationen anhängt? — Was ist das für eine

Ratifikationsmethode? Sie sind ein ehrlicher Mann, Graf Haugwitz; aber Sie haben keinen Kredit mehr in Berlin. Hardenberg und noch viele Andere treiben ihr Spiel mit Ihnen; ein paar hirnkranke Narren nöthigen Ihren König zum Krieg, während ihm der Friede Noth thut; man mißbraucht ihn, und ich fürchte, es wird schlecht enden." Er schloß mit den Worten, daß ihm jetzt nichts übrig bliebe, als mit Talleyrand zu kommuniciren, dem er seinen Willen kund thun werde.

Bestürzt, ja fast zerknirscht, kehrte Graf Haugwitz nach Hause zurück, und fing jetzt an, seine kritische Stellung zu fühlen. Wenige Tage nachher hatte er in Lucchesinis Anwesenheit eine Konferenz mit Talleyrand, der ihm verkündigte, daß, seitdem der Wiener Vertrag durch die Modifikationen vernichtet worden sei, welche der König von Preußen damit vorgenommen, ein neuer nothwendig werde; und am folgenden Tage kam zur großen Verlegenheit des Grafen Haugwitz Duroc mit einem schon fertigen Vertrag, der auch nach langen, stürmischen Debatten mit nur sehr geringen Veränderungen unterzeichnet ward. Diesen Vertrag hatte Lucchesini den Auftrag, nach Berlin zu bringen.

In der oben erwähnten Konferenz hatte Talleyrand zum ersten Male Cleve und Berg, als für Mürat bestimmt, erklärt. Während der Wiener Verhandlungen hatte man dem Grafen Haugwitz zu verstehen gegeben, man werde Cleve irgend einem deutschen Fürsten bewilligen. (Der Herzog von Braunschweig hegte eine Zeit lang die Hoffnung, er sei der Glückliche, ein Umstand, der wohl keinen

Der Marquis erzählte mir an diesem Abend noch viel über Bonapartes Charakter, und wußte von ihm Anekdoten ohne Ende. Da sich dies Tagebuch jedoch nur auf die großen Angelegenheiten des Augenblicks bezieht, so werde ich mich nur auf einige wenige beschränken.

Eines Tages sagte Napoleon zu Herrn von Breteuil: „Ich habe Sie stets für einen gescheidten Mann gehalten, Herr von Breteuil; allein es giebt doch Umstände in Ihrer Geschichte, die sich damit nicht vereinbaren lassen." Breteuil glaubte, der Kaiser spiele auf seinen Konnex mit den Bourbons an, so wie auf die verschiedenen Aemter, die er bekleidet, und beging sogar die Dummheit, zu apologisiren, indem er sagte, er glaube, daß seine früheren Eide ihn streng an die Sache dieser Fürsten gebunden. Ganz erstaunt rief Napoleon aus: „Was heißt das, Herr von Breteuil? Ich verstehe Sie nicht; nie ist mir es in den Sinn gekommen, Ihnen diesen Vorwurf zu machen; hierbei thaten Sie nur Ihre Schuldigkeit. Was ich meine, ist die skandalöse Halsbandgeschichte, wobei Sie, wie man mir erzählt hat, nur aus persönlichem Haß gegen den Kardinal Rohan gehandelt haben." Breteuil entschuldigte sich auf die bestmöglichste Weise, allein Napoleon unterbrach ihn mit den Worten: „Ich habe stets die Schlacht bei Roßbach, die Halsbandgeschichte und das Benehmen des Hofs während der Unruhen in Holland, als die drei Hauptgründe der Herabwürdigung der Monarchie betrachtet."

In Paris giebt es verschiedene Personen, welche behaupten, Bonaparte am 10. August 1792 mit der Absicht

in den Tuillerien gesehen zu haben, für den König zu kämpfen. Sie fügen hinzu, daß er sich, sobald er erkannt, daß seine Mitgenossen nicht gewußt, wie sie ihre Sache vertheidigen sollten, von diesem verhängnißvollen Tage an, zur revolutionairen Parthei geschlagen, um auf eigne Hand zu spielen.

„Als sein Bruder Joseph den Grafen Röderer zum Finanzminister von Neapel forderte, sagte Napoleon zu ihm: „Du sollst ihn haben; aber erinnere dich, es ist derselbe Mann, der Ludwig XVI. am 10. August rieth, dem Konvent nachzugeben.“

Seine Verachtung und sein Widerwille gegen die, welche man die Philosophen benannte, zeigte sich stets. Als er erfuhr, daß die Sachen in Neapel schlecht ständen, bemerkte er kalt: „Daran sind sie schuld; was kann man Besseres verlangen von Ländern, die von Philosophen regiert werden?“

Nichts Absurderes kann es geben, als die Art und Weise, in welcher er seinen früheren Mitkonsul, den berühmten Sieyes, behandelte. „Nun, Herr Sieyes, wie stehts mit der Metaphysik? Was sagen die Philosophen zu alle dem?“ Sieyes beobachtete ernstes Schweigen.

Ehe ich wegging, erzählte ich noch dem Marquis Lucchesini, wie sehr ich mich über das verwundert hätte, was mir Graf Haugwitz über Rußlands drohende Stellung gesagt. Ich machte ihm meine deßfallsigen Vorstellungen mit gleichem Eifer, wie beim Grafen Haugwitz, worauf er bemerkte, er sei überzeugt, letzterer habe die

Sachen sehr übertrieben. Er wenigstens glaube kein Wort davon, wolle aber mit dem König bei der ersten Gelegenheit darüber sprechen.

Zweiter Artikel.

Mittwoch den 8. Oktober. — Da Ihre Majestät, die Königin, gewünscht hatte, daß ich ihr vorgestellt werde, sollte mir heute Morgen diese Ehre zu Theil werden; allein eben im Begriff, zu diesem Zwecke auszugehen, ließ mir der Kammerherr Buch sagen, daß, da die Herzogin von Weimar (welche an diesem Tage hatte abreisen wollen) ihre Abreise bis zum Abend verschoben hätte, meine Audienz erst morgen Statt finden könne. Während der Nacht hatten sie durch den Kapitän v. Müffling, einen von des Herzogs von Weimar Adjutanten, der von demselben zu einer Rekognoscirung ausgesandt worden war, die ersten authentischen Berichte über die Bewegungen der französischen Armee erhalten. Sie erfuhren nämlich, daß die Umgegend von Würzburg und Schweinfurt von ihnen gänzlich verlassen worden, und ihre gesammten Streitkräfte bei Bamberg koncentrirt wären.

Gleich nach Empfang dieser Nachricht ward allen bei Gotha und Eisenach versammelten preußischen Truppen der Befehl ertheilt, so schnell als möglich nach Erfurt zurückzukehren, und dann nach der Saale zu marschiren, während die Korps von Rüchel und Blücher Befehl erhielten, ihrerseits mit dieser Bewegung zu korrespondiren.

Ich ließ mich mit allen Militairpersonen, denen ich begegnete, in ein Gespräch ein, um Erkundigungen hinsichtlich des Beweggrundes dieser so plötzlichen Maßregel einzuziehen, und erstaunte höchlichst, als ich erfuhr, daß erst diese Entdeckung des Kapitäns Müffling nöthig gewesen sei, um die preußischen Generäle mit einem Umstande bekannt zu machen, der meiner schwachen Einsicht zufolge schon längst hätte vorausgesehen werden müssen.

Die Franzosen hatten zur Eröffnung ihres Angriffs auf die preußischen Linien zwischen drei Plänen die Wahl. Der erste war, sich eine Passage durch den Thüringer Wald zu erzwingen, und ins Centrum der preußischen Positionen einzubrechen; allein dieser war schon deshalb nicht wahrscheinlich, da nicht zu vermuthen stand, daß sie ihren Feind gerade an dem Punkte angreifen würden, wo dieser einen Angriff am meisten wünschte. Uebrigens ward gerade diese Idee (verschiedenen Umständen nach zu urtheilen) von mehreren der bedeutendsten Generäle gehegt, und wahrscheinlich auch vom Herzog von Braunschweig selbst. Unter andern erinnere ich mich deutlich, daß General Kalkreuth in jener schon erwähnten Unterhaltung mit mir (er war übrigens einer der gescheidtesten und talentvollsten Offiziere der Armee) eine Linie zog zwischen Königshofen und Neustadt, Schweinfurt in Front, und nach der Saale in Franken zu, mit dem Bemerken, daß diese so beschriebene Position allen eingezogenen Nachrichten zufolge (es war dies am 7. Oktober) die von den Franzosen eingenommene sei. Ich brauche wohl nicht erst darauf aufmerksam zu machen, wie chimärisch diese Hypothese war.

Der zweite mögliche Plan der Franzosen war der, die Preußen auf der rechten Seite zu umgehen, und Magdeburg zu gewinnen, über Fulda und das Eichsfeld u. s. w. Wäre aber ein solcher Plan im Werke gewesen, so würde man ihn unstreitig an irgend einer bedeutenden Koncentrirung von Streitkräften in der Nähe von Frankfurt, oder durch irgend einen wohlberechneten Versuch nach Hessen und Fulda zu dringen, erkannt haben; indessen gab auch nicht die geringste Andeutung oder Bewegung auf dieser Seite zu solchem Verdachte Veranlassung. Demzufolge blieb also nur der dritte Plan übrig: die Preußen zur Linken zu umgehen, und einen Einfall in Sachsen zu versuchen.

Merkwürdigerweise deutete gerade Alles auf die Wahrscheinlichkeit oder vielmehr Gewißheit dieses letzten Planes hin; und trotz der beklagenswerthen Unkenntniß, welche in Beziehung auf des Feindes wirkliche Bewegung im Hauptquartiere vorherrschte, waren noch reichliche Materialien vorhanden, sie zu berechnen und vorauszusehen. Zu welchen schmerzlichen Reflexionen giebt dieser verspätete Befehl vom 8. Oktober in Hinsicht einer allgemeinen Vereinigung, Veranlassung! Thatsache ist, daß diese ganze Dislokation, wodurch sich ein Drittheil der preußischen Armee zwischen Gotha und der Werra befand, aus der vagen und schlecht verbauten Idee entsprang, es werde irgend eine große Bewegung in Front bewerkstelligt werden, durch welche man in den Stand komme, nach dem Main marschiren zu können.

Hätten sie Einsicht und Muth gehabt, mit einer identischen Bewegung zu beginnen, so würde Alles bald eine ganz andere Gestalt gewonnen haben. Man hätte so die Franzosen genöthigt, die Schlachtscene nach dem Punkte zu verlegen, welchen die Preußen ausgewählt, und die Invasion nach Sachsen aufzugeben. Dies war der Plan, zu welchem die Einsichtsvollsten gerathen hatten. Allein anstatt denselben bei Zeiten zu verfolgen, schwankten sie zwischen einem schlecht ersonnenen Vertheidigungssysteme und offensiven Feldzugsplan, und noch war in dieser Beziehung nichts so recht festgestellt, als ein unternehmender, sieggewohnter Feind, der alle seine Kräfte in einem Brennpunkt vereinte, die Frage vereinfachte und kurz abschnitt.

Ich hatte Gelegenheit, zu bemerken, daß unter allen Offizieren, mit denen ich dieserhalb sprach, ihre individuelle Meinung mochte sein, wie sie wollte, nicht ein Einziger die wahre Lage der Dinge in einem andren Lichte betrachtete, als in welchem ich sie dargestellt. Unter allen Einwürfen aber, die man anführte, um mich zu beruhigen, war die Bemerkung die vorherrschende, es sei ja noch nichts verloren, und daß sie, des Feindes Pläne möchten nun sein, welche sie wollten, noch vollkommene Zeit und Mittel in Händen hätten, ihn im Schach zu halten. Allein während der Diskussionen über diesen Punkt kam ein neuer Irrthum an den Tag, der weit verhängnißvoller war, als alle vorangehenden, da er notorisch, und den Abgrund unmittelbar eröffnete, der bald darauf alle verschlingen sollte.

Als ich nämlich den General Phull über seine Ansicht von dem Stand der Dinge, sowie über den wahrscheinlichen Plan des Feindes befragte, antwortete er buchstäblich Folgendes: „Mit Ausnahme meines allgemeinen und unabänderlichen Protests gegen die Idee eines Defensivfeldzugs halte ich den Plan, den die französische Armee gefaßt, über Baireuth vorzurücken, für den vortheilhaftesten, der für uns angenommen werden konnte. Ich würde ihnen keinen andern angerathen haben, wenn sie mich darum befragt hätten."

Um begreifen zu können, wie ein so einsichtsvoller Mann eine solche Sprache führen konnte, muß man wissen, daß Alle, ohne Ausnahme, die feste Ueberzeugung hegten, die Franzosen schlügen deshalb den Weg über Hof ein, um geradeswegs über Plauen, Zwickau u. s. w. nach Dresden zu marschiren. Weder Phull, noch irgend ein andrer dachte auch nur im Entferntesten daran, daß sie sich zwischen der Saale und Elster hindurchziehen, ihre Richtung nach Naumburg einschlagen, und so den linken Flügel der preußischen Armee umgehen könnten. Man wähnte vielmehr, einige Kolonnen würden sich Gera nähern, um die preußischen Magazine zu bedrohen, und glaubte, daß, nachdem man diesen Plan mit leichter Mühe durchkreuzt, auch das Hauptkorps des Feindes in seinem Eilmarsch auf Dresden zu überwältigen wäre. Dies, meinten sie, werde den ersten Akt des Kriegs beendigen.

Gewiß ist, daß, wenn Fürst Hohenlohe (dessen Stellung ihn mehr als jeden Andern befähigte, zu Zeiten die

Entdeckung zu machen, daß der Feind in der That den Plan im Sinne habe, den ihm Niemand zuzutrauen geneigt schien), anstatt seine Streitkräfte zurückzuziehen, und seine Position zu koncentriren, kräftig vorwärts marschirt wäre, um die Hauptdefiléen zu besetzen, und wenn dann die Armee des Centrums schleunigst diese Bewegung unterstützt hätte, sie die Mittel in Händen hatten, das Saalthal zu vertheidigen, und des Feindes Maßregeln zu vereiteln. Dies angenommen, war am 8. Oktober, trotz aller vorangegangenen Mißgriffe, noch nichts verloren.

Um 12 Uhr kam Graf Götzen zu mir und versicherte, er habe den König nie befriedigter gesehen, als heute Morgen; er habe ausgerufen: „Gott sei gelobt! daß diese Ungewißheit endlich ein Ziel hat. Wir wissen nun, worauf wir zu sehen haben. Wir werden fechten!" Dann fügte der Graf hinzu: er für seinen Theil habe stets auf den König vertraut; er kenne ihn besser, als irgend einer; ungerechtes Mißtrauen gegen seine eigenen Fähigkeiten sei dieses Fürsten einziger Fehler. Bei der geringsten günstigen Wendung des Schicksals werde er ein ganz anderer Mann. Laut beklagte er aber den Entschluß, wonach das Oberkommando dem Herzog von Braunschweig anvertraut worden sei. Es war das erste Mal, daß Graf Götzen in solcher Weise sprach; denn bis jetzt war er der Einzige gewesen, der anstatt meinen Argwohn zu theilen, zufrieden gewesen war. Dem Könige durchaus ergeben, voll tiefen Interesses an dessen Glück, konnte er nie dahin gebracht werden, die radikalen Fehler der Unternehmung zuzugeben, und nur die Macht der Wahrheit war es, die

ihn endlich zu diesem Geständniß zwang. „Endlich also, sagte ich zu ihm, theilen auch Sie die allgemeine Ansicht über den Herzog von Braunschweig? — Meine Meinung war stets, daß dieser Mann Preußens Monarchie zum Unglück geboren ist. Mehr fragen Sie mich nicht.“

Diese Antwort war nicht geeignet, mich zu ermuthigen. Bald darauf besuchten mich die Herren Montjoie und Santoris. Der eine war des Herzogs von Braunschweig Kammerherr, der andere sein residirender Minister am Berliner Hofe, — beide ihm ganz ergeben, aber heute gerade sein Lob in einer Tonleiter singend, die eher Niederlage, als Sieg verkündigte. Nach einiger allgemeiner Unterhaltung fragten sie mich, ob ich, da ich nun doch so lange im Hauptquartiere sei, nicht Lust hätte, dem Herzog vorgestellt zu werden? Sie fügten hinzu, er habe sich bei verschiedenen Gelegenheiten sehr wohlwollend über mich geäußert, und ich könnte günstiger Aufnahme versichert sein. Weit entfernt, diesen Vorschlag abzulehnen, hatte ich vielmehr hinreichende Beweggründe, ihn anzunehmen, und so erboten sie sich denn, mich noch an demselben Abend einzuführen.

Ich dinirte beim Grafen Haugwitz; zugegen waren noch Herr von Lucchesini, die Minister von Hessen und Sachsen, Herr von Cäsar, früher preußischer Gesandter im Haag, Herr von Schladen, Herr von Bohm von der preußischen Gesandschaft in Paris u. a. m.

Nach der Mahlzeit ersuchte mich Graf Haugwitz in des Königs Namen, eine Proklamation an die Armee aufzusetzen, den Plan und Charakter des Kriegs betreffend,

eine zweite an die Bevölkerung der preußischen Monarchie zu demselben Zwecke, und was mir am sonderbarsten erschien, ein öffentliches Gebet zum Verlesen in verschiedenen Kirchen. Die beiden letzten Dokumente sind nie zu Tage gekommen. Dann wünschte er zu wissen, ob ich nicht nach Wien schreiben wollte. Ich antwortete, daß ich zu sehr mit dem, was rings um mich vorgehe, beschäftigt, und nicht genug gesammelt sei, um Briefe zu schreiben. So war die Lage der Dinge für den Augenblick.

Als ich nach Hause kam, erhielt ich Besuch von Herrn Lombard. Er befand sich leidlich genug, um zu mir zu fahren. Wiederum sprach er sehr offen und aufrichtig, und bemerkte, der König habe ihm so eben gesagt, daß er für den Augenblick die Sendung eines Offiziers nach Wien aufschieben möge; es sei nicht rathsam, diesen Hof allzusehr zu drängen, da man über dessen Absichten und Ansichten vollkommen beruhigt sei.

„Ich weiß nicht, fuhr er fort, in wie weit dies auch vom Londoner Hofe prophezeit werden kann, und bin in dieser Hinsicht nicht ohne Sorge."

Ich bemerkte, ich könnte nicht einsehen, wodurch diese Besorgniß eingeflößt worden, und wie die erstaunliche Bereitwilligkeit, mit welcher die englische Regierung in die Absendung eines Unterhändlers gewilligt, dergleichen Angst nicht beseitigt habe.

Seine Antwort lautete, diese Furcht gründe sich auf den kühlen Empfang, den die ersten Eröffnungen in London erlitten, was er als eine Vorbedeutung ansehe, daß man von England aus harte Bedingungen stellen werde.

„Es wäre unglücklich, fuhr er fort; allein wir würden doch zu handeln wissen, wie es unser Vortheil gebietet. Mit dem Geist, der jetzt das ganze Land beseelt, werden uns pekuniäre Hülfsquellen nicht mangeln; und obgleich nur wenig eingeweiht in diesen Geschäftszweig, weiß ich doch von Andern, daß wir ohne fremde Subsidien im Stande sind, ein biß zwei Feldzüge zu bestreiten."

Ich stand eben im Begriff, meine Einwürfe zu machen, als er, mich unterbrechend, sehr lebhaft fortfuhr: „Die englischen Minister würden viel zu verantworten haben, wollten sie einem nicht zur Hauptfrage gehörenden Ehrenpunkt, oder persönlicher Empfindlichkeit die herrlichste Gelegenheit, die sich ihnen je für eine Kooperation zur Befreiung Europas geboten, opfern. Jedenfalls wäre ihre Berechnung falsch. Der König von Preußen wird, ob Eroberer oder Eroberter, jedenfalls einen Weg aufzufinden im Stande sein, auf welchem er sie eines Tages nöthigen wird, eine grausame Gleichgültigkeit, oder unzeitige Halsstarrigkeit zu bereuen."

Diese Sprache (meiner Ansicht nach nur das Resultat eingewurzelten Vorurtheils gegen England, bösen Gewissens, oder eines Kampfes gegen Schwierigkeiten, für welche sie sich in der Wirklichkeit verantwortlich fühlten) erschien mir um so gefährlicher, als ich sie aus dem Munde eines Mannes vernahm, der direkten Einfluß hatte auf des Königs persönliche Absichten, und dies noch dazu in einem Augenblick, wo Preußen begangenes Unrecht nur durch große Herablassung wieder gut machen konnte. Demzufolge hielt ich es für Pflicht, meine Meinung ohne alle

Rücksicht zu offenbaren. Ich bemerkte ihm, ich hielte seine Beschwerden nicht nur für unzeitig, sondern auch für willkührlich und ungerecht, und suchte ihm begreiflich zu machen, daß die englische Regierung schon dadurch hinlängliche Beweise ungewöhnlicher Großherzigkeit an den Tag gelegt habe, daß sie ohne Zaudern auf Unterhandlungen mit einer Macht eingegangen sei, die sich doch so grausam gegen sie vergangen habe. Ein Verdacht persönlichen Grolls finde bei Englands Staatsmännern durchaus keine Begründung. Grausame Gleichgültigkeit gegen des Festlandes Schicksal sei unvereinbar mit ihrem eigenen Interesse, und mit Englands liberalen Prinzipien; und was seinen Verdacht der Halsstarrigkeit beträfe, so könne ich durchaus nicht begreifen, auf was er sich stütze, seit sie sogar, wenn ich nicht ganz falsch berichtet, kürzlich sich erboten hätten, in dem einen Punkte nachzugeben, wo eine Halsstarrigkeit möglich gewesen wäre. Ich fügte hinzu, er möge sich doch nur erinnern, daß kaum vierzehn Tage verflossen seien, wo noch ganz Europa in Hinsicht der Aufrichtigkeit des unerwarteten Systemswechsels von Preußens Seite ungläubig war; daß ich selbst unter die Zahl dieser Ungläubigen gehört haben würde, wenn nicht besondere Umstände mir Mittel in die Hand gegeben, die Wahrheit desselben zu erfahren; daß ich weit entfernt, mich über die kalte Aufnahme zu verwundern, welche, wie er mir gesagt, seine ersten Vorschläge erlitten, ich mich im Gegentheil gewundert haben würde, wenn England sobald darauf eingegangen wäre; daß, wenn Graf Haugwitz, anstatt mir die Ankunft eines Unterhändlers

aus London zu verkünden, den Friedensschluß zwischen England und Frankreich proklamirt hätte, mir dies weniger überraschend gewesen wäre; und wenn ein so unzeitiges Begegniß dem Ausbruch eines neuen Kontinentalkriegs entsprochen hätte, so würde ich dennoch behaupten, es sei eine außerordentliche Ungerechtigkeit, die englische Regierung deshalb anzuklagen.

Diese Bemerkungen machten ihn augenscheinlich nachdenkend. Er änderte den bisherigen Ton, und erinnerte mich in launiger Weise an unsere früheren Diskussionen in Berlin in Betreff der englischen Politik, hinzufügend, daß ich doch wenigstens nicht so ungerecht sein werde, zu glauben, auch er sei bei den Frivolitäten gewisser lächerlicher Leute, die er namhaft machte, und mit denen er früher bekannt gewesen, betheiligt. Dann sprach er von Finanzen, den Intriguen des Herrn Pitt und den Uebelständen einer Seetyrannei. Auch hiervon brach er plötzlich wieder ab, und auf Rußland übergehend, sagte er: „Aber zugeben müssen Sie doch, daß es schwer fallen möchte, einen Alliirten zu finden, wie wir ihn am Kaiser Alexander haben.“ Und nun erzählte er, daß der Kaiser an den König als Antwort auf dessen eigenhändige Benachrichtigung von seinen Absichten, einen Brief geschrieben habe, der ein dauerndes Denkmal seiner erhabenen Gesinnungen bleiben werde. Hierin erklärte er, daß zwischen Preußen und ihm von Unterhandlungen oder Stipulationen gar nicht die Rede sei; daß der König ihn gar nicht um das erst befragen solle, was er zur Erreichung eines glücklichen Erfolgs für nöthig erachte. Es stände ihm

Alles zu Diensten, da es sein eigenes Interesse sei, daß Frankreich so gründlich und streng als möglich gezüchtigt werde. Zu diesem Zwecke biete er denn dem König seine ganze Armee, wie Geld zur Verfügung, wenn es nöthig sei. Mittel, seine Versprechungen zu erfüllen, werde er schon finden.

Ich erwiederte, daß ich, abgesehen von der größtmöglichen Achtung, welche ich vor des Kaisers Charakter hege, Preußen doch noch nicht von Herzen wegen seiner Gesinnungen gegen dasselbe beglückwünschen könne, und es sei daher mein innigster Wunsch, daß es nichts verabsäumt haben möge, um die Ankunft der erwarteten Hülfe zu sichern, ehe es zu spät sei.

Um 6 Uhr machte ich dem Herzog von Braunschweig meine Aufwartung, und brachte eine halbe Stunde bei ihm zu. Unsere Zusammenkunft war in keiner Weise bemerkungswerth; denn Alles, was der Herzog sagte, beschränkte sich auf einige Redensarten, die jedes inneren Gehalts ermangelten. Nur in sofern war sie mir interessant, als sie mir Gelegenheit bot, den Mann in der Nähe zu prüfen, und ihn mit der wenig günstigen Meinung zu konfrontiren, welche so viele kompetente Richter von ihm hegten.

Vor Allem versichere ich, daß ich, obgleich ich mich, so weit dies in des Menschen Macht liegt, jedes Vorurtheils gegen diesen Fürsten entledigte, und fest entschlossen war, ihn zu prüfen, als ob ich nie etwas vorher von ihm gehört, die Entdeckung machte, daß man ihn durchaus richtig geschildert hatte. In seinem ganzen Benehmen,

seiner Haltung, seinen Blicken, Bewegungen und Sprache lag etwas durchaus Unbefriedigendes, Machtloses, Unheil Verkündendes. Die Kraft, welche er beurkundete, deutete auf wenig mehr als auf eine Selbsttäuschung in Hinsicht seiner Fähigkeiten hin; die Art seiner Höflichkeit war so beschaffen, als wolle er durch sie im Voraus um Verzeihung bitten — also gerade das Gegentheil von dem, was er hätte zeigen sollen. Eine übermäßige Bescheidenheit, die man kaum anders, denn als reine Affektation deuten konnte, und übertriebene Furcht vor jeder öffentlichen Beurtheilung waren vorherrschend. Er ließ sich nicht abhalten, mir allerhand schmeichelhafte Dinge zu sagen, was mir bei einer Gelegenheit, wo man annehmen durfte, daß er viel zu beschäftigt sei, um an Komplimente zu denken, sehr unzeitig erschien und mich höchst ungeduldig machte. Endlich ging er auf ein Geschäftsgespräch ein, aber nur, um alle die Maßregeln zu beklagen, die man ergriffen habe, mit Bonaparte den Weg der Unterhandlung zu versuchen; höchst alltägliche, ja sogar lächerliche Redensarten aus dem Munde eines Mannes, der mehr als jeder andere diese trügerischen Ideen gepflegt und unterstützt hatte.

Als nun das Gespräch auf Oesterreich kam, sagte er, daß er, obgleich ganz unbekannt mit den politischen Fragen, dennoch vermuthe, man sei nicht früh genug darauf bedacht gewesen, Unterhandlungen mit dieser Macht zu eröffnen, oder man habe nicht alle nothwendigen Maßregeln ergriffen, Oesterreich wegen Preußens ernstlicher Beihülfe sicher zu stellen, was doch nothwendig gewesen

sei. Als die Rede auf eigentliche Kriegsgegenstände kam, sprach er hierüber wie ein Mann, der keine genauere Kenntniß von der Sache besitzt, und der nur nach dem Privilegium strebt, seine Ansicht über das Benehmen Anderer kund zu thun.

Obgleich mich diese ganze Unterhaltung nicht sehr anzog, so versuchte ich dennoch, ihr eine andere Wendung und einen entschiedeneren Charakter zu geben, allein ohne Erfolg. Er wiederholte immer nur, und zwar in einer Weise, die mich ganz aus der Fassung brachte, — „vorausgesetzt, daß kein großer Fehler begangen wird.“ Als ich mir nun die Freiheit nahm, ihm zu sagen: „Euer Durchlaucht, Jedermann muß in der That hoffen, daß unter einer Leitung wie der Ihrigen kein Fehler begangen wird,“ und er darauf antwortete: „Ach! ich kann kaum für mich stehen! Wie können Sie verlangen, daß ich für Andere bürgen soll?“ — so war dies eine Redensart, die seiner Stellung nicht geziemte, und eben so wenig der Gefühle würdig war, die er am Abend vor so wichtigen Ereignissen hätte hegen sollen.

Mehrere Offiziere, welche sich anmelden ließen, unterbrachen unser Gespräch. Ich fühlte mich hier so unbehaglich, daß ich eifrigst diese günstige Gelegenheit ergriff, mich zu empfehlen. Beim Hinabsteigen der Treppe des Gasthofs ward ich einige Minuten durch eine große Menschenmenge aufgehalten, welche den Weg verstopfte. Ich überließ mich den düstersten Betrachtungen über alles das, was ich während dieser kurzen Zusammenkunft erfahren, und was ich in der nächsten Zukunft vor mir zu sehen glaubte.

Es hatte sich heute in Erfurt ein Umstand ereignet, der, an und für sich unbedeutend, die Herren im Hauptquartiere doch so sehr zu beschäftigen schien, als handle es sich um den Gewinn oder Verlust einer Schlacht. Der französische Minister Laforêt war plötzlich angekommen. Man hatte ihm in Berlin, in Folge der Festsetzung des Generals Knobelsdorf in Mainz, gesagt, daß man keine Gewähr leisten könne, ob er die preußische Grenze werde passiren können; da indessen (und dies gab Graf Haugwitz selbst zu) kein Befehl ertheilt worden war, ihn daran zu hindern, so würde er, im Fall er mit seinen in Berlin ausgestellten Pässen den Weg über Magdeburg und Kassel eingeschlagen hätte, auf durchaus kein Hinderniß gestoßen sein. Seine Ankunft in Erfurt aber war das Maximum von Unverschämtheit, wie Jedermann zugab; es blieb nur übrig, ihm dies bemerklich zu machen, und es war gewiß nur gerecht, ihm in höflicher Weise den Platz anzuweisen, an welchem er, während der Zurückhaltung seiner Person, seinen Aufenthalt nehmen durfte. Statt dessen hielt man die ernstesten Berathschlagungen über diesen Gegenstand. Alles war in einem Zustande von Aufgeregtheit, als wenn das schwerste Räthsel zu lösen sei. Am Abend war noch nichts entschieden; endlich ward um 9 Uhr Abends ausgemacht, daß Herr und Madame Laforêt die Nacht in Erfurt zubringen dürften, am folgenden Tage aber neue Berathungen in Hinsicht der definitiven Maßregeln Statt finden sollten, die man in einem von solchen Schwierigkeiten wimmelnden Falle zu ergreifen habe. Ich kam kurz nach dieser fast unglaublichen Berathschlagung zu Herrn

v. Lucchesini. Auf meine Frage, ob Laforêt Ueberbringer irgend einer wichtigen Botschaft sei, oder ob er eine neue Unterhandlung auf seine eigne Rechnung begonnen habe? versicherte dieser lachend, daß von beiden nicht die Rede wäre, was ich übrigens schon vorher gewußt. Denn Laforêt hatte gegen Mehrere geäußert, er sei in höchster Verlegenheit, weil er seit 14 Tagen durchaus keine Nachrichten aus Paris erhalten habe. Nun konnte ich nicht umhin, mein größtes Erstaunen darüber zu erkennen zu geben, wie man unter so kritischen Konjunkturen, auf eine so geringfügige Sache solche Wichtigkeit legen, und ihr so viel kostbare Zeit opfern könne. Herr v. Lucchesini war ganz meiner Meinung, und fügte hinzu: Sie ersehen hieraus eine der beklagenswerthesten Schwächen von Graf Haugwitzens Charakter, nämlich die, daß er nie den wahren Werth der Zeit zu schätzen, und das Maß der Wichtigkeit zu würdigen weiß, welches den verschiedenen Geschäften angelegt werden muß. So muß oft der wichtigste Gegenstand auf Kosten des unbedeutendsten leiden.

Ehe ich wegging, beschloß ich noch, obwohl nicht ohne Widerwillen, mit ihm über den Eindruck zu sprechen, den der Besuch beim Herzog von Braunschweig auf mich gemacht hatte. Obgleich ich wußte, daß er diese meine Eindrücke theilen werde — und dem war so, mehr als zu viel — so war ich doch auch überzeugt, daß er über diesen Gegenstand nicht offen sprechen werde. Denn abgesehen davon, daß der Herzog einen zu bedeutenden Posten inne hatte, um dem Marquis anständigerweise zu gestatten, seine Ansicht von dessen gänzlicher Unfähigkeit, ihn

auszufüllen, frei zu äußern, war er es auch gewesen, der dem König gerathen, Herrn v. Lucchesini in der königlichen Umgebung zu behalten, wo er auch unstreitig wirkliche Dienste geleistet hat. Wie ich vorausgesehen, versuchte denn auch der Marquis, mich, so gut es gehen wollte, zu beruhigen; allein er verschwendete vergebliche Zeit, denn ich kannte ihn zu gut, um meine Privatansicht zu ändern, und um nicht durch alle die oberflächlichen Lobeserhebungen hindurch die traurige Bestätigung meiner Befürchtungen zu sehen.

Donnerstag, 9. Oktober. Um 9 Uhr Morgens erhielt ich Zutritt bei Ihrer Majestät der Königin. Mit den Gefühlen, die sich meiner nun bereits bemeistert, und nach Allem, was ich gesehen und gehört — mit noch matteren Hoffnungen, als die waren, die ich bei meiner Ankunft im Hauptquartier gehegt hatte, und mit der inneren Angst, die mit jedem Augenblick an Stärke gewann, anticipirte ich (ich muß es frei bekennen) keine große Befriedigung von dieser Audienz. Meine Ahndung trügte; denn anstatt mich bekümmerter zu machen, tröstete und erleichterte mich diese Audienz; und wäre das Vertrauen nicht schon in zu weite Ferne entschwunden gewesen, es hätte bei dieser Veranlassung zurückkehren müssen.

Schon seit einem Jahre hörte ich beständige Lobpreisungen dieser Fürstin; ich war daher ganz darauf vorbereitet, sie anders zu finden, als ich mir sie früher gedacht. Die feinen, erhabenen Eigenschaften aber, die sie während einer dreiviertelstündigen Unterhaltung jeden Augenblick entwickelte, hatte ich nicht erwartet. Sie berathschlagte

mit Präcision, Selbstständigkeit und Energie, zu gleicher Zeit eine Klugheit offenbarend, die ich selbst bei einem Manne bewunderungswürdig gefunden hätte; und doch zeigte sie sich bei Allem, was sie sagte, so voll tiefen Gefühls, daß man keinen Augenblick vergessen konnte, es sei ein weibliches Gemüth, dem man hier Bewunderung zolle. Nicht ein Wort, das nicht zum Zwecke gehörte — keine Reflexion, keine Gefühlsäußerung, die nicht in vollkommenster Harmonie gestanden mit dem allgemeinen Gegenstande der Diskussion, so daß eine Kombination von Würde, Wohlwollen und Eleganz, wie ich mich etwas Aehnlichen nie zuvor entsinne, das Resultat war.

Ihre erste Frage war, was ich von diesem Kriege denke, und welche Ansichten ich hege, unmittelbar hinzufügend: „Ich frage nicht, um Muth zu schöpfen — das habe ich Gott sei Dank nicht erst nöthig! Zudem weiß ich ja, daß, wenn Sie auch eine ungünstige Meinung von der Sache hegten, Sie mir dieselbe sicher nicht kundthun würden. Allein wissen möchte ich doch gern, worauf die Männer, die in der Lage sind, den Stand der Dinge zu beurtheilen, ihre Hoffnungen gründen, um dann zu sehen, ob deren Beweggründe mit den meinigen übereinstimmen."

Ich suchte Alles hervor, was sich mir selbst bei dieser Frage von der schönen Seite bot. Besonderen Nachdruck legte ich auf den Zustand der öffentlichen Meinung, auf die günstige Neigung von Seiten der Zeitgenossen, und auf die eifrigen Wünsche, die von allen Partheien

Deutschlands dahin getheilt würden, daß ein günstiger Erfolg Preußens Unternehmung krönen möge.

Die Königin bemerkte, sie habe schon seit langer Zeit Befürchtungen darüber gehegt, in welchem Lichte die öffentliche Meinung (und vor Allem die der andren Länder) diese Expedition betrachten möchte, da sie wohl wisse, daß die Gesinnungen gegen Preußen nicht die günstigsten seien; jedoch habe sie seit einigen Wochen in dieser Beziehung Erfahrungen gemacht, die ihr wieder großes Vertrauen eingeflößt hätten. Sie fuhr fort: „Sie kennen die Vergangenheit besser als ich; aber ist jetzt nicht der Augenblick, wo sie vergessen werden sollte?“ Freimüthig sprach sie hierauf über den Krieg von 1805; und obgleich sie hierbei in dem, was sie sagte, geheimen Verdacht und düstere Ahndung kundgab, so war doch auch dies keineswegs der mindest interessante Theil unserer Unterhaltung. Ich erstaunte über die Genauigkeit, mit der sie jedes Ereigniß kannte, jedes Datum citirte und selbst auf die unbedeutendsten Umstände aufmerksam machte. Tiefen, unerlöschlichen Eindruck machten aber auf mich die liebenswürdigen, tiefen Gefühle, die sie offenbarte, als sie auf das Mißgeschick des Hauses Oesterreich anspielte. Mehr als einmal sah ich dabei ihre Augen voll Thränen. Unter Anderem erzählte sie mit rührender Einfachheit, daß an dem Tage, wo sie die Nachricht von den ersten Unglücksfällen der österreichischen Armee erfahren, der Kronprinz, ihr Sohn, sich ihr zum erstenmale in Uniform gezeigt habe; als sie dies gesehen, habe sie gesagt: „Ich hoffe, daß an dem Tage, wo du Gebrauch machst von diesem

Rock, dein einziger Gedanke der sein wird, deine unglücklichen Brüder zu rächen." Mit großer Zartheit und vielem Interesse erkundigte sie sich hierauf nach verschiedenen, mich persönlich angehenden Verhältnissen, die ich so gut, als ich konnte, darzulegen versuchte; und in Beziehung auf den Kaiser und die Kaiserin, äußerte sie sich in Worten, wie ich sie unter ähnlichen Umständen gewünscht haben würde, auf den König und sie selbst angewendet zu sehen.*)

Am meisten machte auf mich die gewiß nicht zufällige Thatsache Eindruck, daß trotz allen Details, auf welches sie in Beziehung des Feldzugs einging, des Feldmarschalllieutenants Mack auch nicht ein einziges Mal Erwähnung geschah; auch schien sie ausdrücklich zu wünschen, daß Alles vermieden werde, was berechnet sei, seinen Namen, ob in günstiger und ungünstiger Weise, anzuregen, sowie auch den des Oberanführers der Armee, auf welchen anzuspielen sie gleiche Abneigung zeigte; und wenn sie von verschiedenen Generälen dieser Armee sprach, wie vom

*) Ich fühle, daß diese und noch andre Stellen in diesem Tagebuche, wegen ihrer merkwürdigen Koincidenz mit nachfolgenden Ereignissen, wohl den Verdacht erregen könnten, als seien sie in späterer, als der hier angegebenen Zeit geschrieben. Allein hiergegen protestire ich feierlichst, und versichere, daß, abgesehen von einer sorgfältigern Revision, Alles hier steht, wie ich es in meinem Tagebuch aufgezeichnet habe, und daß obige Stelle buchstäblich Wort für Wort von den Bemerkungen kopirt ist, die ich noch an dem Tage des Gesprächs, und höchstens drei Stunden nachher niedergeschrieben habe.

Deutschlands dahin getheilt würden, daß ein günstiger Erfolg Preußens Unternehmung krönen möge.

Die Königin bemerkte, sie habe schon seit langer Zeit Befürchtungen darüber gehegt, in welchem Lichte die öffentliche Meinung (und vor Allem die der andren Länder) diese Expedition betrachten möchte, da sie wohl wisse, daß die Gesinnungen gegen Preußen nicht die günstigsten seien; jedoch habe sie seit einigen Wochen in dieser Beziehung Erfahrungen gemacht, die ihr wieder großes Vertrauen eingeflößt hätten. Sie fuhr fort: „Sie kennen die Vergangenheit besser als ich; aber ist jetzt nicht der Augenblick, wo sie vergessen werden sollte?" Freimüthig sprach sie hierauf über den Krieg von 1805; und obgleich sie hierbei in dem, was sie sagte, geheimen Verdacht und düstere Ahndung kundgab, so war doch auch dies keineswegs der mindest interessante Theil unserer Unterhaltung. Ich erstaunte über die Genauigkeit, mit der sie jedes Ereigniß kannte, jedes Datum citirte und selbst auf die unbedeutendsten Umstände aufmerksam machte. Tiefen, unerlöschlichen Eindruck machten aber auf mich die liebenswürdigen, tiefen Gefühle, die sie offenbarte, als sie auf das Mißgeschick des Hauses Oesterreich anspielte. Mehr als einmal sah ich dabei ihre Augen voll Thränen. Unter Anderem erzählte sie mit rührender Einfachheit, daß an dem Tage, wo sie die Nachricht von den ersten Unglücksfällen der österreichischen Armee erfahren, der Kronprinz, ihr Sohn, sich ihr zum erstenmale in Uniform gezeigt habe; als sie dies gesehen, habe sie gesagt: „Ich hoffe, daß an dem Tage, wo du Gebrauch machst von diesem

Rock, dein einziger Gedanke der sein wird, deine unglücklichen Brüder zu rächen." Mit großer Zartheit und vielem Interesse erkundigte sie sich hierauf nach verschiedenen, mich persönlich angehenden Verhältnissen, die ich so gut, als ich konnte, darzulegen versuchte; und in Beziehung auf den Kaiser und die Kaiserin, äußerte sie sich in Worten, wie ich sie unter ähnlichen Umständen gewünscht haben würde, auf den König und sie selbst angewendet zu sehen. *)

Am meisten machte auf mich die gewiß nicht zufällige Thatsache Eindruck, daß trotz allen Details, auf welches sie in Beziehung des Feldzugs einging, des Feldmarschalllieutenants Mack auch nicht ein einziges Mal Erwähnung geschah; auch schien sie ausdrücklich zu wünschen, daß Alles vermieden werde, was berechnet sei, seinen Namen, ob in günstiger und ungünstiger Weise, anzuregen, sowie auch den des Oberanführers der Armee, auf welchen anzuspielen sie gleiche Abneigung zeigte; und wenn sie von verschiedenen Generälen dieser Armee sprach, wie vom

*) Ich fühle, daß diese und noch andre Stellen in diesem Tagebuche, wegen ihrer merkwürdigen Koincidenz mit nachfolgenden Ereignissen, wohl den Verdacht erregen könnten, als seien sie in späterer, als der hier angegebenen Zeit geschrieben. Allein hiergegen protestire ich feierlichst, und versichere, daß, abgesehen von einer sorgfältigern Revision, Alles hier steht, wie ich es in meinem Tagebuch aufgezeichnet habe, und daß obige Stelle buchstäblich Wort für Wort von den Bemerkungen kopirt ist, die ich noch an dem Tage des Gesprächs, und höchstens drei Stunden nachher niedergeschrieben habe.

Beweggrund waren, für ihr Dableiben gestimmt haben würde. Niemand vermochte dem König ihren Verlust zu ersetzen, und da sie nicht öffentlich erschien, auch keine Ansprüche darauf machte, so überwogen die Vortheile ihrer Gegenwart alle Einwürfe. Da ich nun so viele Diskussionen über diesen Gegenstand mit angehört hatte, war ich neugierig, Erkundigungen über deren Ursprung einzuziehen, und die günstige Gelegenheit ergreifend, zu der Königin zu sagen: „Ich habe bemerkt, daß man sich in Dresden sehr mit der Aussicht beschäftigt, Ihre Majestät zu bewegen, einige Tage länger daselbst zu verweilen.“ Darauf antwortete sie: „Ich bekenne, daß unter anderen Verhältnissen ein längerer Aufenthalt in Dresden mir großes Vergnügen gewährt hätte; allein jetzt könnte ich mich desselben nicht erfreuen — mein Gemüth ist zu voll ernster Betrachtungen, und zudem weiß ich nicht, wie meine Stellung werden könnte. Uebrigens unterwerfe ich mich bei dieser, wie bei allen andern Gelegenheiten ganz des Königs Willen. Ich fürchte mich, nach Berlin zurückzukehren, und scheue mich auch vor den beunruhigenden Gerüchten, denen man in größerer Entfernung von der eigentlichen Scene stets ausgesetzt ist. Auch wissen Sie ja, wie thätig gerade in diesem Augenblicke der böse Wille ist.“

Den Tag zuvor hatte sie zu Herrn von Götzen gesagt: „Wie ist es möglich, daß man mich nach Berlin verbannt? Ist es denn so wünschenswerth, daß ich Kunde von den Vorgängen des Kriegs durch des Herrn von Bray Hände erhalte?“ Dann sagte sie freimüthig, daß, sofern es von ihr abhänge, sie bleiben werde. „Der

König hat mir zum Glück erlaubt, ihn morgen zu begleiten, und ich werde ihn nicht eher verlassen, als bis er es wünscht." Sie sagte durchaus nichts, was auf mich persönlich Bezug hatte, weder im Anfang, noch während des Verlaufs dieser Audienz; ein mit der vollkommensten Würde durchaus harmonirender Umstand. Nur erst, als ich mich empfahl, beehrte sie mich mit einigen gütigen Worten; aber es geschah mit so vollendeter Anmuth, daß ich diese Worte nie vergessen werde. Die Herzogin von Hildburghausen, der Königin Schwester, war während der ganzen Audienz gegenwärtig.

Als ich den Palast verlassen, begegnete ich vielen Truppen, aus Detaschements verschiedener Regimenter bestehend, die von Gotha und Eisenach zurückkehrten. Der König war zu Pferde; Götzen, der hinter ihm ritt, kam an mich heran und sagte: „Ich habe wichtige Nachrichten — die Franzosen haben Tauentzien angegriffen, und er hat sie tapfer zurückgeschlagen." Ein anderer Offizier, dem ich begegnete, erzählte mir, ein Kourier sei so eben mit der Botschaft von Wien angekommen, der Kaiser habe seine Neutralität erklärt. Nun ging ich zum Grafen Haugwitz, um mich von der Wahrheit dieser Berichte zu überzeugen. Ich fand den Marquis Lucchesini bei ihm. Man zeigte mir den Bericht des General Tauentzien, worin bestätigt war, daß die Franzosen in der Nacht vom 7. und 8. vorgerückt, und eine Demonstration zu einem Angriff gemacht hätten; allein da sie ihn zu ihrem Empfange bereit gefunden, hätten sie ihren Plan, obwohl nicht ohne einigen Verlust, wieder aufgegeben. Hierauf habe er sich

von Hof nach Schleitz in bester Ordnung zurückgezogen. Das Einzige, was er noch hinzufügte, war die ohne Zweifel etwas frühzeitige Bemerkung, daß der Feind bei diesem ersten Versuche eine gewisse, sonst ungewöhnliche Furchtsamkeit gezeigt habe.

Obgleich mit General Tauentzien ganz zufrieden, und vor Allem, weil ich glaubte, daß so ohne Verlust und Unglück eine Vereinigung mit dem Korps des Fürsten Hohenlohe zu Stande gekommen sei — denn wir konnten noch nicht wissen, was sich gerade in diesem Augenblicke unterdessen in Schleitz ereignet hatte, — konnte ich dies doch unmöglich ein Treffen nennen, und noch weniger ein erfolgreiches, da durchaus kein Gefecht Statt gefunden hatte. Um so mehr erstaunte ich, als ich hörte, daß Graf Haugwitz beabsichtige, es zum Gegenstand eines gedruckten Bülletins zu machen, und es durch Kouriere nach Dresden, Berlin, Wien, und ich glaube sogar, nach Petersburg und London zu schicken. Ich hörte ihn, in Beziehung auf diese Maßregel, die auffallendsten, um nicht zu sagen lächerlichsten Dinge sagen. Auch verhehlte ich meine Ansicht in keiner Weise, und um so weniger, als ich bald entdeckte, daß der Marquis sie vollkommen theile. Wir vereinten nun unsere Anstrengungen, ihn von der Idee dieses Bülletins abzubringen, welches aus dem einfachen Grunde durchaus keine Information gewährte, weil der Bericht des Generals davon nichts enthielt; und sonach die Geschichte dieses Krieges mit der Erzählung des friedlichen Rückzugs eines Vorpostenkorps begonnen hätte. Allein Graf Haugwitz bestand darauf. Während der Pausen der Dis-

kussion ward die lächerliche Geschichte mit Herrn Laforêt wieder zum Vorschein gebracht; selbiger war nicht gegangen; eine neue Berathung war gehalten, aber wieder nichts entschieden worden. Auch bemerkte ich deutlich, daß diese absurde Angelegenheit ihre ganze Aufmerksamkeit fessele.

Als man nun wieder auf die Bülletinfrage zurückkam, ward nach langer Diskussion ausgemacht, daß zwar keins gedruckt werden solle, daß man aber mit der glücklichen Nachricht einen Kourier nach Dresden senden wolle. Graf Haugwitz schloß sich hierauf drei Stunden lang ein, um über einen Artikel zu studiren, der dem Kurfürsten von Sachsen weder zu viel noch zu wenig Hoffnung mache. Ich gestehe, noch nie waren mir des Grafen Haugwitz höchst mittelmäßige Talente offenbarer gewesen, und hatte ich so deutlich als jetzt eingesehen, wie wenig seine Fähigkeiten der Aufgabe gewachsen waren, die er übernommen hatte. Ein Blick des Marquis Lucchesini bewies mir, daß er in meinen Gedanken gelesen. Kurz, die Vorfälle an diesem Morgen, nebst so vielen anderen Beweisen, die ich gesammelt hatte, bestätigten definitiv meine Ansicht, daß dieser Minister, den fast alle seine Zeitgenossen für einen vollendeten Diplomaten hielten, sowohl in Hinsicht politischer Tiefe, als Schlauheit, nur ein sehr schwacher Mann mit höchst beschränkten Geisteskräften war, dessen zahllose, beklagenswerthe Fehler weniger ihren Ursprung in bösem Willen, als vielmehr in dem Umstande fanden, daß er fortwährend unfähig war, etwas Besseres zu thun. Auch der Kourier von Wien ward Gegenstand einer Dis-

kussion. Man versicherte, daß keine eigentliche Neutralitäts-erklärung erfolgt sei, sondern daß dem Grafen Finkenstein nur die Mittheilung geworden, der Kaiser wolle sich zu nichts verpflichten, und daß, obgleich in der That eine Neutralität bestehen werde, diese Maßregel ihn nicht einmal hindern solle, einen Offizier ins preußische Hauptquartier zu schicken. Alles dieses sollte vor des Kaisers Rückkehr nach Wien gesagt worden sein, und man fügte hinzu, der König sei dadurch vollkommen befriedigt. Indessen zeigten sie mir die Botschaft nicht, wie sie es vor der Ankunft dieses letzten Kouriers immer gethan hatten. Dieser Umstand nun verleitete mich zu der Vermuthung, daß in ihr nicht so ganz befriedigende Umstände vorkämen, die man vor mir zu verhehlen für gerathen hielte. Was mich aber noch mehr in diesem Glauben bestärkte, waren die abermaligen Versuche, mich zu bewegen, nach Wien zu schreiben, — Bemühungen, bei welchen sich Herr von Lucchesini mit dem Grafen Haugwitz vereinte. Mein Entschluß in dieser Beziehung war gefaßt; allein ich sah voraus, daß die schwachen Einwürfe, durch welche ich den ersten Vorschlag dieser Art beseitigt hatte, bei dieser Gelgenheit nicht ausreichen würden. Und so beschloß ich, die wahren Beweggründe meiner Weigerung mit solchen Modifikationen zu beurkunden, wie sie die Höflichkeit erforderte. Ich erklärte freimüthig, ich wolle deshalb nicht schreiben, weil ein aus Erfurt datirter Brief nicht den Stempel der Wahrheit und Unbeschränktheit trage, wie dies doch unumgänglich nöthig sei, um gute Wirkung zu äußern. Lucchesini gab mir vollkommen Recht, und

drang nach dieser Erklärung nicht weiter in mich; ein Umstand, der auch aller Wahrscheinlichkeit zufolge den Grafen Haugwitz bewog, seinen Vorsatz aufzugeben.

Nachdem ich mit Graf Haugwitz dinirt, war ich nicht blos Zeuge, sondern auch thätig eingreifend bei einer andern Scene, die ganz geeignet war, die Personen zu charakterisiren, welche dies Drama leiteten. Ich hatte den am vorigen Tage geäußerten Wünschen zufolge eine Proklamation an die Truppen aufgesetzt. Der König hatte dieselbe gebilligt, hielt sie jedoch nicht für geeignet, auch das Volk zu gewinnen; so sagte Graf Haugwitz.

(Lücke im Originalmanuskript.)

Ich stellte dem Grafen Haugwitz vor, daß das, was der König von mir gefordert, unausführbar sei, — und daß es meiner Ansicht nach ein sich widersprechendes Problem bleibe, für die höheren Klassen der Armee angemessen zu schreiben, und dabei zu gleicher Zeit auf die Fassungskraft des gemeinen Soldaten Rücksicht zu nehmen Wolle man letzteren Zweck erreichen, so sei es weit rathsamer, eine besondere Adresse aufzusetzen, und die erste zu lassen, wie sie sei. Dieser Vorschlag erfreute sich jedoch keines günstigen Erfolgs; lange und ermüdende Diskussionen entspannen sich über jede Sentenz der Proklamation. Graf Haugwitz versicherte, der König knüpfe an dieß Dokument so großes Interesse, daß er den ganzen Morgen mit demselben beschäftigt gewesen sei, und drang fortwährend in mich, zu versuchen, ob ich dasselbe nicht noch für das Volk verständlicher machen könne. Ich arbeitete

nun wieder eine ganze Stunde daran, jede Veränderung damit vornehmend, die ich zur Erzeugung der gewünschten Wirkung für geeignet hielt, obgleich vollkommen überzeugt, daß ich diesen Zweck nicht erreichen würde, da die Natur des Gegenstandes die gewünschte Einfachheit nicht gestattete. Graf Haugwitz präsentirte sie nun von Neuem.

Um 6 Uhr Abends, wo ich wieder zu ihm beschieden war, gab mir Graf Haugwitz die Proklamation zurück, mit Noten, Verbesserungen und Hinzufügungen bedeckt, die der König zum größten Theile selbst mit Bleistift geschrieben hatte, und die deshalb oft unleserlich waren. Er überhäufte mich mit Entschuldigungen, mich wegen dieses Dokuments so vielfach belästigen zu müssen, und schien zu glauben, ich sei recht ärgerlich darüber, trotz aller meiner desfallsigen Protestationen. Hierauf erklärte er, daß auch er es nicht für geeignet halte, die Proklamation in dem Zustande zu lassen, wie sie der König zu sehen gewünscht. Er rieth mir, zu einer neuen Kompilation zu schreiten, in welcher ich des Königs Ausdrücke beibehalten sollte. Dies erschien auch mir anfangs gut und recht annehmbar. Allein nach einiger Ueberlegung meinte ich doch, diesen Vorschlag verwerfen zu müssen. Ich erklärte, daß diese meine Weigerung keineswegs aus dem Gesichtspunkte der Schwierigkeiten zu betrachten sei, welche diese neue Arbeit bieten könnte, sondern daß es mir unvereinbar mit der hohen Achtung, welche ich gegen den König hegte, bedünke, wollte ich ein Dokument in der angerathenen Weise behandeln, an welches er eigene Hand gelegt hatte; daß dies sein höchstes Mißfallen erre-

gen müsse, und daß ich selbst Se. Excellenz nicht für befugt halte, persönlich die Folge davon zu verantworten. Diese Bemerkungen versetzten ihn in unbeschreibliche Verlegenheit, und wäre die Sache weniger ernst gewesen, so würde ich herzlich darüber haben lachen müssen. Nun fragt er mich mit größter Kümmerniß, ob ich denn kein anderes Auskunftsmittel wüßte. Ich schlug endlich vor, er möchte dem Könige sagen, wir wären nicht im Stande gewesen, seine Noten zu entziffern (was bis zu einem gewissen Grade auch in der Wahrheit begründet war), und bäten Se. Majestät, zu gestatten, das Dokument von Einem umschreiben zu lassen, der gewohnter sei, seine Handschrift zu lesen. Ich nannte Graf Götzen, wohl wissend, daß, wenn er mit diesem Geschäft beauftragt sei, wir es in keine besseren Hände geben könnten, und es so ohne weitere Schwierigkeiten beendigt werden würde, um so mehr, als ich überzeugt war, der König werde sich zuerst an diesen wenden. Dieser Rath gewährte dem Grafen Haugwitz großen Trost; der König nahm ihn an; Götzen that sein Möglichstes, des Königs Noten meinem Texte angemessen zu machen. Trotz aller Unvollkommenheiten und Verschiedenartigkeiten dieser Produktion aber würde dieselbe doch ihre Wirkungen geäußert haben, wenn nicht die Ereignisse gerade in dem Augenblick dagegen angekämpft hätten, wo sie erscheinen und gelesen werden sollte.

Acht Uhr Abends sah ich den General Kalkreuth, der im Laufe des Tages nach Erfurt gekommen war. Er fragte, was ich vom Stande der Dinge halte? Ich erwiederte, daß ich hinreichende Gründe zur ernstlichsten Besorg-

niß zu haben glaube, und daß nur das allezeit von vielen Offizieren den beunruhigenden Symptomen zum Trotz offenbarte Vertrauen mich in einer Art von Zweifel erhalte. Auch er vermochte keine einzige seiner düsteren Ahnungen zu beseitigen, hinzufügend, die verhängnißvolle Krisis nahe sich mit reißenden Schritten, nichts habe sich in der Hauptsache verändert, und die Resultate würden sein, wie er sie vorausgesagt, wenn nicht irgend ein Wunder zu ihren Gunsten geschähe.

Ich brachte den Rest des Abends in Gesellschaft des Marquis Lucchesini hin. Offen sprach ich mit ihm über verschiedene beunruhigende Umstände, über das Schwanken und den Mangel an Zusammenhang, den ich in den militairischen Maßregeln bemerkt, und über die Disposition vieler leitender Personen, so weit ich hierin meine Beobachtungen zu machen Gelegenheit gehabt hatte. Laforêt blieb in Erfurt; nur erst an diesem Abend waren sie nach so vielen nutzlosen Diskussionen zu dem Entschlusse gelangt, ihn den nächsten Tag nach Langensalze zu schicken. Ich konnte nicht umhin, gegen den Marquis zu äußern, daß diese Maßregel mich sehr affizirt habe, nicht sowohl wegen des Individuums, da Herrn Laforêts Aufenthalt im Hauptquartiere höchstens eine Unschicklichkeit war, ohne alle Gefährlichkeit, sondern weit mehr der Schwäche, Unbestimmtheit und Mittelmäßigkeit wegen, welche der Herzog von Braunschweig, und ganz besonders Hr. von Haugwitz, bei dieser an und für sich unbedeutenden Veranlassung offenbart hatten. Er stimmte mir bei, und beklagte dies Ereigniß selbst aufrichtig. Bei dieser Gelegenheit sagte er

mir, daß er, wenn er nicht blind sein wolle gegen seine eigenen Verdienste, es als ein Glück betrachten müsse, daß der König ihn in seiner Nähe behalten; daß er es sich zur Regel gemacht habe, sich durchaus in nichts zu mischen, wobei er nicht befragt worden, und daß er, um dem Grafen Haugwitz nicht zu nahe zu treten, seitdem er im Hauptquartiere sei, auch nicht eine einzige Zeile geschrieben habe. Allein er müsse der Wahrheit gemäß erklären, er wisse nicht, was sich ereignet haben würde, wenn er nicht unaufhörlich geholfen, ermuntert und den Grafen Haugwitz beständig angetrieben habe, der eine Operation weder anzufangen, noch zu beendigen wisse, und in schwierigen Augenblicken der Krisis am allerunwirksamsten sei.

Nach einer solchen Erklärung glaubte auch ich, seine Nachsicht wegen einiger Bemerkungen in Anspruch nehmen zu dürfen. Ich äußerte nämlich, daß alles dies hinreichend sei, vor der Zukunft zu zittern; daß ich nicht begreifen könne, was noch aus der Sache werden solle, wenn der König sich einerseits auf einen Oberanführer, wie der Herzog meiner Meinung nach war, stützen müsse (Herr von Lucchesini schien zwar in diesem Punkte nicht mit mir übereinzustimmen), und andererseits auf einen Minister, wie er den Herrn von Haugwitz zu beschreiben, sich selbst genöthigt sähe. Und wenn ich nicht immer vor Augen hätte, wie er — es war dies meine feste Ueberzeugung — das Werk aufzuziehen und in Gang zu bringen suche, so müßte ich wahrhaftig fürchten, die ganze Maschine werde ins Stocken gerathen. Dann fragte ich ihn, ob wir nicht bei einer Disposition, wie wir sie beim Grafen Haugwitz

kannten, allen Grund hätten, für die Stabilität der Unternehmung zu befürchten, und ob nicht vielmehr eines Tags, wenn Unglück hereinbrechen sollte, eine Veränderung des Systems zu erwarten wäre? Er antwortete: „Was das anbetrifft, nein! der allgemeine Impuls zwingt ihn; und zudem stehe ich dafür, daß in diesem Augenblick Niemand gegen Napoleon erbitterter ist, als Graf Haugwitz und Lombard; Beide haben, wie ich schon einmal gegen Sie bemerkte, stets geglaubt, sie hätten ihn in der Tasche — sie wurden gedemüthigt und getäuscht, und das werden sie nie vergessen."

Dritter und letzter Artikel.

Freitag den 10. Oktober. — Das Hauptquartier sollte nach Blankenhain verlegt werden. Die Regimenter der zweiten Linie des Centrums erhielten Befehl, auszumarschiren, ehe sich der König dorthin begebe. Um 9 Uhr Morgens stieg der König zu Pferde; unmittelbar darauf folgte die Königin mit zwei Wagen, in welchen ihr gesammtes gegenwärtiges Gefolge Raum fand. (Es bestand nur aus Frau v. Voß, Fräulein v. Tauentzien, Frau von Buch und zwei Kammerfrauen.) Sie hielten wohl über zwei Stunden vor dem Thore von Erfurt, um die Regimenter passiren zu sehen. Diese bestanden aus zwei Bataillonen der Garde zu Fuß, einem Bataillon der alten Garde, aus des Königs eigenem Infanterieregiment, dem des Herzogs von Braunschweig, dem Regiment des Gen-

darmeriegardekorps, aus den Dragonern der Königin, und noch einem Kavallerieregiment.

Ich bekenne, daß ich mich, als ich diese Truppen sah, so glänzend und frisch, als rückten sie eben zum ersten Male aus ihren Quartieren — die Offiziere voll Begeisterung, die Mannschaft vollkommen ausgerüstet, mit ausgezeichnet schönen Pferden versehen — trotz der guten Gründe ängstlichster Besorgniß, doch wieder auf einen Augenblick vom Zauber der Hoffnung fesseln ließ. Allein es war auch das letzte Mal, wo ich mich solcher Täuschung hingeben konnte; — auch das diplomatische Korps verließ Erfurt am nächstfolgenden Tage.

Graf Haugwitz meinte, daß, da dem Sturme nun Windstille gefolgt sei, wir uns auch heute unserer Freiheit erfreuen möchten. Im Vertrauen bekannte er mir, es gäbe für ihn keine größere Erleichterung, als wenn er sich von den immerwährenden Kriegsrathsitzungen, die alle seine Zeit in Anspruch nähmen, befreit sähe. In der That war es auch merkwürdig genug, die Herren von Haugwitz und Lucchesini während des größern Theils des Tages mit militairischen Berathungen beschäftigt zu sehen, und vor allem findet diese Bemerkung auf den erstern dieser Minister Anwendung, der kaum wußte, wo er den Osten auf der Landkarte finden sollte, und deshalb wohl kaum Hoffnung machen konnte, bei dieser Gelegenheit große Hülfsquellen zu bieten. Der Kriegsrath in Erfurt bestand aus Seiner Majestät dem König, dem Herzog von Braunschweig, dem Feldmarschall Möllendorff, Obristen Kleist, dem ersten Adjutanten des Königs, und den Herren von

Haugwitz und Lucchesini. Kein anderer General ward zugelassen; und anstatt deren Talente (woran in der Armee kein Mangel war) und militairische Erfahrungen, die, obgleich dürftig, doch nicht ganz fehlten, zu benutzen, plagte man Männer damit, deren kostbare Zeit wohl anderweitigen Arbeiten hätte aufbewahrt bleiben sollen.

Ich speiste beim Grafen Haugwitz; er war in der bestmöglichen Laune. Den Herrn Laforêt war man eben los geworden; die Proklamation war beendigt, und das Manifest nach Weimar gesendet worden, um dort unter unmittelbarer Leitung des Herrn von Schladen gedruckt zu werden. Jeden Augenblick erwartete man des Lord Morpeths Ankunft (sie glaubten, er sei am 2. oder 3. von Hamburg abgereist); so wie auch die eines russischen Generals, der, wie man aus Berlin geschrieben, ebenfalls unterwegs sei. Was die militairischen Angelegenheiten anbetraf, so galt des General Tauentziens Rückzug nach Schleiz in den Augen des Grafen Haugwitz als vollkommner Erfolg; kurz alles zeigte sich ihnen von der lächelnden Seite, und keinem, der bei diesem Diner zugegen gewesen, mochte wohl im entferntesten in den Sinn gekommen sein, daß in der nämlichen Stunde die Niederlage der Armee begonnen hatte.

Nach dem Diner nahm ich Abschied von Herrn Lombard, der den folgenden Tag nach Berlin abreisen wollte. Die Art und Weise, wie sich der König von ihm getrennt hatte, deutete nicht auf Ungnade, und die Gerüchte, welche in dieser Beziehung umliefen, waren durchaus ungegründet. Ich fand ihn sehr aufgeregt; er dankte mir warm und

herzlich für all das Gute, welches nach seiner Meinung das Resultat meines Aufenthaltes gewesen war, und versicherte, auch der König erkenne es an, und werde gewiß in Zeiten größerer Ruhe nicht verfehlen, sich mit Dankbarkeit daran zu erinnern. Ja, er schloß sogar damit, zu sagen, daß, wenn ich irgend in den Fall kommen sollte, des Königs Güte in Anspruch zu nehmen, er im Voraus dafür hafte, daß jedes Gesuch von meiner Seite bewilligt werde. Hierauf erwiederte ich nur, daß des Königs gute Meinung das alleinige Ziel meiner Wünsche wäre, und daß alles, was ich vom König erbitte, eine glückliche Befreiung Deutschlands sei.

Da es mein Zweck war, überall Belehrung und Nachrichten einzuziehen, wo ich nur immer deren zu erlangen hoffen durfte, so ließ ich auch an diesem Abend die Gelegenheit nicht vorüberschlüpfen, ein Gespräch mit Herrn v. Bohm anzuknüpfen, der seit den letzten zehn Jahren bei der preußischen Gesandtschaft in Paris attachirt gewesen war. Obgleich ein Mann von nicht sehr bedeutenden Fähigkeiten, und fast ganz von seinen Privatangelegenheiten in Anspruch genommen, gab ihm doch seine Stellung die Mittel in die Hand, zu beobachten, was um ihn vorging.

Zu einer Zeit, wie die damalige, während welcher ich mich in Erfurt befand, öffneten sich alle Herzen, und es gab kein Geheimniß; jeder wünschte dem andern zu beweisen, daß das, was er voraussage und berechne, sich auch ereignen müsse und werde. Mein Wunsch ging nun dahin, noch mehr und bestimmtere Nachrichten über das

Benehmen des Herrn von Lucchesini während der letzten Zeit seines Aufenthaltes in Paris einzuziehen. Denn trotz der Aufrichtigkeit, mit welcher er über den größeren Theil der jüngsten Ereignisse mit mir gesprochen hatte, der persönlichen Artigkeit und Höflichkeit, mit welcher er mich in Erfurt behandelte, des Vergnügens, welches mir seine Unterhaltungsweise gewährte, und der unveränderlichen Liebenswürdigkeit, die fortwährend seine ganze Korrespondenz mit mir auszeichnete, und alles dies vereint mit dem anziehenden Wesen, durch das er Alle, die ihm nahten, zu fesseln wußte, konnte ich es doch nicht über mich gewinnen, die Rolle zu vergessen, welche er während der Delusionsperiode, unter deren Einflusse Preußen so lange gestanden, gespielt hatte. Deshalb war ich denn auch sehr begierig, zu erfahren, wie er sich habe entschließen können, sein Benehmen so plötzlich zu ändern, und selbst das Werkzeug zum Bruche mit Frankreich zu werden.

Ich fragte Herrn von Bohm, ob dem Marquis bei der bekannten Vorliebe, welche er von jeher für Paris gehegt, die Nothwendigkeit, Berichte abzustatten, die darauf berechnet waren, ihn seiner Stelle zu berauben, nicht eine schwer zu erfüllende Pflicht gewesen sei? Er erwiederte: „Wenn der Marquis nicht durch Gründe vollkommen überzeugt gewesen wäre, daß die Freundschaft zwischen Frankreich und Preußen in den letzten Zügen läge, und er sich durch Verhehlung der Wahrheit nur kompromittire, ohne damit irgend ein für ihn nützliches Ziel zu erreichen, er würde sich gewiß nicht dazu entschlossen haben, sich in

einer Weise zu äußern, wie sie in den Depeschen vorwaltet, auf welche Sie anspielen."

Diese Antwort war durchaus genügend; allein da dieser Gegenstand einmal berührt war, wurden bei dieser Gelegenheit auch noch andre, vorher geheimnißvolle Verhältnisse entwirrt. Herr v. Bohm fügte nämlich zu Obigem hinzu: „er habe keine Ursache zur Beschwerde über den Marquis; auch hege er keinen Unwillen gegen ihn, habe aber dessen politisches Betragen stets gemißbilligt, ja er halte sogar ihn vor allen, die das alte System unterstützt hätten, für den schuldigsten, da die andern doch wenigstens die Entschuldigung für sich hätten, daß sie nicht hinlänglich berichtet gewesen seien, um die nachtheilige Tendenz des früheren Systems in vollkommenster Ausdehnung zu beurtheilen. Ihn hätten anfangs die Schmeichelei und die wiederholten Freundschaftsversicherungen, mit welchen die französische Regierung zu allen Zeiten verschwenderisch gewesen, bestrickt; seitdem habe aber der Marquis hinlängliche Gelegenheit gehabt, deren wahren Werth kennen zu lernen, um noch längerer Täuschung zu fröhnen; auch sei er von Bonaparte zu schlecht behandelt worden, um ihm nicht bittersten Haß zu weihen. Der einzige Beweggrund, der ihn veranlaßt habe, die Lage der Dinge in einem anderen Lichte zu zeigen, als er sie wirklich sah, war seine unglückliche Vorliebe für die Stelle, welche er in Paris inne hatte; dieser Umstand aber erkläre sich zum Theil aus der unumschränkten Gewalt, welche seine Gemahlin über ihn ausübe. Letztere, welche Paris nicht gegen den Himmel vertauscht haben würde, fiel

schon bei dem bloßen Gedanken, diese Stadt zu verlassen, in Ohnmacht, und quälte ihren Gemahl unaufhörlich, alle in seiner Macht stehenden Mittel anzuwenden, um seinen Aufenthalt daselbst zu verlängern. Daher sein langes Schweigen, die immerwährenden Ausflüchte und Prävarikationen, sowie die stets erneuerten Bemühungen der offenbarsten Nothwendigkeit zum Trotz, einen Bruch mit Frankreich zu verhüten."

Obgleich nun diese Erklärung nicht zur Erläuterung alles dessen hinreichte, was zu einer vollständigen Berichtigung erforderlich gewesen wäre, so hatte ich doch allen Grund, sie so weit, als sie eben ausreichte, für wahr zu halten.

Ich hatte diesen Abend noch eine letzte Besprechung mit dem Marquis Lucchesini selbst; sie war höchst interessant, und dehnte sich demzufolge auch bis 2 Uhr Morgens aus. Auf meine Bemerkung, daß wir ja seit einigen Wochen ganz ohne Nachricht aus Petersburg wären, beklagte er schmerzlich die Verzögerung und Unentschiedenheit, durch welche wir schnellen Beistands von Seiten Rußlands beraubt worden seien. Er sagte, anstatt den Herrn von Krusemark vor Ende August abreisen zu lassen, habe man leider erst des Herrn von Knobelsdorf erste Depesche abgewartet; da nun dieselbe erst am 17. September angekommen, so sei auch Herr von Krusemark nicht vor dem 18. von Berlin gesendet worden. Vor dem 30. habe derselbe nun nicht nach Petersburg kommen können, und da demzufolge die Marschordre die russischen Truppen nicht vor dem 7. oder 8. Oktober zu erreichen

vermocht, so sei es gar nicht möglich, daß sie vor Mitte November auf das Operationsgebiet einrücken könnten.

Er theilte mir diese Berechnungen in einer so ängstlichen, bekümmerten Weise mit, wie ich sie an ihm gar nicht gewohnt war. Wiederholt sagte er: „Ja, den Anfang des Kriegs können wir wohl allein unternehmen, aber ihn so nicht fortsetzen, oder beendigen." Bei dieser Gelegenheit schien er nun doch auch zu ahnen, daß es dem ersten Theil der Unternehmung an Schwierigkeiten nicht fehlen werde. Nun hielt auch ich es für meine Pflicht, mit ihm den hauptsächlich schwierigen Punkt zu besprechen, der mich so lange schon beschäftigt hatte; und ich sah voraus, daß es, wenn ich meinen Zweck nicht verfehlen wollte, nothwendig sei, den geradesten Weg einzuschlagen. Demnach sagte ich plötzlich zu ihm, daß ich nach reiflichster Erwägung alles bisher Gesagten nun auch die Gründe zu erfahren wünsche, welche sie bewogen hätten, gerade jetzt den Krieg zu beginnen. Im höchsten Grade verwundert, antwortete er: „Was wollen Sie damit sagen? Eine solche Frage habe ich wahrhaftig nach allen den Informationen nicht erwartet, in deren Besitz Sie bereits sind!" Ich erwiederte, daß ich im Gegentheile gerade jetzt endlich die Zeit herbei wünsche, wo ich im vollen Besitz aller erforderlichen Kunde und Belehrung wäre, um meine Zweifel über einen Gegenstand zu beseitigen, den mir zu erklären er allein im Stande sei. Hierauf theilte ich ihm in vollständigster Weise alle meine Ansichten mit, die sich im Wesentlichen auf Folgendes beschränkten.

Mein Hauptprincip sei stets auf eine geschickt vollführte Koncentration aller Streitkräfte, über welche Europa gebieten könne, gerichtet gewesen, da ich nur hierin das einzige Mittel einer Gleichgewichtsherstellung der Macht gegen Frankreich sehen könne. Zur Realisirung eines diesem Princip angemessenen Zustands der Dinge sei mir eine Vereinigung der beiden großen Mächte Deutschlands als die erste, wesentliche Bedingung erschienen. Schon im vergangenen Jahre hätte ich sogleich an einem günstigen Erfolg verzweifelt, so bald ich bemerkte, daß man einen solchen ohne Preußens sichere Mitwirkung für möglich halte, und ebenso könnte ich jetzt keine andre Ansicht hegen, wo ich die Vorbereitungen zu einem ähnlichen Unternehmen sähe, ohne daß man in den Stand gesetzt sei, auf Oesterreich zu rechnen. Weder in dem einen, noch in dem andern Falle wiege Rußlands Beistand, so wichtig derselbe auch an und für sich sei, dies große Desideratum auf, da ich gleich Anfangs, so bald die Rede von einem Kriege mit Bonaparte gewesen, stets die Ueberzeugung gehegt, daß Rußland durch die Natur der Dinge weder den Preußen Oesterreich, noch diesem Staate Preußen ersetzen könne. Preußens Lage sei aus mehreren, wohlbekannten Gründen sehr schwierig geworden, und es wisse ja, selbst jetzt, nachdem es einen Entschluß gefaßt, noch nicht mit Gewißheit, ob der Kaiser von Rußland den Vertrag vom 19. Juli ratificiren werde, oder nicht. Noch weniger aber sei dies Königreich darüber im Reinen, ob England, mit welchem es im Streit gelegen, die gewünschten Subsidien bewilligen werde, oder wenn dies

geschähe, unter welchen Bedingungen. Wenn man nun demnach einen Krieg unter so prekären Auspicien, in einem Augenblick anfange, wo die französische Armee im Herzen Deutschlands stünde, zu einer so vorgerückten Periode des Jahres, ohne einen Verbündeten im strengen Sinne des Worts, und ohne sichere Hülfsquelle im Falle einer Niederlage, und noch dazu einen Krieg, auf dessen Ausgang Preußens ganze Existenz beruhe, so müßten dazu meiner Ansicht nach nicht blos die möglichst bedeutsamsten Gründe, sondern größtmöglicher Nothdrang zwingen.

„Und geben Sie denn nicht zu, daß in der That solche Gründe vorliegen?“ unterbrach er mich. — „Aufrichtig gesprochen, nein! ich gebe zu, daß Sie gerechte, starke Motive zum Kriege haben, und ich werde wahrhaftig der letzte sein, der sie leugnet; allein unmöglich kann ich dieselben für so dringend halten, um unter den obwaltenden Umständen eine so augenblickliche, plötzliche Explosion zu rechtfertigen. Kein Zweifel, daß Sie Beweise von Napoleons Treulosigkeit vor Augen gehabt, von seinen Plänen gegen Sie und die übrige Welt. Ich weiß es, und brauche es nicht erst zu erfahren, daß er auf Preußens Vernichtung gesonnen hat. Wie könnte ich auch daran nur einen Augenblick zweifeln? Aber Alles, was ich bis jetzt in dieser Beziehung in Erfahrung gebracht — und ich nehme an, daß nichts mehr kennen zu lernen übrig ist — bietet mir noch keinen einleuchtenden Grund der Nothwendigkeit eines unmittelbaren Krieges dar. Napoleon konnte Sie vor dem Winter nicht angreifen; er vermochte Ihnen nicht einmal ohne Weiteres Hannover zu nehmen, denn der

Friede mit England war nicht unterzeichnet, und Zeit war erforderlich zur Ausführung desselben. Was aber die Drohungen, Beleidigungen und das Hohnsprechen anbetrifft, denen Sie sich gleich beim ersten Scheine von Widerstand ausgesetzt, so will ich nicht sagen (Gott behüte mich davor!), daß Sie dagegen hätten gleichgültig bleiben sollen, sondern meine Meinung ist vielmehr, daß Sie hätten in Erwähnung ziehen müssen, wie Ihr Ohr so manche Jahre taub geblieben, um auch noch einige Monate lang dergleichen Unziemlichkeiten zu ignoriren; und, hätte man mich um Rath gefragt, so wäre mein Vorschlag folgender gewesen: sich jedenfalls vor der Hand zu verstellen, und während man Unterwerfung affektirte, den Rest des Jahres im Geheimen dahin zu benutzen, die andern Mächte zu versöhnen, und sie bekannt zu machen mit der Umwälzung, die in Ihrem politischen Systeme vor sich gegangen; ein Verständniß mit England zu arrangiren, sich Rußlands völlig zu versichern, und dessen gute Gesinnung dahin zu benutzen, Oesterreich Vertrauen einzuflößen, und endlich gemeinschaftlich Zeit und Mittel zu berathen, um dann plötzlich einen kräftigen Schlag zu führen."

Ich hatte diesen Gegenstand Tag und Nacht so gründlich durchdacht, daß, ich darf es frei gestehen, meine Art des Raisonnements auf substantiellem Grunde fußte.

Der Marquis war auf alles dies nicht vorbereitet. Mein bisher beobachtetes Schweigen über diese Frage verleitete ihn zu dem Glauben, ich sei blindlings auf ihre Ansichten eingegangen, und der Abscheu, den ich zu allen Zeiten gegen die fluchwürdige Tyrannei, die auf uns

lastete, offenbart hatte, nebst meiner wohlbekannten Sehnsucht nach dem Augenblick der Befreiung, bestätigten ihn in seiner Meinung.

Sein ganzes Benehmen, so lange ich sprach, die Aengstlichkeit, welche sich in seinen Gesichtszügen kund that, und dabei doch das Bemühen, seine Verlegenheit zu verbergen, bewiesen mir bei dieser Gelegenheit über allen Zweifel, daß er im Herzen ganz meiner Meinung sei. Indessen antwortete er mir demungeachtet in folgender Weise. Unmöglich könne mir, sagte er, unbekannt sein, daß Preußen, mochte es dies nun verdienen oder nicht, seit einiger Zeit das Vertrauen von Europa verloren habe; die Wiedergewinnung dieses Vertrauens aber betrachte er als einen nothwendigen, vorläufigen Schritt, und nur der Donner ihrer Kanonen sei im Stande, zum Besitze dieses Vertrauens zu verhelfen. Hätte Preußen, ohne zugleich den Krieg zu beginnen, den Nachbarstaaten Vorschläge gemacht, nicht ein einziger würde denselben Gehör geschenkt haben. Preußens Stellung sei so beklagenswerth gewesen, daß es sich gezwungen gesehen, zu beginnen, wo es zuletzt zu endigen gewünscht haben würde; diese Vereinigung von Kraft und Willen könne jedoch nur auf die Basis eines gleich anfänglichen Erfolgs gestützt werden. Hätte der König aber diesen Weg nicht eingeschlagen, so wäre ihm keine andere Wahl geblieben, als sein ganzes Ministerium zu entlassen. Alle persönlichen Rücksichten bei Seite setzend, könne er mir aber versichern, und im Nothfall auch beweisen, daß eine solche Maßregel von Frankreich ganz wie eine Kriegserklärung betrachtet worden wäre, und gewiß

hätte dieses alsbald alle nöthigen Maßregeln ergriffen. Zudem ließe sich, da der Rheinbund einmal gebildet, und der Kaiser von Deutschland der Kaiserwürde entsagt habe, sowie in Berücksichtigung von Napoleons nie schlummerndem Ehrgeize gar nicht sagen, welche Fortschritte er bis zum Frühjahr gemacht haben würde.

Ich erwiederte: ich sei weit entfernt, den letztern Punkt zu bestreiten; auch habe er wahrscheinlich ganz Recht in Hinsicht der Folgen einer plötzlichen Veränderung des Ministeriums; auch könne ich nicht leugnen, daß sehr ernstliche Nachtheile von allen Maßregeln zu erwarten gewesen wären, zu deren Annahme sie sich entschieden hätten. Aber dennoch müsse ich bei meiner Ansicht verharren, daß ich es nur als ein Unglück betrachten könne, daß man den Krieg auf eigene Hand unternommen, an des Winters Schwelle, und ohne irgend eine unmittelbare Hülfsquelle im Falle des Unglücks. Wenigstens hätten sie doch zuvor eine Unterhandlung versuchen sollen, um nur zu sehen, was damit bewirkt werde. Durch solche Mittel hätten sie den unschätzbaren Vortheil in Händen gehabt, mit einem Vorschlag eines allgemeinen Friedens zu beginnen, welcher, wenn man ihn im Namen der vier Hauptmächte gethan hätte, Napoleon doch zur Erwägung dessen, was er zu unternehmen im Begriff sei, verleitet haben würde. In der Zwischenzeit wäre die schon bis zu einem gewissen Grade in Aufregung gebrachte öffentliche Meinung täglich entschiedener und gerüsteter geworden, und hätte die Anstrengungen vieler Regierungen mit fast unberechenbarer Energie unterstützt.

Hierauf sagte er: „Ganz gut. Seien Sie überzeugt, daß, wenn dies der Gegenstand der Berathung gewesen wäre, auch ich ein ganz Ihrer Ansicht entsprechendes Urtheil abgegeben hätte. Ich war es nicht, der den Krieg in dieser Jahreszeit angefangen zu sehen wünschte. Ich habe meine Pflicht gethan, indem ich alles mittheilte, in dessen Besitz ich war; allein der Entschluß war gefaßt, ehe ich von der Ankunft meiner Depeschen in Berlin hörte. Thatsache ist, daß dort überhaupt nicht mehr Zeit zum Berathen war. Das Publikum hatte hierüber schon entschieden; die Enthusiasten trieben weiter, und Sie wissen ja, was in Berlin Statt fand. Volksbegeisterung hatte den Höhepunkt erreicht, und das Kabinet konnte nicht länger dagegen Stand halten. In der Wirklichkeit war ich gerechtfertigt, wie das Publikum zu urtheilen, und obgleich ich wünschte, mit größerer Vorsicht zu Werke zu gehen, war ich es doch nicht länger im Stande. Selbst der König sah sich genöthigt, nachzugeben, um dem Geschrei und dem Lärm ein Ende zu machen, womit man ihn bestürmte."

Dies Argument gestattete keine fernere Replik; denn unmöglich konnte ich ihm sagen, daß gerade diese Aufregung, von der er gesprochen, eine der beklagenswerthesten Folgen der zu langen Dauer eines durchaus falschen und schädlichen Systems gewesen sei. Uebrigens hatte ich ja auch erlangt, was ich wollte. Offen hatte mir der Marquis gestanden, daß, wenn das Berliner Kabinet noch Freiheit und Macht gehabt habe, einen ruhiger Berechnung angemessenen Entschluß zu fassen, es gewiß eine

andere Bahn eingeschlagen hätte — ja sogar die, welche ich kurz zuvor für die geeignetste erklärt hatte. Dies Bekenntniß war alles, was ich wünschte. Allein um die Frage durchaus zu ergründen, griff ich sie noch einmal auf, indem ich noch die besondern Vortheile in Erwägung zog, welche Preußen von diesem Krieg erwarte. Hierauf bezüglich bemerkte ich: Es wäre doch nicht zu leugnen, daß die unmittelbare Veranlassung der Rüstung, Napoleons offen hervortretende Absicht, Preußen Hannovers zu berauben, gewesen sei. Die Zeit, in welcher es sich zu dieser Rüstung entschieden (7. August), beweise dies zur Genüge; ferner aber wünsche es, entweder den Kaiser von Rußland zu bewegen, seine Sanktion des Vertrags von Oubril zu verweigern — und damit dem Umstande vorzubeugen, daß sich der Friede mit England dem mit Rußland anschließe — oder sich selbst in eine Stellung zu versetzen, welche es möglich mache, den Besitz dieses Landes zu behaupten, gesetzt auch, England und Rußland sollten sich mit Frankreich vereinen, Preußen Hannovers zu berauben. Nun aber müsse ja Preußen, um eine Versöhnung mit England zu bewerkstelligen, diesem die Restitution von Hannover anbieten, für welches Land es, um es zu behalten, ja gerade zu kämpfen entschlossen sei."

Anfangs versuchte er, eine positive Erklärung durch eine geschickte Ausflucht zu umgehen, indem er sagte: „Weniger aus Furcht, Hannover zu verlieren, als vielmehr der französischen Regierung Verrätherei habe sie zum Beginn der Feindseligkeiten vermocht. Denn nachdem diese sie erst zur Okkupation gezwungen, drohe sie jetzt

wieder mit Beraubung desselben Gebiets, sei es mit Gewalt, oder durch List."

Mit dieser Ausflucht begnügte ich mich natürlich nicht, und dies um so weniger, als ich den gegenwärtigen Augenblick für günstig erachtete, Nachrichten über deren **bona fide** gefaßten Pläne in Hinsicht dieses Gegenstandes einzu ziehen. Deshalb fuhr ich fort: „Die Distinktion, welche er so eben aufgestellt, wolle ich nicht bestreiten; in der sei Bonapartes Benehmen gegen Preußen so infam und schändlich, daß man ein halbes Hundert Kriege gegen diese Macht damit rechtfertigen könne. Allein andrerseits wüßte ich auch, daß man in Berlin nichts weniger als gleichgültig in Beziehung auf die Aussicht, Hannover zu verlieren, sei; daß Leute von Gewicht, und sogar einige von denen, welche die Mittel, durch welche man dies Land erworben, nicht gebilligt, gegen mich geäußert hätten, daß, da die Sache einmal so weit gediehen, ein Rückschritt unmöglich, und der Besitz dieses Landes für Preußen durchaus nothwendig sei." (So äußerte sich unter andern H. v. Stein, — der sich dem Prinzip, welches bei der ersten Okkupation obwaltete, sehr entgegengestemmt hatte, — in unzweideutiger Weise gegen mich, als ich ihn im Juli in Dresden sprach.)

Nun erklärte er sich offener: „Alles, sagte er, hängt von der Wendung ab, welche die Verhandlungen mit England nehmen werden. Sollte diese Macht durchaus auf der Restitution Hannovers bestehen, und keine Mittel aufzufinden seien, England zu einer Verzichtleistung zu bewegen, so würde man das Land zurückgeben, darauf ver-

trauend, daß die Resultate eines glücklichen Kriegs irgend ein gutes Aequivalent dafür bieten würden. Da nun aber kein Anschein vorhanden sei, England zu überzeugen, daß dessen Gründe, das Land zu behalten, unzureichend wären, so würde es doch wenigstens irgend ein Aequivalent für Preußen vorschlagen, — sollte dies auch in einer gemeinschaftlichen Verabredung gegen Holland bestehen, zu dessen Eroberung es Beistand verspräche. Nun, fügte er hinzu, sind Sie auch in das letzte unserer Geheimnisse eingeweiht.

Und in der That war ich hinlänglich berichtet, um zu einer definitiven Ansicht zu gelangen. Schon vor meiner Reise hierher wußte ich, daß der größere Theil aller ehrenwerthen Männer in Berlin diesen Krieg aus Gründen herbeigewünscht hatten, derentwegen sie sich nicht zu schämen brauchten — nämlich den Fortschritten einer monströsen, alles überwältigenden Macht Einhalt zu thun — die deutschen Ketten zu zerbrechen — und ihr Vaterland aus dem entwürdigten, grausamen Zustande zu reißen, in welchen es der Ansicht seiner aufgeklärtesten Zeitgenossen zufolge gefallen war. Jetzt aber wußte ich, daß des Königs Minister auch nur diese Seite der Frage aufgefaßt hatten — erstens aus Furcht, welche ihnen die ewigen Anstrengungen ihrer Gegner und die allgemeine vorherrschende Aufregung einflößten; zweitens aus Ueberzeugung von der Treulosigkeit der französischen Regierung, und weil sie nicht länger die Opfer solcher Schändlichkeiten sein wollten; und endlich verleitet durch trügerische Hoffnungen auf einen erfolgreichen Ausgang — entweder indem

sie auf legitime Weise eine Besitzung konsolidirten, welche bisher doch nur usurpirt und prekär gewesen war, oder durch Erlangung neuer Erwerbungen, welche den Verlust aufwögen, ohne doch dadurch die Möglichkeit, ihn in kurzer Zeit wieder zu erlangen, zu entfernen. Ich wußte ferner, daß der König, dem Kriege stets entgegen, auch jetzt nur gewissermaßen gegen seinen Willen in diese merkwürdige Koalition aller Partheien hineingezogen worden war.

Auf der andern Seite war ich nun aber auch zu der Ueberzeugung gelangt, daß alle diese Individuen oder Partheien, welche an der ergriffenen Maßregel Theil genommen, weder die tiefe Bedeutung derselben in Erwägung gezogen, noch über den geeigneten Augenblick der Realisirung gehörig nachgedacht hatten, so wenig, wie über die erforderlichen Mittel, um günstigen Erfolg zu sichern, und über die nöthigen Kombinationen und Arrangements, um die im Auge gehabte Explosion zu bewerkstelligen; auch den Weg, den man in dem Falle einzuschlagen habe, daß die Resultate den gehegten Erwartungen nicht entsprechen sollten, hatte man wenig oder gar nicht im Voraus berechnet. Kurz das Ganze trug das Gepräge der Uebereilung, welche das allgemeine, tiefgefühlte Unglück wohl entschuldigen, die Absicht der ursprünglichen Anstifter sogar veredeln mochte, die aber Klugheit und gute Politik gerechtem Tadel unterziehen mußten. Es war ein Unternehmen, welches, wenn es mit Kühnheit und Einsicht geführt worden, wohl nicht gänzlich erfolglos gewesen wäre, seinen ursprünglichen Unvollkommenheiten zum Trotz, — das aber von der Stunde an, wo man dessen

20*

an den Kutschenschlag und sagte: „Wissen Sie es schon, was sich ereignet hat? Wir haben eine Schlacht verloren, und Prinz Louis ist gefallen.“ Darauf war ich nicht gefaßt; es überstieg alle meine Berechnungen. Ein solches Unglück wäre schon an und für sich groß genug gewesen; allein in diesem Augenblicke sah ich es, von den düstersten Vorbedeutungen überwältigt, als den Vorläufer noch anderen Mißgeschickes an. Ich stieg aus dem Wagen, ohne zu wissen, was ich beginnen sollte. Als ich Herrn von Schladen und den Grafen Görtz erblickte, glaubte ich von ihnen nähere Nachrichten einziehen zu können — nicht sowohl in Beziehung auf die Ereignisse des vorigen Tages, denn das kannte ich nur zu genau, sondern ich wollte Nachrichten einziehen über das, was in diesem Augenblick um mich vorgehe. Ich erfuhr, daß Weimar jetzt zum Hauptquartier bestimmt sei. So eben waren der König und die Königin angekommen. Den fernern Marsch der Truppen hatte man aufgeschoben, und der Herzog von Braunschweig beabsichtigte, hier ein Lager aufzuschlagen. Alle Welt war in der größten Bestürzung. — Als ich solche Nachrichten vernahm, schwand auch jeder Hoffnungsschimmer wie ein täuschendes Traumgebild, und vor meinen Füßen öffnete sich im Geist ein tiefer, dunkler Abgrund.

Die Volksmasse drängte mich mit fort bis zur sogenannten Esplanade. Dort standen wohl drei bis vierhundert Offiziere jeden Ranges und jeder Waffengattung um einige preußische und sächsische Husaren, von denen mehrere verwundet waren. Ich fragte rechts und links nach Neuigkeiten, und vernahm so nach und nach alle Details des

unglücklichen Treffens bei Saalfeld, sowie zu gleicher Zeit auch die traurige Nachricht von der Niederlage, welche Tauentziens Korps am 9. nach beträchtlichem Verluste bei Schleitz erlitten hatte. Noch immer konnte ich jedoch nicht begreifen, weshalb diese Nachrichten, so übel sie auch waren, eine völlige Veränderung des Operationssystems nöthig machen sollten, sondern meiner Ansicht nach wurde gerade durch sie eine Bewegung nach der Saale nur noch dringender als zuvor, und dies zwar mit verdoppelter Eile und Energie. Ich wußte, — und daß dies auch aller Andern Ansicht war, galt mir als Beweis, daß das bereits eingetroffene Unglück nur das Vorzeichen von noch weit größerem sei, — daß der Herzog von Braunschweig gleich bei der ersten unglücklichen Nachricht von einem panischen Schrecken ergriffen, bei dieser seiner retrograden Bewegung, und der Eile, hier ein Lager aufzuschlagen, keinen andern Zweck hatte, als für sich selbst eine kleine Spanne Zeit zu gewinnen, sich von seiner ersten Bangigkeit zu erholen, und Rath zu suchen (nicht bei seinen Generälen, denn er hatte keine ernannt), sondern bei seiner eignen individuellen Ungewißheit und Furcht. Auf allen Gesichtern malte sich Unzufriedenheit und Mißtrauen, und ruhelose Aufgeregtheit herrschte überall.

Ich begegnete dem General Kalkreuth. Er sagte: „Kommen Sie diesen Abend zu mir; wir werden bald nur noch nach Stunden, nicht mehr nach Tagen zu zählen haben.“ Einen Augenblick nachher traf ich den General Phull, der mit Worten des Zorns und des Verdrusses ausrief: „Alles muß unvermeidlich so schlecht als

möglich gehen, denn sie haben den Kopf verloren." So erstaunt und bestürzt war ich über alles, was ich hörte, daß ich fast für einen Augenblick den großen Verlust vergaß, den ich erlitten — und für den ich doch mein ganzes Leben lang keinen Trost mehr finden werde. In diesem Augenblick sah ich den Prinzen August von Preußen auf mich zukommen, der mich in Worten anredete, die ich kaum beschreiben kann. Ich hatte ihn seit meiner letzten Anwesenheit in Berlin nicht wieder gesehen; allein er kannte die traute Freundschaft, welche zwischen seinem erlauchten Bruder und mir bestanden hatte. „In welch' einem Augenblick müssen wir uns wieder sehen!" rief er aus, — während Thränen seine Stimme fast erstickten. Sich jedoch bald wieder sammelnd, und mit der für die jetzige Zeit erforderlichen männlichen Kraft rüstend, unterhielt er sich mit mir über die Gegenwart und Zukunft, und zwar in einer Weise, daß ich diesem interessanten, in meinen Augen so schätzenswerthen Prinzen meine vollste Bewunderung zollen mußte.

Graf Haugwitz erwartete uns um 8 Uhr in einem Gasthof zum Diner. Schweigen, Bestürzung und Traurigkeit führten dabei den Vorsitz. Wer das letzte Diner in Erfurt noch nicht vergessen hatte, dem mußte der jetzige Kontrast nicht minder auffallend, als die Ursache schmerzlich sein. Das Trostloseste von allem war die tiefe Unwissenheit, in welcher wir in Hinsicht auf des Feindes Bewegungen schwebten. Jedem stand es frei, sich selbst ein Gemälde in der Perspektive mit den düstersten Farben seiner Phantasie zu entwersen; jedoch in Betreff eines

Punktes schienen Alle zu harmoniren, und gerade dieser Punkt war ein Räthsel. Man glaubte die Franzosen in vollem Marsch auf Dresden. Alles übrige war in tiefes Geheimniß gehüllt. Man nahm an, einige Detaschements könnten die Richtung nach Gera und Leipzig eingeschlagen haben, allein das Hauptkorps des Feindes rücke in genannter Richtung vor. Jedoch man wußte davon in Weimar eben so wenig Gewisses, als vielleicht in derselben Zeit in Berlin oder Wien. Nach dem Diner kam Kapitän Kleist, erster Adjutant des unglücklichen Prinzen Louis. Er lieferte uns detaillirteren Bericht über das Gefecht bei Saalfeld, aber keinen über des Prinzen Tod, da er während des Gefechts kurze Zeit vor dem Statt gefundenen Unglück von ihm getrennt worden war. Das melancholische Ende dieses Prinzen erregte, so wunderbar es auch war, im Allgemeinen nur wenig Interesse. Unter denen, welche ihn hätten am meisten bedauern sollen, waren Einige, deren persönliche Berechnungen dergleichen Gefühle erstickten, während Andre wieder durch die unvorsichtige Gewagtheit seines Benehmens zu sehr afficirt waren, um an den Tribut zu denken, welchen sie so vielen seltnen Eigenschaften und so heldenmüthiger Hingebung schuldig waren. Ja, Einige erfrechten sich sogar unanständiger, grausamer Worte gegen den ruhmreich Gefallnen. Kurz Alle beschäftigte die Gefahr ihrer eignen individuellen Stellung so sehr, daß sie nicht Zeit zu ruhiger Ueberlegung finden konnten, und so schwand das grausame, traurige Unglück (denn ein solches war es in weit größerem Maße, als sie anfangs geglaubt) wie ein untergeordneteres Ereigniß

vorüber. Der König war nebst der Königin am tiefsten darüber betrübt, und wollte Keinen sehen.

Auch nach seiner Ankunft im Hauptquartier begab sich Marquis Lucchesini unveränderlich jeden Abend um 6 Uhr zur Königin zum Thee. Als ich ihn nun heute und in der genannten Stunde in seinem eigenen Hause fand, fragte ich ihn, ob er nicht wie gewöhnlich hinzugehen beabsichtige. Er antwortete, daß, obgleich er eine allgemeine Einladung erhalten habe, er es doch nicht wagen dürfe, sich gerade heute Abend vorzustellen, ohne daß man ihn besonders dazu auffordere. Während dem offenbarten sich überall die verdächtigsten Symptome. Ich ging zum General Kalkreuth, der, als er mich erblickte, ausrief: „Der unglückselige Augenblick, den ich vorausgesagt, ist da! Wir stehen mitten in der Krisis, ohne zu wissen, was aus uns binnen zwei Tagen werden soll!"

Eben entspann sich zwischen uns ein weitläufigeres Gespräch über diesen traurigen Gegenstand, als ich eine Deputation von Offizieren ins Haus treten sah; es waren Männer, ausgezeichnet durch ihre Verdienste und Talente. Einer von ihnen bemerkte, als Sprecher: „Wir kommen im Namen aller ehrenwerthen Männer in der Armee, um Euer Excellenz zu bitten, sich unsrer Lage anzunehmen. Schon hat man, fügten sie hinzu, dem König die Hälfte seiner Krone entrissen. — Halt, meine Herren — wie so das? unterbrach sie der General. — Ja! Euer Excellenz, die Hälfte seiner Krone. Wir wissen, was wir sagen; und auch die andere Hälfte wird er binnen Kurzem verlieren, wenn der Herzog von Braunschweig das Kommando

noch länger behält. Unzufriedenheit steht auf ihrem Höhepunkt. Wir können für nichts stehen, wenn nicht Mittel aufgefunden werden, den König von dieser Lage der Dinge in Kenntniß zu setzen. Auf Eure Excellenz nun haben wir voll Vertrauen unsre Blicke gerichtet, und hoffen, daß Sie diesen Auftrag übernehmen und die Sache leiten werden. Nicht eher können wir uns beruhigen, als bis wir erlangt haben, um was wir hier bitten."

Ich war so bestürzt über diese Verhandlungen, und es war mir so unangenehm, dabei zugegen zu sein, daß ich die Thür zu erreichen suchte; allein mich zurückhaltend, flüsterte mir der General zu: „Bleiben Sie doch da; es ist mir sehr lieb, Sie zum Zeugen zu haben." Die Offiziere suchten nun die Motive zu erläutern, welche sie bewogen hatten, diesen Schritt zu thun. Sie tadelten die Idee, bei Weimar ein Lager aufzuschlagen, nnd sprachen sich über die Gründe, welche den Herzog dazu veranlaßt haben möchten, mit Verachtung aus. Auch versicherten sie (um die Verwirrung vollständig zu machen) der Herzog habe sich sogar mit seinem Günstling, dem Obristen Scharnhorst, wegen dieser Maßregel entzweit. Sie fügten hinzu, der Oberbefehlshaber wisse weder, was er thue, noch was er thun wolle, weder wo er sei, noch wo er hingehen werde; und von einem Ende der Armee bis zum andern seien die außerordentlichsten Gerüchte in Umlauf.

Mit Klugheit und Würde antwortete ihnen der General, indem er sagte: Und wenn der König noch an diesem Abend mir das Kommando anvertraute, ich würde

andere Bahn eingeschlagen hätte — ja sogar die, welche ich kurz zuvor für die geeignetste erklärt hatte. Dies Bekenntniß war alles, was ich wünschte. Allein um die Frage durchaus zu ergründen, griff ich sie noch einmal auf, indem ich noch die besondern Vortheile in Erwägung zog, welche Preußen von diesem Krieg erwarte. Hierauf bezüglich bemerkte ich: Es wäre doch nicht zu leugnen, daß die unmittelbare Veranlassung der Rüstung, Napoleons offen hervortretende Absicht, Preußen Hannovers zu berauben, gewesen sei. Die Zeit, in welcher es sich zu dieser Rüstung entschieden (7. August), beweise dies zur Genüge; ferner aber wünsche es, entweder den Kaiser von Rußland zu bewegen, seine Sanktion des Vertrags von Oubril zu verweigern — und damit dem Umstande vorzubeugen, daß sich der Friede mit England dem mit Rußland anschließe — oder sich selbst in eine Stellung zu versetzen, welche es möglich mache, den Besitz dieses Landes zu behaupten, gesetzt auch, England und Rußland sollten sich mit Frankreich vereinen, Preußen Hannovers zu berauben. Nun aber müsse ja Preußen, um eine Versöhnung mit England zu bewerkstelligen, diesem die Restitution von Hannover anbieten, für welches Land es, um es zu behalten, ja gerade zu kämpfen entschlossen sei."

Anfangs versuchte er, eine positive Erklärung durch eine geschickte Ausflucht zu umgehen, indem er sagte: „Weniger aus Furcht, Hannover zu verlieren, als vielmehr der französischen Regierung Verrätherei habe sie zum Beginn der Feindseligkeiten vermocht. Denn nachdem diese sie erst zur Okkupation gezwungen, drohe sie jetzt

wieder mit Beraubung desselben Gebiets, sei es mit Gewalt, oder durch List."

Mit dieser Ausflucht begnügte ich mich natürlich nicht, und dies um so weniger, als ich den gegenwärtigen Augenblick für günstig erachtete, Nachrichten über deren **bona fide** gefaßten Pläne in Hinsicht dieses Gegenstandes einzu ziehen. Deshalb fuhr ich fort: „Die Distinktion, welche er so eben aufgestellt, wolle ich nicht bestreiten; in der sei Bonapartes Benehmen gegen Preußen so infam und schändlich, daß man ein halbes Hundert Kriege gegen diese Macht damit rechtfertigen könne. Allein andrerseits wüßte ich auch, daß man in Berlin nichts weniger als gleichgültig in Beziehung auf die Aussicht, Hannover zu verlieren, sei; daß Leute von Gewicht, und sogar einige von denen, welche die Mittel, durch welche man dies Land erworben, nicht gebilligt, gegen mich geäußert hätten, daß, da die Sache einmal so weit gediehen, ein Rückschritt unmöglich, und der Besitz dieses Landes für Preußen durchaus nothwendig sei." (So äußerte sich unter andern H. v. Stein, — der sich dem Prinzip, welches bei der ersten Okkupation obwaltete, sehr entgegengestemmt hatte, — in unzweideutiger Weise gegen mich, als ich ihn im Juli in Dresden sprach.)

Nun erklärte er sich offener: „Alles, sagte er, hängt von der Wendung ab, welche die Verhandlungen mit England nehmen werden. Sollte diese Macht durchaus auf der Restitution Hannovers bestehen, und keine Mittel aufzufinden seien, England zu einer Verzichtleistung zu bewegen, so würde man das Land zurückgeben, darauf ver-

cher gefährlichen Lage sie sich selbst einige Stunden zuvor befunden, (die Franzosen waren in das nur wenige Meilen vom Hauptquartier entfernte Rudolstadt eingerückt.) Ebenso berichtete er über die Maßregeln, welche sie ergriffen hatten, um diese Stellung zu decken, und was er selbst unter diesen Umständen gethan, wenn er an der Spitze von fünfzig Husaren gestanden hätte. Er wäre mitten in der Nacht bis vor die Thore von Rudolstadt geritten, um zu rekognosciren, was dort vorgehe. Als die Rede auf den Herzog und dessen Lager kam, sowie auf sein ganzes Benehmen, so bestätigte jede seiner Bemerkungen, Erklärungen und Anmerkungen meine Besorgniß, und rechtfertigte leider durchaus alle meine Antizipationen.

Endlich kam ich in meine Wohnung, aufgerieben von Ermüdung und Aufregung. Vergebens suchte ich Ruhe. Die Straßen waren vollgestopft mit Pferden, Kanonen und Bagagewagen; ein entsetzliches Getöse herrschte die ganze Nacht hindurch; und der Gedanke an das traurige Ende, dem diese Unternehmung und mit ihr das Schicksal Deutschlands und Europas entgegenging, warf mich in einen quälenden, fieberhaften Zustand.

Sonntag, 12. October. — Um 7 Uhr Morgens begab ich mich schon zum Marquis Lucchesini. Er gehörte gewiß nicht unter diejenigen, die ihren Kopf ganz verloren hatten, und jedenfalls mußte jetzt hinreichender Grund zu großer Beunruhigung vorliegen, um die Situation zu rechtfertigen, in welcher ich ihn fand. Er gab mir den ernstlich gemeinten Rath, sobald als möglich abzureisen.

Mit denselben Gedanken ging auch ich in der That um. Auch war ein verlängerter Aufenthalt hier für mich ganz nutzlos geworden, und ich muß bekennen, daß ich in Berücksichtigung meines eigenen Interesses nicht den leisesten Wunsch hegte, ein Zeuge des Endes von Dingen zu werden, wie es bevorstand. Schon den Tag zuvor hatte ich mit Graf Haugwitz über diesen Punkt gesprochen, ohne noch recht zu wissen, was ich thun sollte. Er hatte jedoch sehr dagegen protestirt. Der Marquis aber war, wie gesagt, anderer Meinung, und fügte noch hinzu: er sei überzeugt, die Franzosen würden nach Naumburg vordringen, und schon in diesen Stunden hätten sich die Aussichten zu einem glücklichen Rückweg vermindert. Beim ersten plötzlichen Allarm, der zum Aufbruch nöthige, würden gewiß keine Pferde mehr zu bekommen sein, und in diesem Falle würde mir keine andere Wahl bleiben, als ihr Schicksal zu theilen, es möge nun ausfallen, wie es wolle. Diese Betrachtungen entschieden mich in meinem Entschlusse.

Nach der Stadt zurückkehrend — der Marquis wohnte in der Vorstadt — begegnete ich vielen bekannten Offizieren. Alle waren in gleichem Maße gegen den Herzog von Braunschweig und dessen Maßregeln erzürnt. Das Einzige, was sie ermuthigte, war der Umstand, daß der König um 10 Uhr mit dem Herzog von Braunschweig fortgeritten war, um eine Konferenz mit dem Fürsten Hohenlohe zu halten, der sein Hauptquartier in Capellendorf zwischen Weimar und Jena aufgeschlagen hatte. Ich sah sie vor dem Gasthof zum Erbprinzen vorbeireiten,

wohin ich mich auf einen Augenblick begeben hatte. Der Herzog schien ganz aus der Fassung zu sein; der König war ruhig, sah aber ernst und nicht so freundlich aus, wie in Erfurt. Es war das letzte Mal, daß ich sie sah. Als ich zum Grafen Haugwitz kam, fand ich ihn mit Herrn v. Beyme eingeschlossen. Ich ging indessen in Herrn Lombards Zimmer, der mich in Thränen empfing. Ich tadelte ihn wegen seiner Entmuthigung, und stellte ihm vor, wie unrecht es von ihm sei, anstatt die Besorgnisse des Grafen Haugwitz zu bekämpfen, wie er doch sollte, sie noch zu vermehren. Allein ich sah bald ein, daß alle meine Argumente nichts fruchteten, und sich die Ueberzeugung einer nahen Katastrophe Aller bemächtigt hatte.

Sobald Graf Haugwitz allein war, that ich ihm meinen ernstlichen Entschluß kund, abzureisen; auch setzte er diesem jetzt keinen merklichen Widerstand entgegen. Ich bat ihn, mich mit Pässen zu versehen, und Befehle wegen Pferden an die Postmeister zu erlassen. Er erwiederte darauf, ich möchte nur alles Nöthige vorbereiten, wonach er sogleich unterzeichnen wolle. Dies that ich; während er nun die Pässe unterzeichnete, sagte er mir noch viel Verbindliches, sowohl in des Königs, als in seinem eignen Namen. Dann bat er mich dringend, ehe ich abreiste, erst noch bei ihm zu diniren. Ich konnte um so eher in diesen Vorschlag einwilligen, als ich ohnedem wußte, daß ich vor 5 Uhr Abends keine Pferde erhalten werde. Hernach sprach ich den General Phull, der mir ein Memorandum vorlas, das er in aller Eile aufgesetzt, und welches auf die schleunigst zu ergreifenden Maßregeln Beziehung

hatte. Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß er darin die dringende Nothwendigkeit nachwies, augenblicklich die absurde Stellung aufzugeben, in welcher sie sich befanden; sich näher an ihre Magazine zu ziehen, alle Zugänge zur Saale zu besetzen, und dem Feinde in Besitzergreifung der wichtigen Positionen von Dornburg, Kösen und Naumburg zuvorzukommen.

Es ist fast unbegreiflich, daß weder der Herzog von Braunschweig, noch Fürst Hohenlohe, noch irgend ein andrer der dirigirenden Generäle dem Glauben schenken wollten, was doch selbst dem, der nicht Mann von Fach war, wenn er nur gesunden Menschenverstand hatte, einleuchten mußte. Allein General Phull versicherte, daß der Herzog von Braunschweig seit drei Tagen kein Wort über diesen Gegenstand geäußert habe. Ich bat ihn, dies Memorandum dem Marquis Lucchesini mitzutheilen; denn dieser war noch der einzige, der je vom Herzog bei seinen Plänen zu Rathe gezogen wurde. Wir fanden den Marquis zu Haus; er las die Note sogleich, und fügte einige kluge, sachkundige Bemerkungen hinzu. Laut beklagte er die Fatalität, durch welche der Originalplan zerstört worden sei, und welchen die bestunterrichtetsten Offiziere der Armee gebilligt hatten, nämlich mit den ersten disponiblen Streitkräften nach dem Main zu marschiren, und dorthin den Kriegsschauplatz zu verlegen.

Ohne alle Rücksicht tadelte auch er den Plan des Herzogs von Braunschweig, und äußerte sich energisch über dessen Schwäche, Kleinmüthigkeit und Unfähigkeit. Diese zu gleicher Zeit interessante und peinliche Unterre-

bung ward durch des Herrn v. Goethe Ankunft unterbrochen, der dem Marquis einen Besuch abstatten wollte. Letzterer machte sich noch verbindlich, daß weder das Memorandum, noch der Kommentar dem Publikum verloren sein solle, und er werde sie aufs Beste anzuwenden versuchen. Ich weiß nicht, ob der Herzog von Braunschweig je die unglückseligen Irrthümer erkannt hat, durch welche er den Ruin der Armee und Monarchie herbeigeführt. Wenigstens geschah es, wenn überhaupt, als es zu spät war.

Das Diner beim Grafen Haugwitz war etwas weniger melancholisch, als das am vorigen Tage, und der Marquis Lucchesini that sein Möglichstes, eine heiterere Stimmung zu erzeugen. Man sprach zuerst über die Okkupation der Franzosen von Gera und Zeitz, aber nur als von einer vorübergehenden Bewegung, ohne wichtigen Plan. Keinem fiel es ein, daß die gesammten Streitkräfte nach diesem Punkte hin gerichtet waren. Nach dem Diner lief die Nachricht ein, der König und der Herzog von Braunschweig seien zurückgekehrt, und die Armee werde den folgenden Tag aufbrechen. Noch aber war kein Befehl erlassen worden. Der Marquis sagte zu mir, daß, wenn vor Morgen irgend ein wichtiges Ereigniß Statt finden sollte, er mir auf der Stelle einen reitenden Boten dahin nachsenden wolle, wo ich die Nacht zubrächte, so daß ich auch von den neuesten Nachrichten Kenntniß hätte. Weder Lord Morpeth, noch ein russischer Gesandter war vor meiner Abreise angelangt.

Nach 4 Uhr sagte ich Allen Lebewohl, die beim Grafen Haugwitz versammelt waren. Der Augenblick war ergreifend für mich, und abgesehen von allen persönlichen Rücksichten (denn ich war in der That während meines ganzen Aufenthalts mit größter Güte und Auszeichnung behandelt worden) konnte ich nicht anders, als höchst betrübt sein über die Lage, in der ich sie zurückließ, und über die traurige Aussicht, die sich ihnen öffnete. Graf Haugwitz sagte zu mir: „Ich hoffe, wir scheiden nicht auf lange Zeit; wir müssen uns durchaus bald wiedersehen. Gehen die Sachen gut, werde ich Ihnen ein Rendezvous in Würzburg geben — denn dort wollen wir uns über die künftigen Anordnungen in Beziehung auf Deutschland besprechen." Dies waren seine letzten Worte beim Abschied; er war bis zu Thränen gerührt. Nun suchte ich den General Phull auf, der mir manchen Rath in Beziehung auf meine Reise ertheilte. Mein Plan war, nach Merseburg zu gehen, und dann, wie es die Umstände geböten, entweder nach Halle oder Leipzig. Gegen diesen Plan protestirte er eifrigst, indem er sagte, vor Nacht noch wären die Franzosen gewiß in Naumburg, und so müßte ich den folgenden Tag wahrscheinlich irgendwo mit ihnen zusammentreffen. Ich mußte ihm versprechen, denselben Weg einzuschlagen, welchen er der Herzogin von Weimar angerathen habe, nämlich über Allstädt u. s. w.; auf keinen Fall aber dürfte ich eher über die Saale gehen, als wo ich es mit voller Sicherheit thun zu können glaube.

Montag, 13. Oktober. — Etwas nach 9 Uhr machte ich in Buttstedt Halt. Da ich keine Nachricht vom Marquis Lucchesini erhielt, präsumirte ich, daß an diesem Tage nichts weiter von Bedeutung vorgefallen sei. (In der That hatte sich auch der Herzog erst um 12 Uhr zum Aufbruch nach Auerstädt entschieden. — Nachdem ich mir endlich zwei schlechte Pferde, und diese nur um Geld, so schwer als sie wogen, verschafft hatte, schlug ich den Weg nach Allstädt ein, diesen Ort um 3 Uhr erreichend. Ich that hier meine Absicht kund, nach Eisleben weiter zu fahren; allein Niemand wollte sich dazu verstehen, mich dahin zu bringen. Die Nacht drohte, mich zu überrumpeln, und so mußte ich mich begnügen, Sangerhausen zu erreichen, wo entsetzliche Angst und Schrecken schon vor meiner Ankunft ihren Sitz aufgeschlagen hatten.

Dienstag, 14. Oktober. Alles was ich zu erlangen vermochte, waren Postpferde nach Mannsfeld; denn wenn ich von Halle oder gar von Eisleben sprach, nahm man es auf, als redete ich vom Weg zur Hölle.

Die plötzliche Okkupation von Naumburg, so wie der Rückzug verschiedner Divisionen der Armee hatte einen solchen panischen Schrecken verbreitet, daß man den Feind überall zu sehen glaubte. Auf meinem Weg nach Mannsfeld hörte ich mitten in den diese Stadt umringenden Bergen die furchtbare Kanonade, welche das entscheidende Ereigniß bezeichnete. Von Mannsfeld brachten sie mich nach Sandersleben, wo ich dem Regimente Natzmer begegnete, welches einen Theil des Korps vom Prinzen Eugen v. Würtemberg bildete, das in Eilmärschen nach Halle

aufbrach. Bei Alsleben wollte ich über die Saale setzen; da die Fähre aber schadhaft war, mußte ich meinen Weg bis Bernburg fortsetzen. Um 6 Uhr Abends kam ich daselbst an, schon zufrieden, nur das Versprechen zu erhalten, für den nächsten Tag Pferde zu bekommen. Die Stadt lag voll preußischer Truppen, die zum Korps des Prinzen von Würtemberg gehörten.

Mittwoch, 15. Oktober. — Um 8 Uhr verließ ich Bernburg. Als ich nach Köthen kam, fand ich daselbst zwei englische Unterhändler, die von Leipzig kamen. Von ihnen erfuhr ich, die Angelegenheiten gestalteten sich gut für Preußen, und Fürst Hohenlohe habe die Franzosen zurückgedrängt. Um 3 Uhr kam ich nach Dessau, wo man mir versicherte, soeben hätte der Fürst Nachrichten von einem vollständigen Sieg erhalten. Die Stadt glich übrigens einer Wüstenei; auch nicht ein Pferd, oder sonstiges Hülfsmittel war zu erlangen. Man sagte, daß in Wörlitz wohl bessere Aussichten dazu seien; und da es auf dem Wege nach Wittenberg lag, und zudem auch der Fürst dorthin gefahren war, so hoffte ich, daselbst die besten Nachrichten über die eingegangene Kunde zu erlangen. Nun bewog ich den Köthner Postillon, mich dorthin zu bringen, allein ich verfehlte den Fürsten, der indessen auf einem anderen Wege nach Dessau zurückgekehrt war. Nur mit großer Mühe gelang es mir, zwei frische Pferde für den nächsten Tag zu erhalten.

Donnerstag, 16. Oktober. — Ueber eine Stunde ging ich in dem prächtigen Garten spazieren; freilich stimmten die mich bestürmenden Gedanken wenig mit des-

sen Schönheiten überein; dann fuhr ich weiter nach Wittenberg, und fand daselbst im Gasthof die Großfürstin Anna, frühere Prinzessin von Coburg, die zwei Herren Jacouleff und verschiedene Abgesandte von Berlin, welche von Leipzig kamen. Allgemein war die Freude. Vier verschiedene Briefe vom 14. und 15. verkündigten die gänzliche Niederlage der Franzosen. Niemand zweifelte in Wittenberg auch nur einen Augenblick an diesen Nachrichten. Während ich dort war, kam auch Fürst Antoine Radziwill von Berlin; er war auf dem Wege nach dem Hauptquartier, um nähere Nachrichten über das Unglück seines Schwagers einzuziehen. Ich sprach ziemlich lange mit ihm. Er erzählte mir, daß dies Ereigniß in Berlin tiefste Bestürzung erregt habe; und unbeschreiblich traurig sei der Zustand, in welchen seine Gemahlin (des Prinzen Schwester) versetzt worden sei. Dann setzte ich meinen Weg nach Torgau weiter fort, welches ich um Mitternacht erreichte, und wo die Neuigkeiten des preußischen Siegs auch schon überall verbreitet waren.

Freitag, 17. Oktober. — Torgau verließ ich um 7 Uhr, und kam um 8 Uhr nach Großenhayn. Dort proklamirte man ebenfalls den Sieg. Einige sächsische Offiziere, denen ich begegnete, machten die Bemerkung, sie hätten seit zwei Tagen keinen Schuß gehört, und schlossen daraus, die Schlachtscene sei weiter in den Hintergrund verlegt, und Alles gehe gut. Endlich kam ich um 8 Uhr Abends nach Dresden. Aber mit dieser Ankunft brachen auch die entsetzlichsten Nachrichten über mich ein. Nur erst zwei Stunden vor mir war der erste

Bericht von der verlorenen Schlacht eingetroffen; und fast in demselben Augenblicke mit mir kam Major Funk, mit Verkündigung dessen, was für Sachsen die ersten Resultate sein würden. Ich wünschte mir anfangs für meine eigene Sache Glück, wegen der falschen Gerüchte, welche die ersten beiden Tage dieser sonst so melancholischen Reise verschönert hatten; allein bald wurde ich für die Ersparniß des Schmerzes und der Verzweiflung grausam bestraft; und als ich zwei Tage nachher Dresden verließ, schienen für mich, für Deutschland, für ganz Europa die Thore der Hoffnung auf immer verschlossen zu sein. —

Nachträge und Bemerkungen.

Der Eindruck dieser Artikel gab sich auch bald in mehrseitigen Erwiederungen und Berichtigungen kund, die dadurch veranlaßt wurden. Es genügt, hier darauf hinzuweisen und einige der wichtigsten Verbesserungen des Textes, die wir großentheils solchen Mittheilungen verdanken, bemerkbar zu machen.

Im Juliheft der Minerva von 1837 erschienen „Berichtigungen" eines Ungenannten zu dem Gentzischen Aufsatz. Sie beziehen sich auf Namen und Personenverwechslung. Sehr dankenswerth!

Der Entrüstung, welche die Aufsätze von Gentz in gewissen Kreisen hervorriefen, ist schon in dem Vorbericht gedacht worden. In den Journalen war um dieselbe Zeit viel davon die Rede. Das Memoire, das den Minister Haugwitz glänzend rechtfertigen sollte, erschien wirklich, und zwar gleichfalls in der Minerva (October 1837) mit der Aufschrift: *Fragments des mémoires inédits* du Comte de

Haugwitz, **Ministre d'état du cabinet de S. Mr. le roi de Prusse.** Auch ein besonderer Abdruck davon wurde ausgeben. — Daß Viele von der scharfen Auseinandersetzung aller der Mißgriffe und Unfähigkeiten, die die Katastrophe von 1806 vorbereitet und veranlaßt hatten, auch jetzt noch unangenehm berührt werden würden, war vorauszusehen. Zumal der Familie des verstorbenen Haugwitz wird man es nicht verargen wollen, daß sie alles, was zu des Vaters Ehre und Rettung beitragen konnte, dagegen stellte. Wirklich enthält die Denkschrift des Grafen wohl alles, was man zu seiner persönlichen Rechtfertigung sagen könnte, ohne die Darstellung von Gentz nur im Geringsten zu widerlegen. Auch ist das Memoire gegen das Gewicht dieser neuesten Anklage natürlich nicht gerichtet, sondern nur gegen einige beiläufige, vielleicht zu starke Verunglimpfungen, die ihm Walter Scott in seiner Geschichte Napoleons angethan hatte. Die Punkte, auf denen Haugwitzens Betragen dem Angriff die derbsten Blößen bietet, hat dieser kaum berührt und meist mit irgend einer freundlichen Wendung übersprungen. Ja oft bestätigen seine eigenen Befürchtungen wie seine Ansichten von der Lage der Dinge das Urtheil, das die Meisten über ihn gesprochen und Gentz nun so kräftig bestätigt hat, weit mehr, als daß sie es berichtigen könnten. — In demselben Journal (Februar 1838) wurde auch eine Kritik des Haugwitzischen Fragments mitgetheilt. Sie rührt, wie wir vernehmen, von dem ehemaligen preußischen Kriegsminister, Generallieutenant von Boyen her.

Im Märzheft der Minerva von 1838, kam auch eine „Kritische Beleuchtuug" des Gentzischen Aufsatzes, ebenfalls aus der Feder des Hrn. von Boyen. Beide Artikel dieses Kritikers enthalten manche, für den Geschichtsforscher schätzenswerthe Notizen. Außerdem verdanken wir dem zweiten die Berichtigung einiger, durch die Uebersetzung ins Englische in den Gentzischen Text gekommenen Korruptionen.

Graf Haugwitz sagte in einer Unterredung zu Genz (im ersten Artikel der Geheimen Geschichte von 1806), „aus Gründen, die nur Gott und vielleicht Herr von Hardenberg wisse, sei die preußische Armee auseinandergegangen, bevor die Unterhandlungen des Grafen in Paris zu einem Resultat gekommen waren. Hierzu berichtet Boyen in der kritischen Beleuchtung und zwar aus ungedruckten Denkwürdigkeiten eines dazumal hochgestellten preußischen Staatsbeamten, daß, als man Seiten Preußens dem Kaiser Napoleon habe wissen lassen, man wünsche vor der Ratifikation des von Haugwitz in Wien abgeschlossenen Vertrags noch eine weitere Unterhandlung anzuknüpfen, und Haugwitz werde deshalb nach Paris geschickt werden, der Kaiser anfangs ganz freundlich geantwortet habe, die Sendung des Grafen werde ihm angenehm sein. Darauf meinte das Kabinet, der Kaiser werde die bedingte Ratifikation annehmen und der König beschloß, den Traktat in Ausführung zu bringen und die in Sachsen versammelte Armee zu entlassen.

General von Phull — nicht Pfuel, oder Phuell, wie ihn die Minerva nach dem Englischen geschrieben hatte, auch mit seinen Namensvettern in preußischen Diensten nicht zu verwechseln — „war ein scharfer Kopf und entschlossener Muth und derselbe, der nachher in russische Dienste trat, seinen militairischen Plänen bei dem Kaiser Alexander Eingang verschaffte und zuletzt als russischer Gesandter im Haag verstarb.“ Dieser schätzenswerthen Notiz in der obengenannten „Berichtigung“ eines Ungenannten ist nur beizufügen, daß von Phull nicht im Haag, sondern pensionirt im Jahre 1826 zu Stuttgart starb. Bei seinen militairischen Genossen war er sehr übel angeschrieben. Ueber seine denkwürdige Stellung, seinen Kriegsplan und sein Schicksal im russischen Feldzug hat Ernst von Pfuel, jetzt der kommandirende General in Münster (Westphalen) und Gouverneur von Neufchatel, in einer überaus interessanten Rezen-

sion des Fain'schen Manuscrit de 1812 im Novemberheft 1827 der Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik sehr anziehende Aufschlüsse gegeben.

Im zweiten und dritten Artikel von Gentz kommt der Name „von Bohm" vor, der als Legationssekretair von der preußischen Gesandtschaft in Berlin angeführt ist. Der Uebersetzer in der Minerva zweifelt an der Richtigkeit des Namens und meint, es müsse Roux heißen. Dagegen sagt die Berichtigung des Ungenannten: „Allerdings war Herr Roux längere Zeit in Paris Legationssekretair des Marquis Lucchesini, und als Mann von Geist und Welt sehr bekannt. Allein auch Herr von Bohm war dieser Gesandtschaft angehörig, und in Paris mit der verwittweten Gräfin Bassy, Tochter des Marquis von Girardin, vermählt. Im Jahre 1809 erhob ihn der König in den Grafenstand. Er starb zu Paris im Februar 1824, nachdem er sich aus den Geschäften zurückgezogen und ganz der Verwaltung des Vermögens seiner Gattin und der Erziehung seiner Kinder gewidmet hatte."

Gegen den Schluß des Gentzischen Aufsatzes hieß es nach der Uebersetzung in der Minerva: „Fürst Antoine Radzivill erzählte mir, daß dies Ereigniß (der Tod seines Schwagers, des Prinzen Louis Ferdinand) in Berlin tiefe Bestürzung erregt habe; und unbeschreiblich sei der Zustand, in welchen die Gemahlin des Prinzen Louis versetzt worden sei." Da muß es aber heißen: in welchen seine (Radzivills) Gemahlin (des Prinzen Schwester) versetzt worden sei. Prinz Louis Ferdinand war nie vermählt.

Ferner hieß es ganz am Schluß in der Minerva: Major Frank habe die Nachricht von der Niederlage des preußisch-sächsischen Heeres nach Dresden gebracht. „Dies war der kursächsische Major, nachheriger Generallieutenant von Funk." (Boyen).

Wie sehr Gentz in jener Zeit dem französischen Gewalthaber Gegenstand des Hasses und der Verfolgung war, — in einem solchen Grade, daß, wären die Franzosen seiner habhaft worden, er sicherlich von ihnen erschossen worden wäre, zeigt sich am besten aus dem berühmten 19. Bulletin der großen Armee, welches Napoleon am Tage seines Einzugs in Berlin, den 27. Oktober 1806 von Charlottenburg aus erließ und der Moniteur vom 4. November brachte. Wir entlehnen daraus die Stelle, welche sich auf die angeblichen Urheber des Kriegs beziehen, auf Gentz, auf die Königin und den Prinzen Louis Ferdinand: „L'indignation est à son comble contre les auteurs de la guerre. Le manifeste, que l'on appelle à Berlin un indécent libelle ou aucun grief n'a été articulé, a soulevé la nation contre leur auteur, misérable scribe nommé Gentz, un de ces hommes sans honneur que se vendent pour de l'argent.

„Tout le monde avoue, que la reine est l'auteur des maux que souffre la nation prussienne. On entend dire par-tout: Elle était si bonne, si douce, il y a un an. Mais depuis cette fatale entrevue avec l'empereur Alexandre, combien elle est changée! — —

„On a trouvé dans l'appartement qu' occupait la reine, à Potzdam, le portrait de l'empereur de Russie dont ce prince lui avait fait présent; on a trouvé à Charlottenbourg sa correspondance avec le roi pendant trois ans, et des mémoires rédigés par des écrivains anglais, pour prouver qu'on ne devait tenir aucun compte des traités conclus avec *l'Empereur Napoléon*, mais se tourne tout-à-fait du coté de la Russie. Ces pièces sur-tout sont des pièces historiques; elles demontreraient, si cela avait besoin d'une demonstration, combien sont malheureux les princes, qui laissent prendre aux femmes l'influence sur les affaires politiques. Les notes, les rapports, les papiers d'État étaient musqués, et se trouvaient mêlés avec des chiffons, et d'autres objets de la toilette de la reine. Cette princesse avait exalté les têtes de toutes les

femmes de Berlin; mais aujourd'hui elles sont bien changé; les premiers fuyards ont été mal reçus; on leur a rappelé, avec ironie, le jour òu ils aiguisaient leurs sabres sur les places de Berlin, voulant tout tuer et tout pourfendre. — —

„Le prince Louis-Ferdinand, qui a été tué dans la première affaire de la campagne, est appelé publiquemment à Berlin, le petit duc d'Orléans. Ce jeune homme abusait de la bonté du roi au point de l'insulter. C'est lui qui, à la tête d'une troupe de jeunes officiers, se porta, pendant une nuit, à la maison de M. d'Haugwitz, lorsque ce ministre revint de Paris, et cassa ses fenêtres."

Schmeichelhafter konnte für Gentz nichts sein, als dieser Bannspruch. In unsern Geschichtsbüchern findet sich leider von solchen Vorgängen nur dürftige Erwähnung. Dagegen hat ein neuester englischer Geschichtsschreiber, Alison, in seiner jüngst erschienenen Geschichte Europa's seit der französischen Revolution über die Schmähungen, welche Napoleon in seinen Kriegs-Bulletins, gegen die Königin von Preußen, den Prinzen Louis Ferdinand und Gentz ausgehen ließ, in Betreff des letzteren (T. V. p. 802) sich so geäußert: „It is worthy of observation that M. Gentz, who is here stigmatized as a miserable hireling sold to England, was one of the most distinguished writers of the age, and with whom Sir James Mackintosh, the eloquent apologist of the French Revolution', maintained a constant and valued correspondence down to the time of his death. That distinguish author thus speaks of Gentz's pamphlet, to which Napoleon alluded, in a letter to the author: — „I received with the mail your two precious fragments: I assent to all you say, sympathize with all you feel, and admire equally your reason and your eloquence throughout your masterly fragment. I have read your letter fifty times since I received it, with the same sentiment which a Roman in the extremety of Mauritania would have felt, if he had received an account of the ruin of his country after the battle of Pharsalia, written

the morning after that calamity, with the unconquerable spirit of Cato, and the terrible energy of Tacitus. He would have exulted that there was something which Caesar could not subdue, *and from which a deliverer avenger might yet spring.*"

Die Worte von Mackintosh, die Alison hier als Autorität anzieht, findet man in unserm ersten Theile deutsch. S. den Brief von Mackintosh vom 24. December 1806 im Eingang.

Oesterreichisches Manifest vom Jahre 1809.

Vorbericht.

Der Frieden von Tilsit, und die Zusammenkunft Napoleons und Alexanders zu Erfurt brachten die Erniedrigung Deutschlands auf ihre höchste Spitze. Oesterreich sah sich von den gefährlichsten Machinationen auf allen Punkten des Reiches bedroht, und selbst die Bewaffnung, d. h. den letzten Schutz sollte es aufgeben. Da stellten zuerst die Spanier dem Uebermuthe französischer Gewaltherrschaft einen nicht mit ein paar Hauptschlägen zu brechenden Widerstand entgegen, und die Führer der österreichischen Politik ersahen den günstigen Augenblick, mit ihren längst insgeheim vorbereiteten Mitteln loszubrechen, und Napoleon mit einem Theil seiner Macht aus Spanien zurückzurufen. Dies ist der denkwürdige Krieg vom Jahr 1809, wo Oesterreich alle Flammen der Vaterlandsliebe und des Enthusiasmus unter seinen Völkern, und so weit es damals möglich war, auch nach dem übrigen Deutschland hin anfachte, in Tyrol jener heldenmüthige Aufstand gegen aufgedrungene Herrschaft organisirt ward, der Erzherzog Karl an die Spitze der Armee trat, in seinen Proklamationen an das Heer die berühmten Worte brauchte: „Die Freiheit Europas hat sich unter Oesterreichs Fahnen geflüchtet", und darauf die in das Herz der Monarchie eindringenden französischen Adler zum ersten Male wieder zum Weichen brachte, bis der

Schlag bei Wagram alle Anstrengungen und Vortheile vereitelte, und der Wiener Friede die Uebermacht Napoleons von Neuem bekräftigte. Doch ein vergeblicher Kampf war es nicht gewesen, es beginnt mit ihm zwar nicht die Befreiung, aber troß der Niederlage die Erhebung Deutschlands. Napoleon selbst erachtete es auf der Höhe seiner Macht doch für zuträglicher, sich mit dem Staate, dem er so eben diesen Sieg abgerungen hatte, zu verbinden, als ihn bis aufs äußerste zu demüthigen.

Nachdem am Anfang dieses Kriegs unterm 27. März eine österreichische Deklaration, die als Ultimatum gelten konnte, abgesendet worden war, die aber nie übergeben, sondern zu Nancy dem österreichischen Kourier abgenommen wurde, begannen am 10. April die Feindseligkeiten und am 15. erschien in der Wiener Hofzeitung das österreichische Kriegsmanifest, dessen Verfasser Friedrich von Gentz war.

Wie weit der Antheil des Letztern an der Ausarbeitung dieses merkwürdigen und schwierigen Dokumentes, so wie vieler anderer ähnlicher Schriften sich erstrecken konnte, ergiebt sich aus der Natur solcher offiziellen Arbeiten. Gewiß und unverkennbar hatte er dem gegebenen Material das Gepräge seines Geistes und seine Form aufgedrückt. Ein solches Manifest — und noch dazu ein von Gentz abgefaßtes, ist jedesmal ein tausend Klippen umsteuerndes Kunststück, das, ohne die aufregende Begeisterung einer Proklamation, die Gebildeten der Nation und des Auslandes überzeugen und anregen, zugleich, aber ohne die Wunden noch größer zu machen, als sie ohnedies sind, dem Gegner die Rechtfertigung des diesseitigen Betragens und des nunmehrigen Kriegs vorlegen soll. Während sich das Talent eines Friedrich Schlegel gleichzeitig an einigen allerdings verdienstlichen Aufrufen des Generalissimus an sein Heer bewährte, mußte Gentz die verwickeltere Arbeit einer eigentlichen Kriegserklärung liefern und er vollendete diese mit jener Virtuosität, die das Manifest von 1809, wie das spätere von 1813 zu bleibenden Musterstücken diplomatischer Darstellung und Beredsamkeit erheben.

baren Objekten, die als unbezweifeltes Eigenthum Sr. Maj. in verschiedenen der abgetretenen Provinzen den neuen Besitzern gegen vertragsmäßige Vergütung überlassen worden waren, unbezahlt. Der unter diesen beiden Rubriken erlittene Verlust belief sich auf vier und zwanzig Millionen Gulden; alle Bemühungen, Ersatz dafür zu erlangen, waren vergeblich.

Unterdessen würden Se. Kaiserl. Maj. jene Kränkungen und diesen Verlust, so empfindlich sie auch sein mochten, zu verschmerzen gesucht haben, wenn nur der große Hauptzweck des mit so viel Aufopferungen zu Stande gebrachten Friedens um diesen Preis hätte erreicht werden können. Sich der Sorge für die Wohlfahrt Ihres Volkes, für den glücklichen Fortgang der innern Verwaltung, und für die Abwendung neuer Gefahren, durch zweckmäßige Vertheidigungsanstalten, in ungestörter Ruhe widmen zu können, — das war der Wunsch, das war die gerechte Erwartung Sr. Maj. Diesen friedlichen Plan auf allen Wegen zu vereiteln, — war in dem Zeitraum, der vom Preßburger Frieden bis auf den gegenwärtigen Augenblick verfloß, das unausgesetzte Bestreben der französischen Regierung.

Noch war keiner der für Oesterreich stipulirten Friedensartikel von Seiten Frankreichs zur Vollziehung gebracht, und schon wurden Se. Kais. Maj. durch neue bedenkliche Zumuthungen in die unangenehmsten Diskussionen verwickelt. Man verlangte, daß zur Beförderung der Militairkommunikation zwischen Venedig und den Provinzen auf der andern Küste des adriatischen Meeres, den fran-

zösischen Truppen ein ungehinderter Durchmarsch durch die kaiserlichen Staaten nicht nur für den Augenblick bewilliget, sondern sogar als immerwährende Regel, durch eine förmliche Konvention bestätigt werden sollte. Die triftigsten Einwürfe, theils hergeleitet aus dem ehmaligen Verhältniß der Republik Venedig, die nie ein ähnliches Vorrecht weder erhalten noch verlangt hatte, theils aus dem Zustande der an Subsistenzmitteln nicht weniger als reichen Provinzen des österreichischen Littorals, theils aus der Gefahr, andere benachbarte Staaten zu gleichen Forderungen veranlaßt zu sehen, wurden dem Antrage entgegengesetzt; sie fanden weder Eingang noch Gehör. Der einmal ausgesprochene Wille des Kaisers Napoleon — die Hinweisung auf ernsthaftere Uebel, wenn dieses nicht mit Bereitwilligkeit ertragen werden sollte — die Drohung, den Krieg zu erneuern und zur unmittelbaren Besitznahme der Gränzprovinzen zu schreiten — das waren die unwiderstehlichen Argumente, denen jede Einwendung Platz machen mußte; wie in jener, so in allen spätern Verhandlungen sind von Seiten des französischen Kabinets, andere nie zur Sprache gekommen.

Eine reiche Quelle der unangenehmsten Streitigkeiten wurde gleich nachher durch die unerwartete Erscheinung einer russischen Flotte, die sich des Hafens und Gebiets von Cattaro bemächtigte, eröffnet. Das Zögern der französischen Bevollmächtigten, von diesem Gebiete in den traktatmäßigen Fristen Besitz zu ergreifen, war allein an dem Zwischenspiel Schuld; für ihre Vernachlässigung mußte

Oesterreich leiden. Umsonst wurde alles aufgeboten, das französische Kabinet zu überzeugen, daß, so wenig auch Se. Kaiserl. Maj. diesen Vorfall zu verantworten hatten, Sie doch gern, durch jeden dazu geeigneten Schritt, die vollkommene Reinigkeit Ihrer Absichten, und Ihren Wunsch, auch diese Stipupalion des Traktats mit buchstäblicher Pünktlichkeit zu erfüllen, an den Tag legen würden. Umsonst wurde die vorhin verlangte Durchmarschkonvention ohne weitern Verzug eingegangen und abgeschlossen. Umsonst wurden die österreichischen Seehäfen, auf das ungestüme Anbringen Frankreichs, gegen die russische und englische Flagge gesperrt; eine Maaßregel, die dem eben wieder aufblühenden Handel, und mithin dem gesammten innern Wohlstand, zugleich aber auch den Finanzen der Monarchie, eine empfindliche Wunde schlagen mußte. Umsonst wurden endlich selbst Truppen ausgerüstet, um in Gemeinschaft mit den französischen die Uebergabe von Cattaro zu bewirken. Man nahm auf keinen dieser Schritte Rücksicht. Das österreichische Gebiet am rechten Ufer des Isonzo, das zwei Monate nach Auswechslung der Friedens-Instrumente von den französischen Truppen hätte geräumt werden sollen, blieb nicht nur fortwährend besetzt, sondern wurde sogar förmlich organisirt, und wie französisches Eigenthum behandelt; die Kriegsgefangenen kehrten nicht zurück; die Festung Braunau wurde nicht ausgeliefert. Was aber noch drückender als alles Uebrige war, die große französische Armee verlängerte ihren Aufenthalt in Deutschland, und bedrohte, von Baiern und Franken aus, ohne Unterlaß die Gränzen der Monarchie.

Die verzögerte Auslieferung von Cattaro war nur ein eitler geringfügiger Vorwand für dies ganze höchst beunruhigende Verfahren. Was um eben diese Zeit in Deutschland geschah, gab über die wahren Bewegungsgründe den Aufschluß.

Der Preßburger Traktat hatte in den Personalverhältnissen und in dem Besitzstand verschiedener Reichsfürsten des mittäglichen Deutschlands bedeutende Veränderungen gestiftet. Gleichwohl war durch diesen Traktat die bisherige Verfassung des Reichs nicht blos stillschweigend aufrecht erhalten, sondern wörtlich bestätigt worden. Der Titel eines Kaisers von Deutschland war, ohne irgend eine Widerrede oder Anstand, in das Friedensinstrument aufgenommen worden, und die Anerkennung der Königstitel in den Häusern von Baiern und Würtemberg, mit dem ausdrücklichen Zusatz stipulirt, daß das Band, welches diese Fürsten bisher an die deutsche Reichskonföderation geknüpft hatte, durch die ihnen beigelegten neuen Prärogativen nicht als aufgelös't betrachtet werden sollte.

Mittlerweile war, unter dem Schleier des Geheimnisses, der wahrscheinlich längst genährte Plan, die deutsche Reichsverfassung völlig zu vernichten, in Paris zur Reife gekommen. Ein beträchtlicher Theil der größeren und kleineren deutschen Fürsten hatte diesem Plan die Hände geboten. Ohne daß von einer so wichtigen Angelegenheit die geringste vorläufige Mittheilung oder Eröffnung an das gesetzmäßige Reichsoberhaupt gelangt wäre, gingen die durch französischen Einfluß oder französische Uebermacht geleiteten Fürsten einen auf Umsturz aller alten

Oesterreich leiden. Umsonst wurde alles aufgeboten, das französische Kabinet zu überzeugen, daß, so wenig auch Se. Kaiserl. Maj. diesen Vorfall zu verantworten hatten, Sie doch gern, durch jeden dazu geeigneten Schritt, die vollkommene Reinigkeit Ihrer Absichten, und Ihren Wunsch, auch diese Stipupalion des Traktats mit buchstäblicher Pünktlichkeit zu erfüllen, an den Tag legen würden. Umsonst wurde die vorhin verlangte Durchmarschkonvention ohne weitern Verzug eingegangen und abgeschlossen. Umsonst wurden die österreichischen Seehäfen, auf das ungestüme Andringen Frankreichs,. gegen die russische und englische Flagge gesperrt; eine Maaßregel, die dem eben wieder aufblühenden Handel, und mithin dem gesammten innern Wohlstand, zugleich aber auch den Finanzen der Monarchie, eine empfindliche Wunde schlagen mußte. Umsonst wurden endlich selbst Truppen ausgerüstet, um in Gemeinschaft mit den französischen die Uebergabe von Cattaro zu bewirken. Man nahm auf keinen dieser Schritte Rücksicht. Das österreichische Gebiet am rechten Ufer des Isonzo, das zwei Monate nach Auswechslung der Friedens-Instrumente von den französischen Truppen hätte geräumt werden sollen, blieb nicht nur fortwährend besetzt, sondern wurde sogar förmlich organisirt, und wie französisches Eigenthum behandelt; die Kriegsgefangenen kehrten nicht zurück; die Festung Braunau wurde nicht ausgeliefert. Was aber noch drückender als alles Uebrige war, die große französische Armee verlängerte ihren Aufenthalt in Deutschland, und bedrohte, von Baiern und Franken aus, ohne Unterlaß die Gränzen der Monarchie.

Die verzögerte Auslieferung von Cattaro war nur ein eitler geringfügiger Vorwand für dies ganze höchst beunruhigende Verfahren. Was um eben diese Zeit in Deutschland geschah, gab über die wahren Bewegungsgründe den Aufschluß.

Der Preßburger Traktat hatte in den Personalverhältnissen und in dem Besitzstand verschiedener Reichsfürsten des mittäglichen Deutschlands bedeutende Veränderungen gestiftet. Gleichwohl war durch diesen Traktat die bisherige Verfassung des Reichs nicht blos stillschweigend aufrecht erhalten, sondern wörtlich bestätigt worden. Der Titel eines Kaisers von Deutschland war, ohne irgend eine Widerrede oder Anstand, in das Friedensinstrument aufgenommen worden, und die Anerkennung der Königstitel in den Häusern von Baiern und Würtemberg, mit dem ausdrücklichen Zusatz stipulirt, daß das Band, welches diese Fürsten bisher an die deutsche Reichskonföderation geknüpft hatte, durch die ihnen beigelegten neuen Prärogativen nicht als aufgelös't betrachtet werden sollte.

Mittlerweile war, unter dem Schleier des Geheimnisses, der wahrscheinlich längst genährte Plan, die deutsche Reichsverfassung völlig zu vernichten, in Paris zur Reife gekommen. Ein beträchtlicher Theil der größeren und kleineren deutschen Fürsten hatte diesem Plan die Hände geboten. Ohne daß von einer so wichtigen Angelegenheit die geringste vorläufige Mittheilung oder Eröffnung an das gesetzmäßige Reichsoberhaupt gelangt wäre, gingen die durch französischen Einfluß oder französische Uebermacht geleiteten Fürsten einen auf Umsturz aller alten

Verhältnisse, und vielfältige Verletzung der heiligsten Souverainitäts- und Privatrechte gegründeten Bund mit einander ein, von welchem sich der Kaiser Napoleon unter dem Titel eines Protektors zum Oberhaupt konstituirte.

Nur im Augenblick der öffentlichen Bekanntmachung dieser Schritte wurde Sr. Maj. zu wissen gethan, „daß der Kaiser Napoleon von der Existenz eines Kaisers von Deutschland und einer deutschen Reichskonstitution fernerhin keine Kenntniß mehr nehmen werde.“

Um einer solchen Erklärung bessern Eingang zu verschaffen, kehrten alle jene drohenden Aeußerungen, die zeither jeden Schritt des französischen Kabinets unausgesetzt begleitet hatten, mit verdoppeltem Nachdruck, und unter Umständen, die Se. Maj. gern in immerwährende Vergessenheit begraben möchten, wieder.

Ueber den Sinn und Zweck dieses Unternehmens konnte kein Zweifel Statt finden; und die davon zu erwartenden Folgen waren zu einleuchtend, als daß es, um sie ganz zu überschauen, erst einer traurigen Erfahrung bedurft hätte.

Es entfaltete sich sogleich vor Sr. Kaiserl. Maj. Blicken das von allen Seiten bejammernswürdige Schicksal, dem Deutschland entgegenging; es entfaltete sich nicht minder die verstärkte und dringende Gefahr, die aus einem System, welches alle benachbarten Länder in unmittelbare Abhängigkeit von Frankreich versetzte, für die österreichischen Erbstaaten entsprang. Das Recht, sich gegen die Einführung eines solchen Systems durch die äußersten

Widerstandsmaßregeln zu verwahren, hätte dem Kaiser Niemand streitig machen können. Wie mächtig aber auch die Beweggründe sein mochten, die Se. Majestät zur Behauptung dieses Rechtes aufzufordern schienen, eine Rücksicht, die sie alle überwog, gab den Ausschlag für ein anderes Verfahren.

Die unmittelbare Erhaltung der österreichischen Monarchie war des Kaisers erste und heiligste Pflicht; und unter den eingetretenen trüben Konjunkturen war diese zugleich für alle die Regenten und Völker, die dem Glück einer unabhängigen Existenz noch nicht ganz und auf immer entsagt hatten, ein gemeinschaftliches Interesse geworden. In einer Lage, wie die damalige war, das Schicksal Oesterreichs aufs Spiel zu setzen, wäre zunächst im offenbaren Widerspruch mit dem, was Sr. Maj. gegen Sich selbst und Ihre treuen Unterthanen oblag, und überdies noch ein bedenklicher Eingriff in die letzten Rettungsaussichten und Hoffnungen aller mitleidenden Staaten gewesen.

Se. Maj. glaubten Sich um so zuverlässiger berechtigt, das System einer einstweiligen Verzichtleistung auf jeden Widerstand, der die Ruhe Ihrer Monarchie in einem so gefahrvollen Augenblick kompromittiren konnte, Ihrer ganzen Politik zum Grunde zu legen, als die frühere Geschichte, und der sich stets gleich gebliebene Charakter Ihrer Regierung, den Verdacht ausschließender Rücksicht auf Ihr Privatinteresse und selbstsüchtiger Gleichgültigkeit gegen das Wohl benachbarter Staaten, von Sr. Maj. ein für allemal abwenden mußte. Was der Kaiser eine lange

Reihe von Jahren hindurch gethan hatte, um dem einbrechenden allgemeinen Verderben einen Damm entgegenzusetzen, war bekannt; was seine Anstrengungen vereitelt hatte, war es nicht weniger. Jetzt galt es, der Nothwendigkeit zu weichen. Ein isolirter und unzeitiger Widerstand hätte Oesterreich, Deutschland und Europa damals eben so sicher und eben so wesentlich geschadet, als es früher die Unthätigkeit anderer Mächte und ihr bedauernswürdiges Absonderungssystem that.

Se. Majestät faßten also den Entschluß, jeder zwecklosen und peinlichen Diskussion über eine Sache, deren wahres Verhältniß ohnehin keinem Zweifel unterlag, zuvorzukommen. Erleichtert wurde dieser Entschluß durch die unbedingte Bereitwilligkeit und Unterwerfung, die den Erfolg einer so gewaltsamen Revolution von allen Seiten zu begünstigen schien, durch das Stillschweigen aller übrigen Mächte, vorzüglich aber durch den auffallenden Kaltsinn, mit welchem ein beträchtlicher Theil Deutschlands dem Untergange der alten Ordnung zusah.

Eine Krone, die Sr. Kaiserl. Majestät durch gesetzmäßige Wahl der Reichsstände anvertraut, die Jahrhunderte lange in Ihrem durchlauchtigsten Hause für den Schutz und die Wohlfahrt des Reiches mit Ruhm getragen worden war, durch Gewalt behaupten zu müssen, würde selbst unter weniger dringenden Umständen die Würde und das Gefühl Sr. Majestät auf eine schmerzhafte Probe gestellt haben. Sie legten diese Krone nieder.

Man hätte glauben sollen, ein so wichtiger Schritt würde wenigstens in dem Verhältnisse gegen Frankreich

seine günstigen Wirkungen nicht verfehlen. Aber die Lage der Dinge blieb dieselbe. Keine der rückständigen Friedensbedingungen wurde erfüllt; jeder Versuch, ihre Vollziehung zu bewirken, wurde mit Vorwürfen und Drohungen beantwortet. Weit entfernt, das, was Oesterreich that, um die Aufrechthaltung der Ruhe zu sichern, auf irgend eine Weise in Anschlag zu bringen, schien im Gegentheil das französische Kabinet jede neue Probe von Mäßigung und Ergebung nur als Grundlage und Uebergang zu noch härteren Forderungen gebrauchen zu wollen; und es ist schwer zu bestimmen, wohin diese fortdauernd feindselige Spannung, trotz aller Bemühungen Sr. Majestät, schon damals geführt haben würde, wenn der Ausbruch eines Krieges mit Preußen nicht einen nothwendigen Stillstand veranlaßt hätte.

Den Gang und die Resultate dieses Krieges konnten Seine Kaiserliche Majestät unmöglich mit Gleichgültigkeit betrachten. Das Loos, welches die preußische Monarchie und das preußische Regentenhaus traf, war an und für sich bitter genug, um das lebendigste Mitgefühl zu erwecken; und die leicht zu berechnenden Folgen dieser Begebenheit, das Interesse des österreichischen Staates auf so vielen und so kritischen Punkten, daß die schwersten Besorgnisse für die Zukunft von allen Seiten gerechtfertigt erscheinen mußten. Bei einem solchen Kampf ins Mittel zu treten, würden in jedem andern Zeitpunkt die dringendsten und untadelhaftesten Rücksichten Sr. Majestät zur Pflicht gemacht haben; jetzt hatten einmal Bewegungsgründe, vor denen alles zurückstehen mußte, einem andern System das Ueber-

gewicht der Nothwendigkeit versichert; und Se. Majestät thaten mit eben der Entschlossenheit, mit welcher Sie Sich eigner Prärogativen und eigner Vortheile zu begeben gewußt, auch auf die höhere Beruhigung Verzicht, die eine thätige Verwendung Ihrer Kräfte zum Besten Ihrer Nachbarn Ihnen gewährt hätte. Einer zweideutigen, unlautern Politik zu allen Zeiten fremd, erlaubten Sie Sich in dieser Lage der Dinge keine halbe, keine falsche Neutralität; und die Strenge, mit welcher der gleich anfangs gefaßte Entschluß im ganzen Laufe dieses Kriegs befolgt ward, mußte in dem Kaiser Napoleon selbst einen gezwungenen Lobredner finden.

Der Friede wurde, ohne Zuziehung Sr. Majestät, obgleich die den kriegführenden Mächten nicht lange zuvor angetragene Vermittlung, wohl eine gegenseitige Aufmerksamkeit verdient hätte, geschlossen. Die Bedingungen waren keineswegs von der Art, daß die früher genährten Besorgnisse des Kaisers dadurch gehoben oder nur gemildert worden wären.

So wie aber Se. Majestät Ihrem friedlichen Gange unwandelbar getreu, den in Neapel und Holland veranstalteten Regierungsveränderungen keinen Widerspruch entgegengesetzt hatten, so fügten Sie Sich nunmehr auch in jene, die zu Tilsit verabredet worden waren. Ueber den bedenklichen, gefahrvollen Umfang der dem Kaiser Napoleon durch den Tilsiter Friedensschluß gesicherten Vortheile wäre es umsonst gewesen, sich täuschen zu wollen, und doch schien, von einer gewissen Seite betrachtet, die Größe dieser Vortheile selbst, durch Befriedigung der äußersten

Wünsche, die man damals vorauszusetzen befugt war, einige Aussicht auf Ruhe zu begründen. Wenn ein solcher Hoffnungsschimmer nur allzubald wieder verschwand, so kann es Sr. Kaiserl. Majestät, wenigstens aus dem Standpunkte der französischen Regierung, wohl nicht zum Vorwurf gereichen, ihm einen Augenblick Raum, gegeben zu haben.

Unterdessen hatten alle die Ausflüchte, vermöge welcher die Erfüllung des Preßburger Traktats von einer Zeit zur andern, bis zum Oktober des Jahrs 1807 hinausgeschoben worden war, selbst ihre scheinbare Bedeutung verloren. Die Räumung der immer noch von französischen Truppen besetzten Punkte des österreichischen Gebiets konnte mit Anstand nicht mehr abgelehnt werden. Es kam zu einer Unterhandlung darüber. Die Festung Braunau wurde zurückgegeben; die Besitzungen am rechten Ufer des Isonzo blieben verloren. Unter dem willkührlichen Namen eines Tausches wurde zwar die am linken Ufer des Flusses gelegene Grafschaft Monte-Falcone an Oesterreich zur Schadloshaltung abgetreten: aber diese machte an wirklichem Werth nicht den zehnten Theil dessen, was nach dem Friedensschlusse zurückgegeben werden sollte, aus.

Bald ergab sich, daß auch dieser Schatten von Mäßigung, diese halbe Rückkehr zu einem freundschaftlichen Verhältniß nur der Eingang zu neuen Verwickelungen und zu den lästigsten Aufforderungen war. Der Kaiser Napoleon hatte beschlossen, daß Sein Krieg mit England die Sache des gesammten Kontinents, Sein Haß gegen die brittische Regierung das Erbtheil aller Souverains und

Nationen, und der Druck, den Er, um England zu schaden, über die Industrie und den Handel jedes Landes, das Seine Truppen oder Seine Dekrete erreichen konnten, verhängte, die Richtschnur für alle Staaten werden sollte. Unter dem Vorwande, diesem bis dahin unerhörten System nicht vollständig genug gehuldigt zu haben, wurde wenig Monate nach dem Tilsiter Frieden das Haus Braganza vom Throne von Portugal gestürzt! Zu eben der Zeit erging an Se. Kaiserl. Maj. der bestimmte Antrag, Ihren Verhältnissen mit England gänzlich zu entsagen; und die Wahl zwischen einem solchen Entschlusse und einem unmittelbaren Friedensbruche mit Frankreich war das einzige, durch keine nähere Bestimmung unterstützte oder gemilderte Argument, das diesem Antrage zur Begleitung gegeben wurde.

Obgleich unter den damaligen Umständen, nach den bereits im Jahr 1806 Sr. Majestät abgedrungenen Maßregeln, wegen Ausschließung der brittischen Flagge, und bei der von dem Kaiser Napoleon verfügten durchgängigen Sperrung der Kontinental-Häfen, der Handel der österreichischen Staaten schon in hohem Grade gelähmt und zerrüttet war, so mußte dennoch der jetzt geforderte Schritt dem Uebel seine letzte Ausdehnung geben; und in der That wurden die Wirkungen desselben nur allzubald in ihrem ganzen Umfange sichtbar.

Aus noch höhern Gesichtspunkten betrachtet, war das Opfer, welches Se. Majestät bei dieser Gelegenheit der Aufrechthaltung des Friedens gewährten, von nicht geringer Bedeutung. Es zerriß eins der wichtigsten Bande, die

das gemeinschaftliche Interesse der europäischen Staaten bis dahin zusammengehalten hatten; es erschwerte jede wechselseitige Mittheilung; es verminderte die Vertheidigungsmittel der größern Staaten, und vollendete die Muthlosigkeit der schwächern; und in sofern als Bewegungsgründe persönlicher Erbitterung, mit denen Oesterreich nichts gemein hatte, dabei mitwirken, mußte es Sr. Majestät noch empfindlicher sein. Indem dies Opfer vollzogen werden sollte, fühlten Se. Majestät lebhafter als je, wie schwer es sein würde, Ihrer friedlichen Nachgiebigkeit, den stets fortschreitenden Zumuthungen des französischen Kabinets gegenüber, irgend eine äußerste Gränze zu bestimmen.

Bald nach dieser Verhandlung entwickelten sich die rastlosen Vergrößerungsplane dieses Kabinets in einer neuen, dem Anschein nach für Oesterreich weniger feindseligen Gestalt. Es wurden Sr. Majestät Vorschläge gethan, welche die Auflösung und Theilung eines benachbarten großen Reichs betrafen. Die offenbare Ungerechtigkeit eines solchen Beginnens, die auf Se. Majestät um so lebhafter wirken mußte, als das Kabinet, von welchem der Antrag geschah, bis dahin keine Gelegenheit hatte vorbeigehen lassen, um die Erhaltung und Integrität jenes Reichs für einen der obersten Grundsätze seines politischen Systems auszugeben, wäre vollkommen hinreichend gewesen, den Kaiser von jeder Begünstigung desselben für immer zurückzuhalten; überdies würde aber auch eine gesunde Politik, und das wahre Interesse Ihrer Monarchie Ihnen nie gestattet haben, Theil daran zu nehmen.

Der Sr. Majestät dargebotene Länder-Zuwachs wäre im besten Fall nur ein trüglicher Gewinn, hingegen das einzige zuverlässige Resultat, die Einführung einer französischen Armee ins Innere Ihrer Staaten gewesen. Was dies letzte für Folgen haben konnte, kam eben damals, auf einem andern Schauplatz französischer Politik, in warnender Klarheit, zu Tage.

Die Begebenheiten jenseits der Pyrenäen, die eine mit dem österreichischen Hause durch enge Familienbande verknüpfte Dynastie, des Thrones und der Freiheit beraubten, würden, auch ohne allen vergleichenden Rückblick, Se. Kaiserl. Maj. im Innersten ergriffen haben. Nicht minder hätten Se. Majestät durch das unverdiente Schicksal, das einer edelmüthigen, hochherzigen Nation mit einem Schlage alle ihre theuersten Güter, ihre Unabhängigkeit, ihre Verfassung, ihre Gesetze, ihre Fürsten entriß, ihr nichts als die verzweifelte Zuflucht eines glorreichen Widerstandes übrig ließ, gerührt und erschüttert werden müssen. Aber die Umstände, durch welche diese grausamen Katastrophen herbeigeführt und vorbereitet worden waren, erhöhten noch ihre eigenthümliche Wirkung. Seit zwölf Jahren hatte der spanische Hof, dem Wunsche, von einem gefürchteten Nachbar, wo nicht Freundschaft, doch Schonung zu erkaufen, seine Kräfte, seine Schätze, seine Truppen, seine Flotten, seine Kolonien geopfert. Der Wille des Kaisers Napoleon war in Spanien so mächtig, wie in Frankreich. Anstatt aber durch jenes Uebermaß von Unterwürfigkeit auch nur das letzte, was ihm geblieben war, einen unabhängigen Namen, innere Sicherheit und häuslichen Frieden

zu retten, fand dieser Hof vielmehr in seinem mißverstandenen Streben nach Ruhe die unmittelbare Quelle seines Verderbens. — Se. Kaiserl. Majestät hatten Ihrerseits gleichfalls der Aufrechthaltung und Befestigung des Friedens kein Opfer versagt; nur eine Gränze hatten sie nie überschritten, die Würde Ihres Thrones, und das Recht, zur Vertheidigung desselben kein Mittel unbenutzt zu lassen, hatten Sie jederzeit sorgfältig bewahrt. Daß, wenn jene einmal verscherzt und dieses einmal Preis gegeben ist, dem Verderben des Staates nichts mehr Einhalt thun kann, bestätigte das Schicksal von Spanien durch eine neue schreckende Erfahrung. In der damaligen Lage Oesterreichs konnte ein solches Beispiel seinen Eindruck nicht verfehlen. Eine Armee von 200,000 Mann belagerte die Monarchie, und harrte nur auf das Zeichen zum Angriff. Da die Eroberung der westlichen Länder mit Spanien und Portugal vollendet, der Grundsatz, daß alles gerecht und erlaubt sei, was das Interesse des Kaisers von Frankreich verlangte, bei dieser gewaltsamen Unternehmung laut geäußert, in offiziellen Regierungsschriften ohne Rückhalt aufgestellt worden war, und jenes unruhige Streben nach Herrschaft, dem Europa kaum groß genug schien, noch keineswegs seine Gränze gefunden hatte, so war nichts natürlicher, als die Erwartung, daß der nächste zerschmetternde Schlag gegen Oesterreich gerichtet sein würde. Die Besorgnisse und Ahndungen der Welt waren einverstanden mit einer solchen Erwartung.

Was zu gleicher Zeit in Italien vorging, gab diesen drohenden Vorbedeutungen ein neues Gewicht. Jener

weite Kreis von Oberherrschaft, der bald mit dem Namen des neuen Föderativsystems, bald mit dem noch ausdrucksvollern des großen Reichs bezeichnet wurde, umfaßte längst die Totalität der italienischen Staaten. Dies war nicht genug. Die Unterwerfung sollte ins Einzelne gehen, sollte unmittelbarer und vollständiger werden. Der Papst hatte sich, im Gefühl seiner Pflicht, einer Reihe von Anträgen widersetzt, welche die Würde des Oberhauptes der Kirche, und seine alten Souverainitätsrechte verletzten. Sogleich war es um alles geschehen, was die Ehrfurcht für Seine erhabene Person und die Achtung für den größern Theil der Christenheit, die in Ihm einen gemeinschaftlichen Vater erblickte, selbst einer nichts verschonenden Uebermacht vorzuschreiben schien. Die dem päpstlichen Stuhl nach früheren Beeinträchtigungen noch gebliebenen Provinzen gingen verloren; Rom selbst wurde der Sitz einer militairischen Präfectur, und es konnte der Welt nicht verborgen bleiben, daß Se. Heiligkeit in Ihrer eigenen Residenz das Schicksal eines Staatsgefangenen erduldeten. Die Provinzen des Kirchenstaats wurden, wie die Fürstenthümer Parma und Piacenza, wie das von Frankreich selbst gestiftete, jetzt plötzlich und eigenmächtig wieder vernichtete Königreich Etrurien, theils Frankreich, theils dem Königreiche Italien einverleibt; und Oesterreich erfuhr bei dieser Gelegenheit durch einen feierlichen Vortrag im französischen Senat: „daß der Wille des Kaisers Napoleon sei, die ganze Küste des mittelländischen Meeres entweder mit dem französischen

Gebiet, oder doch mit dem des großen Reiches zu vereinigen.

Unter solchen Umständen auf ungestörte Fortdauer des Friedens zu bauen, so fest man auch entschlossen sein mochte, das Aeußerste dafür zu thun, wäre offenbare Verblendung gewesen. Von einem Tage zum andern konnte der Fall, die Unabhängigkeit der Monarchie gegen schlechterdings unzulässige Anforderungen, oder unmittelbaren Angriff behaupten zu müssen, eintreten; von einem Tage zum andern ward die Nähe dieses kritischen Augenblickes fühlbarer. Wenn es noch irgend ein Mittel gab, ihn zu entfernen, so konnte dies nur in einem vollkommenen Vertheidigungszustande, nur in einer militairischen Verfassung, welche der Hoffnung, die Monarchie ohne Schwierigkeit zu unterjochen, möglichst wirksame Schranken setzte, zu finden sein. In diesem Sinne, und aus diesem Gesichtspunkte allein, ergriffen Se. Majestät diejenigen Maßregeln, die der Vervollständigung und Verstärkung Ihrer Armee eine ausgedehntere Grundlage bereiten sollten. Die aufgeklärte Vaterlandsliebe Ihrer getreuen Unterthanen beförderte den Erfolg dieser Maßregeln. Die Ueberzeugung, daß Se. Majestät nichts als hinlänglich gesicherte Ruhe begehrten, daß nichts Ihren Gesinnungen fremder war, als eine unruhige Sehnsucht nach Krieg, daß nur unvermeidliche Nothwendigkeit Sie veranlassen konnte, Ihre Völker zu neuen Anstrengungen aufzufordern, diese Ueberzeugung hatte sich aller Gemüther bemächtigt; und die väterlichen Anordnungen des Kaisers wurden allenthalben

mit einem für die Regierung und den Bürger gleich rühmlichen Vertrauen zur Ausführung gebracht.

Der wahre Charakter dieser Maßregeln konnte selbst von auswärtigen Mächten nur dann verkannt oder gemißdeutet werden, wenn diese zuvor schon entschlossen waren, Oesterreich das Recht der Selbsterhaltung abzusprechen. Alles, was in jenem Zeitpunkte verfügt wurde, blieb in den strengsten Gränzen eines gerechten Vertheidigungssystems; es beschränkte sich auf innere Organisation und Vervollkommnung der militairischen Staatskräfte; man glaubte sich um so weniger in dem Fall, irgend einem auswärtigen Staate dadurch Anstoß zu geben, als ähnliche und ungleich ausgebreitetere Anordnungen, nicht blos in Frankreich, sondern auch in andern benachbarten Ländern, seit mehreren Jahren Platz ergriffen hatten, und noch täglich weiter ausgebildet wurden. Die Monarchie fand sich von fremden Armeekorps, die auf beständigem Kriegsfuß, und jeden Augenblick marschfertig waren, umringt; die österreichischen Truppen blieben auf dem Friedensfuße in ihren gewöhnlichen Garnisonen zerstreut; sie waren nirgends zusammengezogen worden. Eine weniger beunruhigende, weniger Argwohn erregende Stellung konnte einem großen Staate nicht zugemuthet werden.

Selbst von Seiten des französischen Kabinets hatte man nicht Ursache, Beschwerden zu erwarten, daß Se. Kaiserl. Majestät fortdauernd, bei jeder sich darbietenden Veranlassung, Beweise Ihrer unerschütterlichen Anhänglichkeit an das zeither befolgte friedliche System geben. Während daß sie über sehr wesentliche Klagepunkte, zu

Vermeidung jeder unangenehmen Diskussion, ein ununterbrochenes Stillschweigen beobachteten, während daß, in Kraft eines willkührlichen Dekrets, mehr als 80 österreichische Fahrzeuge von französischen Kapern genommen, im Hafen von Ancona aufgebracht, und zum Theil wirklich verkauft wurden, — ein Verfahren, das für die Freiheit der Meere von keiner sonderlichen Vorbedeutung zu sein schien, — war der österreichische Hof unablässig beschäftigt, die eingebildeten oder erdichteten Beschuldigungen, welche unruhige französische Agenten, am häufigsten von Triest aus, auf die Bahn brachten, von sich und seinen Unterbehörden abzulenken. Nicht eine dieser Beschuldigungen konnte beglaubigt werden; sie wurden alle aufs siegreichste widerlegt. Doch auch hierauf beschränkte man sich noch nicht. Um eine Hauptquelle grundloser, jedoch täglich wiederkehrender Klagen ganz zu verstopfen, [illegible] gleich der französischen Regierung eine neue Probe [illegible] rkommen[illegible] reitwilligkeit zu geben, die über [illegible] Ge[illegible] Kaisers, so schmeichelte man [illegible] Zu[illegible] lassen sollte, trugen Se. Ma[illegible] Bed[illegible] immer diese abermalige [illegible] ng [illegible] eresse des Handels Ihrer [illegible] fall[illegible] noch die Flagge der [illegible] aufgefordert von Ihren [illegible] [illegible] zu bewirken, daß [illegible] aus einem billigen [illegible] die Schritte die Se. [illegible] eines näher veranlaß

mit einem für die Regierung und den Bürger gleich rühmlichen Vertrauen zur Ausführung gebracht.

Der wahre Charakter dieser Maßregeln konnte selbst von auswärtigen Mächten nur dann verkannt oder gemißdeutet werden, wenn diese zuvor schon entschlossen waren, Oesterreich das Recht der Selbsterhaltung abzusprechen. Alles, was in jenem Zeitpunkte verfügt wurde, blieb in den strengsten Gränzen eines gerechten Vertheidigungssystems; es beschränkte sich auf innere Organisation und Vervollkommnung der militairischen Staatskräfte; man glaubte sich um so weniger in dem Fall, irgend einem auswärtigen Staate dadurch Anstoß zu geben, als ähnliche und ungleich ausgebreitetere Anordnungen, nicht blos in Frankreich, sondern auch in andern benachbarten Ländern, seit mehreren Jahren Platz ergriffen hatten, und noch täglich weiter ausgebildet wurden. Die Monarchie fand sich von fremden Armeekorps, die auf beständigem Kriegsfuß, und jeden Augenblick marschfertig waren, umringt; die österreichischen Truppen blieben auf dem Friedensfuße in ihren gewöhnlichen Garnisonen zerstreut; sie waren nirgends zusammengezogen worden. Eine weniger beunruhigende, weniger Argwohn erregende Stellung konnte einem großen Staate nicht zugemuthet werden.

Selbst von Seiten des französischen Kabinets hatte man nicht Ursache, Beschwerden zu erwarten, daß Se. Kaiserl. Majestät fortdauernd, bei jeder sich darbietenden Veranlassung, Beweise Ihrer unerschütterlichen Anhänglichkeit an das zeither befolgte friedliche System geben. Während daß sie über sehr wesentliche Klagepunkte, zu

Vermeidung jeder unangenehmen Diskussion, ein ununterbrochenes Stillschweigen beobachteten, während daß, in Kraft eines willkührlichen Dekrets, mehr als 80 österreichische Fahrzeuge von französischen Kapern genommen, im Hafen von Ancona aufgebracht, und zum Theil wirklich verkauft wurden, — ein Verfahren, das für die Freiheit der Meere von keiner sonderlichen Vorbedeutung zu sein schien, — war der österreichische Hof unablässig beschäftigt, die eingebildeten oder erdichteten Beschuldigungen, welche unruhige französische Agenten, am häufigsten von Triest aus, auf die Bahn brachten, von sich und seinen Unterbehörden abzulenken. Nicht eine dieser Beschuldigungen konnte beglaubigt werden; sie wurden alle aufs siegreichste widerlegt. Doch auch hierauf beschränkte man sich noch nicht. Um eine Hauptquelle grundloser, jedoch täglich wiederkehrender Klagen ganz zu verstopfen, und zugleich der französischen Regierung eine neue Probe von zuvorkommender Bereitwilligkeit zu geben, die über die wahren Gesinnungen des Kaisers, so schmeichelte man sich, keinen Zweifel mehr zulassen sollte, trugen Se. Majestät kein Bedenken, wie hart immer diese abermalige Einschränkung den letzten Ueberrest des Handels Ihrer Seeprovinzen fallen mußte, auch noch die Flagge der nordamerikanischen Staaten, unaufgefordert von Ihren Häfen auszuschließen.

Aber nichts war mehr vermögend zu bewirken, daß Frankreich das Verfahren Sr. Majestät aus einem billigen Gesichtspunkte beurtheilt hätte. Die Schritte die Se. Majestät gethan, um auf den Fall einer näher heranrük-

kenden Gefahr die Existenz und Unabhängigkeit Ihrer Staaten zu sichern, galten in den Augen des Kaisers Napoleon nur für eben so viel unerlaubte Versuche, den Plänen entgegen zu arbeiten, die über das künftige Schicksal dieser Monarchie längst vorbereitet und festgesetzt waren. Man behandelte diese Schritte wie feindselige Bewegungen gegen Frankreich. Die angestrengtesten Bemühungen der österreichischen Minister, die Sache in ihr gehöriges Licht zu stellen, schlugen fehl; ihre Erklärungen wurden keiner Aufmerksamkeit gewürdigt.

Das französische Kabinet gab durch eine officielle Note vom 30sten Julius 1808 zu vernehmen: „Der Krieg sei unvermeidlich, wenn die in der österreichischen Monarchie veranstalteten militairischen Bewegungen nicht durch Maßregeln von entgegengesetzter Art rückgängig gemacht würden;" und das zwar, nachdem eben dieselbe Note unmittelbar zuvor ausgesagt hatte: „die französische Armee sei sowohl in Deutschland als in Italien, ohne noch die Truppen der Bundesgenossen in Anschlag zu bringen, doppelt so stark als sie im Jahre 1805 gewesen." — Von jenem Tage an war der Krieg als erklärt zu betrachten. Die Sprache, die damals geführt ward, ist nie mehr zurückgenommen worden; in Paris, in Bayonne, in Erfurt ist sie unverändert dieselbe geblieben. Wenn in der Zwischenzeit Begebenheiten eintraten, welche die französischen Armeen auf allen Punkten beschäftigt hielten, so konnte dies nur für einen nothgebrungenen Aufschub der wirklichen Feindselig-

keiten gelten. Der Vorsatz, je eher je lieber die Sache zur Entscheidung zu bringen, war gefaßt, das Verhältniß zwischen Oesterreich und Frankreich hatte eine bestimmte Richtung genommen, und eine wesentliche Veränderung in diesem Verhältnisse war schon deshalb unmöglich geworden, weil die Bedingung, an welche der Kaiser Napoleon die Aufrechthaltung des Friedens geknüpft hatte, von einer solchen Beschaffenheit war, daß nicht einmal darüber berathschlagt werden konnte.

Bereits im Monat August geschahen Schritte, die einen unmittelbaren Ausbruch besorgen ließen. Die von Frankreich abhängigen deutschen Fürsten wurden aufgefordert, Truppen zu stellen, sogar mehr als ihre Kontingente betrugen, diese Truppen in Läger zusammen zu ziehen, jeden Tag der Marschbefehle gewärtig zu sein. Das, was man, mit geflissentlicher Verkehrtheit, „die Rüstungen Oesterreichs" nannte, war als der Grund zu diesen Maßregeln angegeben. Die französischen Armeen selbst machten Bewegungen, deren Richtung und Zweck eine Zeitlang in Dunkelheit gehüllt waren. Durch mehrere Wochen wurden auf verschiedenen Punkten der österreichischen Gränze die lebhaftesten Besorgnisse genährt; und zahlreiche französische Agenten verkündigten schon von Lissabon bis Konstantinopel die bevorstehende Auflösung dieser Monarchie.

Das Ungewitter entfernte sich für dieses Mal. Um inzwischen den Augenblick nicht unbenutzt zu lassen, verlangte das französische Kabinet die unmittelbare und unbedingte Anerkennung des, unter dem heftigen Wider-

stande der spanischen Nation, zum Könige von Spanien ernannten französischen Prinzen.

Der Preis, der auf diese Anerkennung gesetzt wurde, war die Verlegung der französischen Truppen von den bis dahin eingeschlossenen österreichischen Gränzen, in eine um etwas entferntere, aber nicht minder gefährliche Position. Se. Majestät waren jedoch bereits unterrichtet, daß man die veränderte Stellung der französischen Armee, und den Abgang eines Theils derselben, blos dem Bedürfniß, sie auf einem andern Schauplatz zu gebrauchen und keineswegs einer Rücksicht auf Oesterreich, oder dem Uebergange zu einem friedlichern System und zu gemäßigtern Gesinnungen verdankte. Die unbedingte Anerkennung des neuen Königs von Spanien war unter diesen Umständen kein unumgänglicher Schritt; und da ohnehin die erheblichsten Einwürfe diesem Schritt von allen Seiten entgegen traten, so glaubten Se. Majestät sich berechtigt, ihm keine weitere Folge zu geben. Aber selbst in den Unterhandlungen über diesen Antrag sprach sich der immer gleiche Wunsch Sr. Majestät, alles sorgfältig zu vermeiden, was der französischen Regierung gerechten Grund zu Mißvergnügen geben könnte, mit unverkennbarer Deutlichkeit aus.

Der Aufenthalt des Kaisers Napoleon in Erfurt verbreitete über die wahre Lage der Dinge ein abermaliges und nicht erfreuliches Licht. Was dort zur Sprache gebracht, was Sr. Majestät zum Vorwurf gerechnet, was unter den heftigsten Drohungen für die Zukunft von Ihnen gefordert ward, war durchaus als ein fortlaufender Kom-

mentar zu der Erklärung vom 30. Julius zu betrachten. Weit entfernt, von dieser Erklärung weder dem Inhalt, noch der Form nachzugeben, rühmte der Kaiser Napoleon vielmehr als einen Beweis außerordentlicher Langmuth, und nebenher als besondere Gefälligkeit gegen die freundschaftliche Verwendung eines fremden Souverains, „daß Er Oesterreich bis dahin noch verschont habe."

Der Feldzug in Spanien führte eine Pause von einigen Monaten herbei; aber kaum glaubte der Kaiser Napoleon die Eroberung dieses unglücklichen Landes bis auf einen gewissen Grad sicher gestellt zu haben, als der Sturm gegen Oesterreich mit erneuertem Ungestüm ausbrach. Aus dem Innern von Spanien ergingen die ersten Befehle zu den Rüstungen in Deutschland. Des Kaisers Zurückkunft nach Paris war das Signal zu den gehässigsten Schmähschriften, worin die vorgeblichen Absichten, die vergangenen Unglücksfälle, die gegenwärtige innere und äußere Lage, ja selbst die erhabensten Personen des Hauses Oesterreich bald mit Hohn, bald mit Erbitterung behandelt, und kein Mittel unversucht gelassen war, um dem Souverain, seinen Dienern und seinem Regierungssystem die Achtung und das Vertrauen seiner Völker zu entziehen. Der Zufall hatte diese Artikel, die auf einmal alle öffentliche Blätter bedeckten, nicht erzeugt; es war unmöglich, ihren Ursprung zu verkennen. Zu gleicher Zeit waren die unter Frankreichs Einfluß stehenden deutschen Fürsten damit beschäftigt, ihre gesammte Kriegsmacht in Bereitschaft zu setzen; was von den französischen Truppen in Deutschland und Italien zurückgeblieben war, zog sich auf mehreren Haupt-

punkten zusammen; und es galt endlich kein Zweifel mehr, daß man nur noch die Zeit, welche die Ankunft neuer Verstärkungen erforderte, vielleicht auch die lähmende Wirkung, die man sich von diesen drohenden Anstalten auf Sr. Kaiserl. Majestät Rathschläge versprach, abwarten wollte, um den längst beschloßnen Angriff zu vollführen.

Se. Kaiserl. Majestät hatten mit unermüdeter, treuer Beharrlichkeit an der Aufrechthaltung des Friedens gearbeitet. Sie hatten sich drei Jahre lang in viele harte und unbillige Forderungen des französischen Kabinets, ohne je eine Klage darüber laut werden zu lassen, gefügt. Sie waren allen Beschwerden desselben zuvorgekommen. Sie hatten Ihrem sehnlichen Wunsche nach Ruhe eine lange Reihe kostbarer Opfer gebracht. Sie hatten selbst zu verschiedenen Malen dem Gedanken Raum gegeben, durch neue Verträge in ein bestimmteres Verhältniß mit Frankreich zu treten; ein Gedanke, der freilich unausgeführt bleiben mußte, weil Se. Majestät dabei nichts als Gewährleistung für die Fortdauer des Ruhestandes, als Sicherheit für Sich selbst und Ihre Nachbarn, das heißt, solche Bedingungen suchten, welche das französische Kabinet in Entwürfen von ganz anderem Charakter nur stören, nicht befriedigen konnten. Als man endlich alles, was zu erdenken gewesen war, um Oesterreichs friedliche Gesinnungen auf die äußersten Proben zu stellen, für erschöpft hielt, gelang es dennoch der französischen Regierung, Se. Kaiserl. Majestät zum Widerstande zu zwingen, indem sie auf Zurücknahme jener Maßregeln drang, von welchen ein wesentlicher Theil der Landesvertheidigung abhing. Um

diesen Preis den Frieden zu erkaufen, war unmöglich; die Monarchie war von dem Augenblicke an vernichtet, wo die, welchen die Sorge für ihre Erhaltung oblag, sich bereit finden ließen, mit eigener Hand ihre letzten Schutzwehren niederzureißen. Der Kaiser Napoleon selbst konnte sich über den Sinn seines Begehrens nicht getäuscht haben; und nie wäre eine solche Zumuthung erfolgt, wenn das, was sie nothwendig nach sich ziehen mußte, nicht vorher schon in seinen Planen gelegen hätte. Was auch jetzt oder künftig versucht werden mag, um den einfachen Gesichtspunkt zu verrücken, aus welchem das gegenwärtige Verhältniß beurtheilt werden muß, es wird immer nur eine einzige Anklage geben, der Oesterreich nichts entgegen zu setzen hat. In einem Zeitpunkt, wo ein Staat nach dem andern seine alte Verfassung und seine Selbstständigkeit verlor, auf unabhängige Fortdauer Anspruch gemacht zu haben — das allein war Oesterreichs Unrecht. Die oft wiederholte Aeußerung des Kaisers Napoleon, „daß Er nichts von Oesterreich verlange“, konnte keinen andern Sinn haben, als den, daß Oesterreich sich Glück wünschen müsse, für den Augenblick, und bis auf weitere Verfügung, die Integrität seines Gebietes, jedoch entkleidet von allen den Attributen, die ihr Festigkeit und Werth verleihen konnten, ohne irgend eine Gewährleistung für die Zukunft, ohne den von der Existenz einer großen Macht unzertrennbaren politischen Einfluß, ohne Anspruch auf eine Stimme in den gemeinschaftlichen Angelegenheiten von Europa, gerettet zu sehen. Wenn diese Aeußerung auch nicht durch eine Reihe von Thatsachen, vorzüglich aber

durch die weitgreifende Anmaßung, selbst die auf bloße Vertheidigung des Gebiets gerichteten Maßregeln Oesterreichs schon als unerlaubte Schritte zu verdammen, zur Genüge widerlegt worden wäre, so würde sie immer noch, so wie sie lautet, vernehmlicher als die geschickteste Darstellung, die bisherige Lage der Monarchie und den Zustand von Europa charakterisiren.

Se. Majestät ergreifen die Waffen, weil die Pflicht der Selbsterhaltung Ihnen untersagt, die Bedingung, von welcher das französische Kabinet die Fortdauer des Friedens abhängig gemacht hat, Verzichtleistung auf ihre rechtmäßigen Vertheidigungsmittel, einzugehen; weil Sie nicht länger zögern dürfen, die Ihnen von Gott anvertrauten Länder und Völker gegen einen lange beabsichteten, mehr denn einmal ausdrücklich angekündigten, jetzt zur Vollziehung gereiften Angriff zu decken; weil Sie mit den Gedanken und Wünschen Ihres Volkes hinlänglich vertraut sind, um zu wissen, daß keiner darunter zu finden ist, der nicht die äußerste Anstrengung seiner Kräfte einer unwürdigen Selbstvernichtung durch freiwillige Unterwürfigkeit vorzöge.

Se. Majestät fassen diesen Entschluß mit einem Gefühl, das Ihnen Selbst und jedem redlichen Vertheidiger Ihrer Sache Vertrauen und Zuversicht einflößen muß. Denn nicht genug, daß der Schritt, zu welchem Sie endlich gezwungen worden sind, an und für sich der gerechteste sei, Se. Majestät erfreuen Sich auch der unschätzbaren Beruhigung, daß alle Welt ihn für solchen erkennt. Des Kaisers billige und gemäßigte Grundsätze, Sein

Abscheu gegen muthwillige Kriege, Seine langen vergeblichen Bemühungen, den jetzt zum Ausbruch gekommenen Kampf zu vermeiden, sind so bekannt, die Absichten des Friedens so wenig verborgen, und die Bewegungsgründe, die Se. Majestät zu diesem äußersten Entschluß aufgefordert haben, so entscheidend, daß Wahrheit und Gerechtigkeit von der Erde verschwunden sein müßten, wenn über den Ursprung dieses Kriegs nicht alle freien Urtheile einstimmig ausfallen sollten.

Der unmittelbare Zweck Sr. Majestät ist, jenem Zustande gewaltsamer Spannung, worin die österreichische Monarchie seit drei Jahren ununterbrochen geschwebt hat, einem Zustande, der, unter dem eiteln Namen des Friedens, alle Aufopferungen, Lasten und Gefahren des beschwerlichsten Kriegs über sie verhängt, ein Ende gemacht und den Staat in eine Lage versetzt zu sehen, die ihm die Wohlthat eines wirklichen Friedens und einer ehrenvollen Ruhe verbürge. Eine solche Lage kann aber nicht Platz finden, so lange die politischen und militairischen Verhältnisse der Oesterreich zunächst umringenden Staaten von solcher Beschaffenheit sind, daß es immer nur eines augenblicklichen Befehls, nur eines Winkes von außen her bedarf, um die Besorgniß eines feindlichen Einfalls auf der ganzen österreichischen Gränze zu verbreiten, und daß durch ernstliche oder täuschende Bewegungen, oder auch blos durch die drohende Nähe stets schlachtfertiger, zahlreicher Armeen, außerordentliche Vertheidigungsmaßregeln und kostspielige Bewaffnungsanstalten erzwungen werden können.

Die Sicherheit der österreichischen Monarchie kann also nicht auf einem isolirten Standpunkte gesucht, kann nicht abgesondert von dem Zustande benachbarter Länder, noch von der allgemeinen Verfassung des gesammten europäischen Staatensystems gedacht werden. Nur in dem Grade von Unabhängigkeit seiner Umgebungen, den der Anspruch auf allesumfassende Oberherrschaft, von welcher Seite er auch ausgehen mag, unmöglich machen würde, kann Oesterreich die vollständige Garantie seiner eigenen Unabhängigkeit finden. Das Schicksal dieser Umgebungen, besonders aber Deutschlands und Italiens, kann und darf die österreichische Regierung nicht mit sorgloser Gleichgültigkeit betrachten. Ihr Interesse ist mit dem Interesse dieser Länder zu genau, zu unauflöslich verwebt, die durchaus centrale Lage dieser Monarchie bildet zu häufige, zu wichtige Berührungspunkte, und der Platz, den sie Jahrhunderte lang in allen großen Weltangelegenheiten behauptete, hat sie zu fest an das Ganze geknüpft, als daß sie, ohne tödtliche Verwundung, davon losgerissen werden könnte.

Sr. Kaiserl. Majestät Gesinnungen und Wünsche sind mit diesem durch das Bedürfniß Ihres Staates unwandelbar vorgeschriebenen Gesichtspunkte vollkommen einig. Nach der Pflicht, für die Aufrechthaltung Ihres Throns, und für das Wohl Ihrer eigenen Völker zu sorgen, werden Sie die, welche aus einer aufrichtigen Theilnahme an der Ruhe, an dem Glück, an dem Flor, an der gesetzmäßigen Freiheit ihrer Nachbarn entspringt, zu jeder Zeit für die heiligste halten. Der Kaiser wird sich niemals

befugt glauben, in die innern Verhältnisse fremder Staa-
ten einzugreifen, oder Sich über ihr Regierungssystem, über
ihre Gesetzgebung, über ihre Verwaltungsmaßregeln, über
die Entwicklung ihrer Streitkräfte zum Richter aufzuwer-
fen. Er verlangt eine gerechte Reciprocität. Von Ehr-
geiz und Eifersucht weit entfernt, wird der Kaiser keinem
andern Souverain seine Größe, seinen Ruhm, seinen
rechtmäßigen Einfluß beneiden; nur in einem ausschließen-
den Anspruch auf solche Vortheile liegt der Gegenstand
allgemeiner Besorgnisse und der Keim zu immerwährenden
Kriegen. Nicht Frankreich, für dessen Erhaltung und
Wohlfahrt Se. Majestät sich stets lebhaft interessiren werden,
nur die fortschreitende Ausdehnung eines Systems, wel-
ches unter dem unbestimmten Titel eines französischen
Reichs kein anderes Gesetz, als sein eigenes, in Europa
mehr gelten lassen will, hat die gegenwärtige Verwirrung
erzeugt; sie wird gehoben, und alle Wünsche Sr. Majestät
werden erfüllt sein, wenn an die Stelle jenes ausschlie-
ßenden Systems das Reich der Mäßigung, der Genüg-
samkeit, der wechselseitigen Unabhängigkeit aller Staaten,
der Achtung für die Rechte eines Jeden, der Heiligkeit
der Verträge und des Uebergewichts friedlicher Bestrebungen
tritt. Nur damit kann die österreichische Monarchie, und
nur damit kann das Ganze bestehen.

Auf welchen Wegen und bis auf welchen Punkt diese
gerechten Wünsche zur Wirklichkeit gelangen sollen, stellen
Se. Majestät der Vorsehung anheim. Nur so viel glau-
ben Sie zuversichtlich verheißen zu können, daß Sie, selbst
für Ihr oberstes Interesse, für die unverkürzte Erhaltung

Ihrer Monarchie, nie Maßregeln ergreifen oder verlangen werden, die die wohlerworbenen Rechte, die Unabhängigkeit und Sicherheit anderer Staaten beeinträchtigen könnten, und daß, wenn der Erfolg Ihrer Waffen der Gerechtigkeit Ihrer Absichten entspricht, dieselben Resultate des Kriegs, von welchen Oesterreich eine hinlängliche Garantie seiner Selbstständigkeit und seiner künftigen Ruhe erwartet, sich auch mit dem wahren Interesse seiner Nachbarn und mit der gemeinschaftlichen Wohlfahrt Europa's in der glücklichsten Uebereinstimmung finden werden.

Oesterreichisches Manifest vom Jahre 1813.

Vorbericht.

Ein zweites hochberühmtes Manifest Oesterreichs faßte Gentz im Jahr 1813 ab, als nach dem vergeblichen Waffenstillstande und nach dem, trotz der angebotenen Vermittlung, gleichfalls vergeblichen Kongreß zu Prag, Oesterreich sich mit den nordischen Alliirten zum großen Befreiungskampfe verband. Den 10. August ging der Waffenstillstand und die Vollmacht der Gesandten Rußlands und Preußens zu Ende. Da Oesterreichs Bemühungen nichts als fruchtlosen Notenwechsel herbeigeführt hatten, so erklärte es jetzt ohne Aufschub den Krieg; noch in der Nacht vom 10. auf den 11. August unterzeichnete der Graf von Metternich die Kriegserklärung vom 12ten, und am 19. erschien in der Wiener Hofzeitung das öffentliche Manifest des Kaisers, das wir hier mittheilen.

Gentz hatte dasselbe eben auch um jenen verhängnißvollen 10. August, dem Auftrage gemäß, vollendet. Die Umstände, unter denen er jetzt die Wiederaufnahme des Kriegs gegen Napoleon rechtfertigen mußte, waren ungleich günstiger als im Jahre 1809. Seit der Vermählung Marie Louisens, und namentlich seit dem Beginne des russischen Feldzugs hatte sich Oesterreich wieder des Gewichts eines Achtung gebietenden Zwischenstaates bemächtigt, hatte nur unter Bedingungen, die das Innere seiner Länder fast unter Neutralität stell-

ten, ein Armeekorps gegen Rußland entsendet, und jetzt nach dem unglücklichen Ausgang die hohe Bedeutung einer vermittelnden Macht errungen. Dennoch sagte Gentz, diese Arbeit sei ihm besonders schwer geworden. Zwar weht ein ungleich freierer Geist in diesem Dokumente; der Schreiber fühlte, daß es unter den jetzigen Verhältnissen und namentlich für Oesterreich, das so viel für den Kaiser der Franzosen gethan und geopfert hatte, nur wenig Worte bedürfte, um das Rechte zu sagen. Schwierig mochte es allerdings sein, dem Schwiegersohne seines Kaisers den Krieg zu erklären. Allein in dieser gehaltenen Form drang auch die Wahrheit um so lauterer und unwiderstehlicher hervor, und drückte der Schrift ein in den aufgeregten Tagen jener Zeit gar so seltenes Gepräge edler Mäßigung und ächter Sprache gegen einen Mann auf, dessen Herrschaft und Macht vor Kurzem noch die größte Hälfte Europa's anerkannt und alle Welt bewundert hatte, und — den man jetzt nur um der Ruhe Europa's willen in seine Gränzen zurückweisen wollte.

Eine hochsinnige Frau, von welcher auch über den Gang der öffentlichen Angelegenheiten so manches bedeutsame und männliche Urtheil vorliegt, schrieb damals über dieses Werk ihres Freundes an Herrn v. Pilat:

„Das Manifest ist eine Staatsschrift vom allerersten Rang: überhaupt ist gewiß selten etwas mit solcher Klarheit des Bewußtseins und solcher moralischen candeur geschrieben worden. Es ist eine Erscheinung, die in der Geschichte der diplomatischen Beredsamkeit eben so sehr Epoche macht, als das darin dargestellte Verfahren in der Geschichte der Diplomatie.

„Wenn die Urheber noch einen Augenblick an der Wiederherstellung der Freiheit von Europa zweifeln, so wissen sie nicht, was sie gethan und geschrieben haben. — So hoch steht über alle Begeisterung, allen Enthusiasmus, selbst über alles Genie und Talent, — die Gesinnung: und über alle Macht und alle Fülle, — die Ordnung und das Maß. Diese Gesinnung und dieses Maß ist aus den Ruinen einer halben Welt hervorgegangen, und noch immer nicht wohlfeil erkauft: das ist unser Sieg.

„Ich bin nicht zum Loben aufgelegt, aber dies ist mir zu stark. Und wie sind beiher die Stein's, die Arndt's beseitigt." —

Rahel hatte das Rechte im Augenblick getroffen. Gerade die Ehre, die man Napoleon ließ, aus dem man nicht über Nacht einen Räuber und Meuterer machen will, und die achtungsvolle Rücksicht gegen die französische Nation, die man nicht lieber gleich von der Erde vertilgen möchte, ist der höchste Werth dieses Manifests. Auch der späteste Geschichtschreiber wird nur solche Worte gebrauchen dürfen, wie Oesterreich und Gentz schon damals, als man den Entscheidungskampf gegen den Dränger Europa's eröffnete, ergriffen.

Manifest Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich, Königs von Ungarn und Böhmen.

Die österreichische Monarchie fand sich durch ihre Lage, durch ihre vielfachen Verbindungen mit andern Mächten, durch ihre Wichtigkeit in dem europäischen Staatenbunde, in einen großen Theil der Kriege verwickelt, die seit länger als zwanzig Jahren Europa verheerten. Im ganzen Laufe dieser schweren Kriege hat nur ein und immer derselbe politische Grundsatz jeden Schritt Sr. Majestät des Kaisers geleitet. Aus angeborner Neigung, aus Pflichtgefühl, aus Liebe zu Ihren Völkern dem Frieden zugethan, allen Eroberungs- und Vergrößerungsgedanken fremd, haben Se. Majestät nie die Waffen ergriffen, als wenn die Nothwendigkeit unmittelbarer Selbstvertheidigung, oder die von eigener Erhaltung unzertrennliche Sorge für das

Schicksal benachbarter Staaten, oder die Gefahr, das ganze gesellschaftliche System von Europa durch gesetzlose Willkühr zertrümmert zu sehen, dazu aufforderten. Für Gerechtigkeit und Ordnung haben Se. Majestät zu leben und zu regieren gewünscht; für Gerechtigkeit und Ordnung allein hat Oesterreich gestritten. Wenn in diesem oft unglücklichen Kampfe der Monarchie tiefe Wunden geschlagen wurden, so blieb Sr. Majestät wenigstens der Trost, daß das Schicksal Ihres Reichs nicht für unnütze oder leidenschaftliche Unternehmungen aufs Spiel gesetzt ward, und daß jede Ihrer Entschließungen vor Gott, vor Ihrem Volke, vor den Zeitgenossen und der Nachwelt gerechtfertigt werden konnte.

Der Krieg von 1809 würde, ungeachtet der zweckmäßigsten Vorbereitungsanstalten, den Staat zum Untergange geführt haben, wenn die unvergeßliche Tapferkeit der Armee, und der Geist einer treuen Vaterlandsliebe, der alle Theile der Monarchie beseelte, nicht stärker gewesen wäre, als jedes feindselige Schicksal. Die Nationalehre und der alte Waffenruhm wurden unter allen Widerwärtigkeiten dieses Krieges glücklich behauptet; aber kostbare Provinzen gingen verloren; und durch die Abtretung der Küstenländer am adriatischen Meere wurde Oesterreich aller Antheil am Seehandel, eines der wirksamsten Beförderungsmittel seiner Landesindustrie, geraubt; ein Schlag, der noch tiefer gefühlt worden sein würde, wenn nicht zu eben der Zeit ein, den ganzen Kontinent umschlingendes, verderbliches System ohnehin alle Handelswege gesperrt, und fast alle Gemeinschaft zwischen den Völkern gebrochen

hätte. Der Gang und die Resultate dieses Krieges hatten Sr. Majestät die volle Ueberzeugung gewährt, daß bei der einleuchtenden Unmöglichkeit unmittelbarer und gründlicher Heilung des tief zerrütteten politischen Zustandes von Europa, die bewaffneten Rettungsversuche einzelner Staaten, anstatt der gemeinschaftlichen Noth ein Ziel zu setzen, nur die noch übrig gebliebenen unabhängigen Kräfte fruchtlos aufreiben, den Verfall des Ganzen beschleunigen, und selbst die Hoffnung auf bessere Zeiten vernichten mußten.

Von jener Ueberzeugung geleitet, erkannten Seine Majestät, welch ein wesentlicher Vortheil es sein würde, durch einen, auf mehrere Jahre gesicherten Frieden, den bis dahin unaufhaltsamen Strom einer täglich wachsenden Uebermacht wenigstens zum Stillstand zu bringen, Ihrer Monarchie die zur Herstellung des Finanz- und Militairwesens unentbehrliche Ruhe, zugleich aber den benachbarten Staaten einen Zeitraum von Erholung zu verschaffen, der, mit Klugheit und Thätigkeit benutzt, den Uebergang zu glücklichen Tagen vorbereiten konnte. Ein Friede dieser Art war unter den damaligen gefahrvollen Umständen nur durch einen außerordentlichen Entschluß zu erreichen. Der Kaiser fühlte es, und faßte diesen Entschluß. Für die Monarchie, für das heiligste Interesse der Menschheit, als Schutzwehr gegen unabsehliche Uebel, als Unterpfand einer bessern Ordnung der Dinge, gaben Se. Majestät, was Ihrem Herzen das Theuerste war, hin. In diesem, über gewöhnliche Bedenklichkeiten weit erhabenen, gegen alle Mißdeutungen des Augenblicks gewaffneten Sinne, wurde ein Band geknüpft, das, nach den Drangsalen

eines ungleichen Kampfes, den schwächern und leidenden Theil durch das Gefühl einiger Sicherheit aufrichten, den stärkern und siegreichen für Mäßigung und Gerechtigkeit stimmen, und so von zwei Seiten zugleich, der Wiederkehr eines Gleichgewichts der Kräfte, ohne welches die Gemeinschaft der Staaten nur eine Gemeinschaft des Elends sein kann, den Weg bahnen sollte.

Der Kaiser war zu solchen Erwartungen um so mehr berechtigt, als zur Zeit der Stiftung dieses Bandes der Kaiser Napoleon den Punkt in seiner Laufbahn erreicht hatte, wo Befestigung des Erworbenen wünschenswürdiger wird, als rastloses Streben nach neuem Besitz. Jede weitere Ausdehnung seiner längst alles gerechte Maß übersteigenden Herrschaft war nicht nur für Frankreich, das unter der Last seiner Eroberungen zu Boden sank, sondern selbst für sein wohlverstandenes persönliches Interesse mit sichtbarer Gefahr verknüpft. Was diese Herrschaft an Umfang gewann, mußte sie nothwendig an Sicherheit verlieren. Das Gebäude seiner Größe erhielt, durch die Familienverbindung mit dem ältesten Kaiserhause der Christenheit, in den Augen der französischen Nation und der Welt einen solchen Zuwachs an Festigkeit und Vollendung, daß unruhige Vergrößerungsplane es forthin nur entkräften und erschüttern konnten. Was Frankreich, was Europa, was so viel gedrückte und verzweifelte Nationen vom Himmel erflehten, schrieb dem mit Ruhm und Sieg gekrönten Beherrscher eine gesunde Politik als Gesetz seiner Selbsterhaltung vor. Es war erlaubt zu glauben, daß so viel vereinigte große Motive über den Reiz eines ein-

zigen triumphiren würden; wenn diese frohen Hoffnungen unerfüllt blieben, so kann Oesterreich kein Vorwurf darüber treffen. Nach vieljähriger vergeblicher Anstrengung und unermeßlichen Aufopferungen aller Art, gab es Beweggründe genug zu dem Versuch durch Vertrauen und Hingebung Gutes zu wirken, wo Ströme von Blut bisher nur Verderben auf Verderben gehäuft hatten. Seine Majestät werden es wenigstens nie bereuen, diesen Weg betreten zu haben.

Das Jahr 1810 war noch nicht verflossen, der Krieg wüthete in Spanien noch fort, die deutschen Völker hatten kaum Zeit gehabt, nach den Verwüstungen der beiden vorigen Kriege den ersten freien Athemzug zu thun, als der Kaiser Napoleon in einer unglücklichen Stunde beschloß, einen ansehnlichen Bezirk des nördlichen Deutschlands mit der Masse von Ländern, die den Namen des französischen Reiches führte, zu vereinigen, und die alten freien Handelsstädte, Hamburg, Bremen und Lübeck, ihrer politischen, bald nachher auch ihrer kommerziellen Existenz und ihrer letzten Subsistenzmittel zu berauben. Dieser gewaltthätige Schritt geschah, ohne irgend einen auch nur scheinbaren Rechtsgrund, mit Verachtung aller schonenden Formen, ohne vorhergehende Ankündigung oder Rücksprache mit irgend einem Kabinet, unter dem willkührlichen und nichtigen Vorwande, daß der Krieg mit England ihn gebiete. Zugleich wurde jenes grausame System, welches auf Kosten der Unabhängigkeit, der Wohlfahrt, der Rechte und der Würde, des öffentlichen und Privateigenthums aller Staaten des Kontinets den Welthandel zu Grunde

richten sollte, mit unerbittlicher Strenge verfolgt, in der eiteln Erwartung, ein Resultat zu erzwingen, das, wenn es nicht glücklicher Weise unerreichbar gewesen wäre, Europa auf lange Zeiten hinaus in Armuth, Ohnmacht und Barbarei gestürzt haben würde. Der Beschluß, welcher eine neue französische Herrschaft, unter dem Titel einer zwei und dreißigsten Militairdivision, an den deutschen Seeküsten errichtete, war an und für sich beunruhigend genug für alle benachbarte Staaten; er wurde es noch mehr als unverkennbare Vorbedeutung künftiger größerer Gefahr. Durch diesen Beschluß sah man das, in Frankreich selbst aufgestellte, zwar früher schon übertretene, doch immer noch als bestehend proklamirte System der sogenannten natürlichen Gränzpunkte des französischen Reichs, ohne alle weitere Rechtfertigung oder Erklärung über den Haufen geworfen, und sogar die eignen Schöpfungen des Kaisers mit beispielloser Willkühr vernichtet. Weder die Fürsten des Rheinbundes, noch das Königreich Westphalen, noch irgend ein großes oder kleines Gebiet auf dem Wege dieser furchtbaren Usurpation, wurde geschont. Die Gränze lief, dem Anschein nach von blinder Laune gezeichnet, ohne Regel noch Plan, ohne Rücksicht auf alte oder neue Verhältnisse, quer über Länder und Ströme hin, schnitt die mittlern und südlichen deutschen Staaten von aller Verbindung mit der Nordsee ab, überschritt die Elbe, riß Dänemark und Deutschland von einander, nahm selbst die Ostsee in Anspruch, schien der Linie der fortdauernd besetzten preußischen Oderfestungen entgegenzueilen. Und doch trug die ganze Okkupation, so gewaltsam sie auch in alle

Rechte und Besitzungen, in alle geographische, politische und militairische Demarkationen eingriff, so wenig das Gepräge eines vollendeten und geschlossenen Gebiets, daß man gezwungen war, sie nur als Einleitung zu noch größeren Gewaltschritten zu betrachten, durch welche die Hälfte von Deutschland eine französische Provinz, und der Kaiser Napoleon wirklicher Oberherr des Kontinents werden sollte. Am nächsten mußten sich, durch diese unnatürliche Ausdehnung des französischen Gebiets, Rußland und Preußen gefährdet fühlen. Die preußische Monarchie, von allen Seiten eingeschlossen, keiner freien Bewegung mehr mächtig, jedes Mittels, neue Kräfte zu sammeln, beraubt, schien sich ihrer gänzlichen Auflösung mit starken Schritten zu nähern. Rußland, durch die eigenmächtige Verwandlung der im Tilsiter Frieden frei erklärten Stadt Danzig in einen französischen Waffenplatz, und eines großen Theils von Polen in eine französische Provinz, auf seiner Westgränze schon hinreichend beunruhigt, sah in dem Vorrücken der französischen Macht längs der Seeküste, und in den neuen Fesseln, die Preußen bereitet wurden, eine dringende Gefahr für seine deutschen und polnischen Besitzungen. Von diesem Augenblicke war der Bruch zwischen Frankreich und Rußland so gut als entschieden.

Nicht ohne große und gerechte Besorgniß sah Oesterreich diese neuen Wetterwolken aufsteigen. Der Schauplatz der Feindseligkeiten mußte in jedem Falle seine Provinzen berühren, deren Vertheidigungsstand, da die nothwendige Reform des Finanzwesens die Wiederherstellung

der Militairmittel gehemmt hatte, höchst unvollkommen war. Aus einem höheren Standpunkte betrachtet, erschien der Kampf, der Rußland bevorstand, in einem äußerst bedenklichen Lichte, da er unter eben so ungünstigen Konjunkturen, eben dem Mangel an Mitwirkung anderer Mächte, eben dem Mißverhältniß der wechselseitigen Streitkräfte, folglich eben so hoffnungslos als alle früheren von ähnlicher Art begann. Se. Majestät der Kaiser boten Alles, was freundschaftliche Vermittlung von einer und der andern Seite vermochte, auf, um den Ausbruch des Sturmes zu hindern. Daß der Zeitpunkt so nahe war, wo das Mißlingen dieser wohlgemeinten Schritte dem Kaiser Napoleon weit verderblicher werden sollte, als seinen Gegnern, konnte damals kein menschlicher Scharfsinn voraussehen. So war es aber im Rath der Weltregierung beschlossen.

Als die Eröffnung des Krieges nicht mehr zweifelhaft war, mußten Se. Majestät auf Maßregeln denken, wie sich in einer so gespannten und gefährlichen Lage, eigene Sicherheit mit pflichtmäßiger Rücksicht auf das wesentliche Interesse benachbarter Staaten vereinigen ließ. Das System einer wehrlosen Unthätigkeit, die einzige Art von Neutralität, die der Kaiser Napoleon, seinen Erklärungen zufolge, gestattet hätte, war nach allen gesunden Staatsgrundsätzen unzulässig und am Ende nur ein ohnmächtiger Versuch, der schweren Aufgabe, die gelöst werden sollte, auszuweichen. Eine Macht von Oesterreichs Gewicht durfte der Theilnahme an den Angelegenheiten von Europa unter keiner Bedingung entsagen, noch sich in eine Lage versetzen, wo sie, gleich unwirksam für Frieden und Krieg,

ihre Stimme und ihren Einfluß in allen großen Berathschlagungen verloren hätte, ohne irgend eine Gewährleistung für die Sicherheit ihrer eignen Gränze zu gewinnen. Sich gegen Frankreich zum Kriege zu rüsten, wäre ein unter den obwaltenden Umständen eben so sehr mit der Billigkeit als mit der Klugheit streitender Schritt gewesen. Der Kaiser Napoleon hatte Sr. Majestät keinen persönlichen Anlaß zu feindlichen Handlungen gegeben, und die Aussicht, durch geschickte Benutzung der einmal gestifteten freundschaftlichen Verhältnisse, durch vertrauliche Vorstellungen und mildernde Rathschläge, manchen wohlthätigen Zweck zu erreichen, war noch nicht ohne alle Hoffnung verschwunden. In Bezug auf das unmittelbare Staatsinteresse aber hätte ein solcher Entschluß zur unausbleiblichen Folge gehabt, daß die österreichischen Länder der erste und vornehmste Schauplatz eines Krieges geworden wären, der bei der offenbaren Unzulänglichkeit ihrer Vertheidigungsmittel die Monarchie in kurzer Zeit zu Boden werfen mußte. In dieser peinlichen Lage blieb Sr. Majestät kein anderer Ausweg, als der, auf der Seite von Frankreich den Kampfplatz zu betreten.

Für Frankreich im eigentlichen Sinne des Worts Parthei zu ergreifen, hätte nicht nur mit den Pflichten und Grundsätzen des Kaisers, sondern selbst mit den wiederholten Erklärungen Seines Kabinets, welches diesen Krieg ohne allen Rückhalt gemißbilligt hatte, im Widerspruch gestanden. Se. Majestät gingen bei der Unterzeichnung des Traktats vom 14. März 1812 von zwei bestimmten Gesichtspunkten aus. Der nächste war, wie selbst die Worte



des Traktats bezeugen, sich keines Mittels zu begeben, wodurch früher oder später auf den Frieden gewirkt werden konnte; der andere, von innen und außen eine Stellung zu gewinnen, die, im Fall der Unmöglichkeit des Friedens, oder wenn der Lauf des Krieges entscheidende Maßregeln nothwendig machen sollte, Oesterreich in den Stand setzte, mit Unabhängigkeit zu handeln, und in jeder gegebenen Voraussetzung so zu Werke zu gehen, wie eine gerechte und weise Politik es vorschreiben würde. Aus diesem Grunde ward nur ein genau bestimmter und verhältnißmäßig geringer Theil der Armee zur Mitwirkung bei den Kriegsoperationen verheißen; die übrigen bereits vorhandenen oder noch zu bildenden Streitkräfte blieben außer aller Gemeinschaft mit diesem Kriege. Durch eine Art von stillschweigender Uebereinkunft wurde selbst das Gebiet der Monarchie von allen kriegführenden Mächten als neutral behandelt. Der wahre Sinn und Zweck des von Sr. Majestät gewählten Systems konnte weder Frankreich, noch Rußland, noch irgend einem einsichtsvollen Beobachter der Weltbegebenheiten entgehen.

Der Feldzug von 1812 bewies an einem denkwürdigen Beispiel, wie ein mit Riesenkräften ausgestattetes Unternehmen in den Händen eines Feldherrn vom ersten Range scheitern kann, wenn er, im Gefühle großer militairischer Talente, den Schranken der Natur und den Vorschriften der Weisheit Trotz zu bieten gedenkt. Ein Blendwerk der Ruhmbegierde zog den Kaiser Napoleon in die Tiefen des russischen Reichs; und eine falsche politische Ansicht verleitete ihn zu glauben, daß er in Moskau

den Frieden vorschreiben, die russische Macht auf ein halbes Jahrhundert lähmen, dann siegreich zurückkehren würde. Als die erhabene Standhaftigkeit des Kaisers von Rußland, die ruhmvollen Thaten seiner Krieger, und die unerschütterte Treue seiner Völker, diesem Traum ein Ende gemacht, war es zu spät, ihn ungestraft zu bereuen. Die ganze französische Armee wurde zerstreut und vernichtet; in weniger als vier Monaten sah man den Schauplatz des Krieges vom Dniepr und der Dwina an die Oder und Elbe versetzt. Dieser schnelle und außerordentliche Glückswechsel war der Vorbote einer wichtigen Revolution in den gesammten politischen Verhältnissen von Europa. Die Verbindung zwischen Rußland, Großbritannien und Schweden bot allen umliegenden Staaten einem neuen Vereinigungspunkt dar. Preußen, längst rühmlich vertraut mit dem Entschlusse, das Aeußerste zu wagen, selbst die Gefahr des unmittelbaren politischen Todes einem langsamen Verschmachten unter auszehrenden Bedrückungen vorzuziehen, ergriff den günstigen Augenblick, und warf sich den Verbündeten in die Arme. Viele größere und kleinere Fürsten Deutschlands waren bereit, ein Gleiches zu thun. Allenthalben eilten die ungeduldigen Wünsche der Völker dem regelmäßigen Gange ihrer Regierungen zuvor. Von allen Seiten schlug der Drang nach Unabhängigkeit unter eigenen Gesetzen, das Gefühl gekränkter Nationalehre, die Erbitterung gegen schwer gemißbrauchte fremde Obergewalt in helle Flammen auf.

Se. Majestät der Kaiser, zu einsichtsvoll, um diese Wendung der Dinge nicht als die natürliche und noth-

wendige Folge einer vorhergegangenen gewaltsamen Ueberspannung, und zu gerecht, um sie mit Unwillen zu betrachten, hatten Ihr Augenmerk einzig darauf gerichtet, wie Sie durch reiflich überdachte und glücklich kombinirte Maßregeln für das wahre und bleibende Interesse des europäischen Gemeinwesens benutzt werden könnte. Schon seit dem Anfange des Dezembermonats waren von Seite des österreichischen Kabinets bedeutende Schritte gethan worden, um den Kaiser Napoleon durch Gründe, die seiner eigenen Wohlfahrt eben so nahe lagen, als dem Interesse der Welt, für eine gerechte und friedliche Politik zu stimmen. Diese Schritte wurden von Zeit zu Zeit erneuert und verstärkt. Man schmeichelte sich, daß der Eindruck des vorjährigen Unglücks, der Gedanke an die fruchtlose Hinopferung einer ungeheuern Armee, die zum Ersatz dieses Verlustes erforderlichen harten Zwangsmaßregeln aller Art, der tiefe Widerwille der französischen Nation und aller in ihr Schicksal verflochtenen Länder gegen einen Krieg, der, ohne Aussicht auf künftige Schadloshaltung, ihr Inneres erschöpfte und zerriß; daß endlich selbst ein kaltblütiges Nachdenken über die Ungewißheit des Ausganges dieser neuen höchst bedenklichen Krisis, den Kaiser bewegen könnte, den Vorstellungen Oesterreichs Gehör zu geben. Der Ton, in welchem diese an ihn gerichtet wurden, war den Umständen sorgfältig angepaßt; so ernst als die Größe des Zweckes, so schonend als der Wunsch eines günstigen Erfolges und die obwaltenden freundschaftlichen Verhältnisse es forderten. Daß Eröffnungen, die aus so lauterer Quelle geflossen waren,

bestimmt verworfen werden sollten, ließ sich freilich nicht erwarten. Die Art aber, wie man sie aufnahm, und mehr noch der scharfe Kontrast zwischen den Gesinnungen, welche Oesterreich nährte, und dem ganzen Verfahren des Kaisers Napoleon zur Zeit jener mißlungenen Friedensversuche, schlug schon früh die besten Hoffnungen darnieder. Anstatt durch eine gemäßigte Sprache wenigstens den Blick in die Zukunft zu erheitern, und die allgemeine Verzweiflung zu besänftigen, wurde vor den höchsten Autoritäten in Frankreich bei jeder Veranlassung feierlich angekündigt, daß der Kaiser auf keinen Friedensantrag hören würde, der die Integrität des französischen Reichs — im französischen Sinne des Worts — verletzen, oder irgend eine der ihm willkührlich einverleibten Provinzen in Anspruch nehmen möchte. Zu gleicher Zeit wurde selbst von solchen eventuellen Bedingungen, die diese eigenmächtig aufgestellte Gränzlinie nicht einmal zu treffen schienen, bald mit drohendem Unmuth, bald mit bitterer Verachtung gesprochen; gleich als hätte man nicht vernehmlich genug andeuten können, wie fest der Kaiser Napoleon entschlossen sei, der Ruhe der Welt auch nicht ein einziges namhaftes Opfer zu bringen. Diese feindseligen Manifeste hatten für Oesterreich noch die besondere Kränkung zur Folge, daß sie selbst die Aufforderungen zum Frieden, die dieses Kabinet, mit Vorwissen und scheinbarer Beistimmung Frankreichs, an andere Höfe gelangen ließ, in ein falsches und höchst unvortheilhaftes Licht stellten. Die wider Frankreich verbündeten Souveraine setzten den österreichischen Unterhandlungs- und Vermittlungsanträgen, statt aller Antwort, die öffent-

lichen Erklärungen des französischen Kaisers entgegen. Als Se. Majestät im Monat März einen Gesandten nach London geschickt hatten, um England zur Theilnahme an einer Friedensunterhandlung einzuladen, erwiederte das brittische Ministerium, es könne nicht glauben, daß Oesterreich noch Friedenshoffnungen Raum gebe, da der Kaiser Napoleon in der Zwischenzeit Gesinnungen offenbart habe, die nur zur Verewigung des Krieges führen müßten; eine Aeußerung, die Sr. Majestät um so schmerzhafter sein mußte, je gerechter und gegründeter sie war. Nichtsdestoweniger fuhr Oesterreich fort, dem Kaiser von Frankreich die dringende Nothwendigkeit des Friedens immer bestimmter und und stärker ans Herz zu legen; bei jedem seiner Schritte von dem Grundsatze geleitet, daß, da das Gleichgewicht und die Ordnung in Europa durch die gränzenlose Uebermacht Frankreichs waren gestört worden, ohne Beschränkung dieser Uebermacht kein wahrer Friede gedacht werden könne.

Zu gleicher Zeit ergriffen Se. Majestät alle zur Verstärkung und Konzentrirung ihrer Armee erforderlichen Maßregeln. Der Kaiser fühlte, daß Oesterreich zum Kriege gerüstet sein müßte, wenn seine Friedensvermittlung nicht ganz ohnmächtig werden sollte. Ueberdies hatten Se. Majestät sich schon längst nicht verborgen, daß der Fall einer unmittelbaren Theilnahme am Kriege von Ihren Berechnungen nicht ausgeschlossen sein dürfte. Der bisherige Zustand der Dinge konnte nicht fortdauern; von dieser Ueberzeugung war der Kaiser durchdrungen, sie war die Triebfeder seiner sämmtlichen Schritte. Schlug jeder Versuch,

zum Frieden zu gelangen, schon in erster Instanz fehl, so mußte jene Ueberzeugung nur noch lebendiger werden. Das Resultat ergab sich von selbst. Auf einem von beiden Wegen, durch Unterhandlungen oder durch Waffengewalt mußte man zu einem andern Zustande gelangen. Der Kaiser Napoleon hatte die Kriegsrüstungen Oesterreichs nicht nur vorausgesehen, sondern selbst als nothwendig anerkannt, und bei mehr als einer Gelegenheit ausdrücklich gebilligt. Er hatte Gründe genug, um zu glauben, daß Se. Majestät der Kaiser in einem für das Schicksal der Welt so entscheidenden Zeitpunkte alle persönliche oder vorübergehende Rücksichten bei Seite setzen, nur das bleibende Wohl der österreichischen Monarchie und der sie umgebenden Staaten zu Rathe ziehen, und nichts beschließen würde, als was diese höchsten Motive Ihm zur Pflicht machen. Das österreichische Kabinet hatte sich nie so geäußert, daß seinen Absichten eine andere vernünftige Deutung gegeben werden konnte. Nichtsdestoweniger wurde von Seite Frankreichs nicht blos anerkannt, daß die österreichische Vermittlung nur eine bewaffnete sein könne, sondern mehr als einmal erklärt, wie bei den eingetretenen Umständen Oesterreich sich nicht mehr auf eine Nebenrolle beschränken, sondern mit großen Kräften auf dem Schauplatz erscheinen, und als selbsthandelnde Hauptmacht einen Ausschlag geben müsse. Was auch sonst die französische Regierung von Oesterreich hoffen oder besorgen mochte, in jenem Geständniß lag die vorläufige Rechtfertigung des ganzen von Sr. Majestät dem Kaiser beschlossenen und durchgeführten Ganges.

Bis auf diesen Punkt hatten die Verhältnisse sich entwickelt, als der Kaiser Napoleon Paris verließ, um den Fortschritten der alliirten Armeen Einhalt zu thun. Dem Heldenmuth der russischen und preußischen Truppen in den blutigen Gefechten des Monats Mai haben selbst ihre Feinde gehuldigt. Daß gleichwohl der Ausgang dieser ersten Periode des Feldzugs nicht günstiger für sie war, hatte theils in der Ueberzahl der französischen Kriegsmacht und in dem von aller Welt anerkannten militairischen Genie des Anführers derselben, theils in den politischen Kombinationen, welche den verbündeten Souverains bei ihrer ganzen Unternehmung zur Richtschnur dienten, seinen Grund. Sie handelten in der richtig berechneten Voraussetzung, daß eine Sache, wie die, für welche sie stritten, unmöglich lange blos die ihrige bleiben könne; daß früher oder später, im Glücke oder im Unglücke, jeder noch nicht ganz seiner Selbstständigkeit entkleidete Staat in ihren Bund treten, jede unabhängig gebliebene Armee auf ihrer Seite stehen müsse. Sie ließen daher der Tapferkeit ihrer Truppen nur so weit, als der Augenblick es gebot, freien Schwung, und sparten einen ansehnlichen Theil ihrer Kräfte für einen Zeitraum auf, wo sie mit ausgedehntern Mitteln nach größern Erfolgen streben zu können hofften. Aus gleichen Gründen, und um die weitere Entwickelung der Begebenheiten abwarten zu können, gingen sie einen Waffenstillstand ein.

Inzwischen hatte durch den Rückzug der Alliirten der Krieg für den Augenblick eine Gestalt genommen, die dem Kaiser täglich fühlbarer machte, wie unmöglich es sein

würde, beim weitern Fortgange desselben ein unthätiger Zuschauer zu bleiben. Vor Allem war das Schicksal der preußischen Monarchie ein Punkt, der Sr. Majestät Aufmerksamkeit lebhaft beschäftigte. Der Kaiser hielt die Wiederherstellung der preußischen Macht für den ersten Schritt zur Wiederherstellung des politischen Systems von Europa; die Gefahr, in welcher sie jetzt schwebte, sah er ganz wie seine eigene an. Der Kaiser Napoleon hatte dem österreichischen Hofe bereits zu Anfang des Aprilmonats eröffnen lassen, daß er die Auflösung der preußischen Monarchie als eine natürliche Folge ihrer Abtrünnigkeit von Frankreich und der weitern Fortsetzung des Krieges betrachte, und daß es nur jetzt von Oesterreich abhängen würde, ob es die wichtigste und schönste ihrer Provinzen mit seinen Staaten vereinigen wolle; eine Eröffnung, die deutlich genug bewies, daß kein Mittel unversucht bleiben müßte, um Preußen zu retten. Wenn dieser große Zweck durch einen billigen Frieden nicht zu erreichen war, so mußten Rußland und Preußen durch eine kräftige Mitwirkung unterstützt werden. Von diesem natürlichen Gesichtspunkte aus, über welchen selbst Frankreich sich nicht leicht mehr täuschen konnte, setzten Se. Majestät ihre Rüstungen mit unermüdeter Thätigkeit fort. Sie verließen in den ersten Tagen des Junimonats ihre Residenz, und begaben sich in die Nähe des Kriegsschauplatzes, um theils an einer Unterhandlung für den Frieden, der nach wie vor das höchste Ziel Ihrer Wünsche blieb, wenn sich irgend eine Aussicht dazu zeigte, wirksamer arbeiten, theils die Vorbereitungen zum Kriege, wenn Oesterreich

keine andere Wahl bleiben sollte, mit größerm Nachdrucke leiten zu können.

Nicht lange zuvor hatte der Kaiser Napoleon ankündigen lassen: „Er habe einen Friedenskongreß zu Prag in Vorschlag gebracht, wo Bevollmächtigte von Frankreich, den vereinigten Staaten von Nordamerika, Dänemark, dem Könige von Spanien und sämmtlichen alliirten Fürsten, und von der andern Seite Bevollmächtigte von England, Rußland, Preußen, den spanischen Insurgenten und den übrigen Alliirten dieser kriegführenden Masse erscheinen, und die Grundlagen eines langen Friedens festsetzen sollten." — An wen diese Vorschläge gerichtet, auf welchem Wege, in welcher diplomatischen Form, durch wessen Organ sie geschehen sein konnten, war dem österreichischen Kabinet, welches blos durch die öffentlichen Blätter zur Kenntniß derselben gelangte, völlig unbekannt. Wie übrigens ein solches Projekt auch nur eingeleitet, wie aus der Vereinigung so ungleichartiger Elemente, ohne irgend eine einstimmig anerkannte Grundlage, ohne irgend eine planmäßig geordnete Vorarbeit, eine Friedensunterhandlung erwachsen sollte, ließ sich so wenig fassen, daß es erlaubt war, den ganzen Vorschlag weit eher für ein Spiel der Phantasie, als für die ernstlich gemeinte Aufforderung zu einer großen politischen Maßregel zu halten. Mit den Schwierigkeiten eines allgemeinen Friedens vollkommen vertraut, hatte Oesterreich lange darüber gedacht, ob diesem fernen und mühsam zu erreichenden Ziele nicht allmählig und schrittweise näher gerückt werden könnte, und in diesem Sinne sowohl gegen Frankreich, als gegen

Rußland und Preußen, die Idee eines Kontinentalfriedens geäußert. Nicht als ob der österreichische Hof die Nothwendigkeit und den überwiegenden Werth eines von allen großen Mächten gemeinschaftlich verhandelten und abgeschlossenen Friedens, ohne welchen für Europa weder Sicherheit noch Wohlfahrt zu hoffen ist, auch nur einen Augenblick verkannt, oder gemeint hätte, der Kontinent könnte bestehen, wenn man je aufhörte, die Trennung von England als ein tödtliches Uebel zu betrachten! Die Unterhandlungen, die Oesterreich vorschlug, nachdem durch Frankreichs abschreckende Erklärungen fast jede Hoffnung auf Theilnahme Englands an einem gemeinschaftlichen Friedensversuch vereitelt worden war, sollten nur als wesentlicher Bestandtheil einer bevorstehenden größern Unterhandlung, eines wahren allgemeinen Friedenskongresses betrachtet werden; sie sollten diesem zur Vorbereitung dienen, Präliminar-Artikel zum künftigen Haupttraktat liefern, durch einen langen Kontinentalwaffenstillstand einer ausgedehntern und gründlichern Verhandlung den Weg bahnen. Wäre der Standpunkt, von welchem Oesterreich ausging, ein anderer gewesen, so würden sicherlich Rußland und Preußen durch die bestimmtesten Verträge an England gebunden, sich nie entschlossen haben, den Einladungen des österreichischen Kabinets Gehör zu geben. Nachdem der russische und preußische Hof, von einem für Se. Majestät den Kaiser höchst schmeichelhaften Vertrauen geleitet, sich bereit erklärt hatten, einem Friedenskongreß unter österreichischer Vermittlung die Hand zu bieten, kam es darauf an, der förmlichen Beistimmung des Kai-

sers Napoleon gewiß zu werden, und von dieser Seite die Maßregeln zu verabreden, die unmittelbar zur Friedensunterhandlung führen sollten. In dieser Absicht entschlossen sich Se. Majestät, Ihren Minister der auswärtigen Angelegenheiten in den letzten Tagen des Juniusmonats nach Dresden zu schicken. Das Resultat dieser Sendung war eine am 30. Juni abgeschlossene Konvention, durch welche die von Sr. Majestät dem Kaiser angebotene Vermittlung zum Behuf eines allgemeinen, und, im Fall kein solcher zu Stande kommen könnte, eines vorläufigen Kontinentalfriedens, vom Kaiser Napoleon angenommen wurde. Die Stadt Prag wurde zum Kongreßort und der 5. Juli zum Tage der Eröffnung bestimmt. Um die für die Unterhandlung erforderliche Zeit zu gewinnen, war in derselben Konvention festgesetzt, daß der Kaiser Napoleon den mit Rußland und Preußen bis zum 20. Juli bestehenden Waffenstillstand vor dem 10. August nicht aufkündigen würde; und Se. Majestät der Kaiser übernahm es, den russischen und preußischen Hof zu einer gleichen gegenseitigen Erklärung zu vermögen. Die in Dresden verhandelten Punkte wurden hierauf diesen beiden Höfen mitgetheilt. Obgleich die Verlängerung des Waffenstillstandes mit manchen Bedenklichkeiten und manchen wesentlichen Inkonvenienzen für sie verknüpft war, überwog doch alle Einwürfe der Wunsch, Sr. Majestät dem Kaiser einen neuen Beweis ihres Vertrauens zu geben, und zugleich vor der Welt zu beurkunden, daß sie keine Aussicht zum Frieden, wie schwach und beschränkt sie auch sein möchte, vernachlässigen, keinen Versuch, der den Weg

dazu bahnen könnte, von sich ablehnen wollten. Die Konvention vom 30. Juni erlitt keine Abänderung, als die, daß der Termin der Eröffnung des Kongresses, weil die letzten Verabredungen so schnell nicht hatten beendigt werden können, bis zum 12. Juli hinausgerückt wurde.

In der Zwischenzeit hatten Se. Majestät, da Sie die Hoffnung, den Leiden der Menschheit und den Zerrüttungen der politischen Welt durch einen allgemeinen Frieden ein gründliches Ende zu bereiten, noch immer nicht aufgeben konnten, auch einen neuen Schritt bei der brittischen Regierung beschlossen. Der Kaiser Napoleon hatte dies Vorhaben nicht nur mit anscheinendem Beifall aufgenommen, sondern sich selbst erboten, zur Abkürzung der Sache den deshalb nach England abzusendenden Personen die Reise durch Frankreich zu gestatten. Als es zur Ausführung kommen sollte, fanden sich unerwartete Schwierigkeiten vor; die Ertheilung der Pässe wurde von einem Termine zum andern, unter unerheblichen Vorwänden, aufgeschoben, zuletzt gänzlich verweigert. Dieser Vorgang lieferte einen neuen und bedeutenden Grund zu großen und gerechten Zweifeln gegen die Aufrichtigkeit der von dem Kaiser Napoleon mehr als einmal öffentlich ausgestellten Versicherungen seiner Geneigtheit zum Frieden, zumal da man nach mehrern seiner Aeußerungen gerade damals hatte glauben müssen, daß der Seefriede Ihm vorzüglich am Herzen läge.

Unterdessen hatten Ihre Majestäten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen Ihre Bevollmächtigte zum Friedenskongreß ernannt, und mit sehr bestimm-

ten Instruktionen versehen; und diese Bevollmächtigte trafen, so wie der von Sr. Maj. mit dem Vermittlungsgeschäfte beauftragte Minister, am 12. Juli zu Prag ein. Die Unterhandlungen, wenn sie nicht frühzeitig eine Wendung nahmen, die ein erwünschtes Resultat mit Zuversicht voraussehen ließ, konnten nicht über den 10. August hinaus fortdauern. Bis zu diesem Termine war durch Oesterreichs Vermittlung der Waffenstillstand verlängert; die politische und militairische Lage der Mächte, die Stellungen und Bedürfnisse der Armeen, der Zustand der Länder, welche sie besetzt hatten, der sehnliche Wunsch der verbündeten Souverains, einer quälenden Ungewißheit ein Ende zu machen, gestatteten keine weitere Verlängerung. Der Kaiser Napoleon war mit allen diesen Umständen bekannt. Er wußte, daß die Dauer der Unterhandlungen durch die des Waffenstillstandes nothwendig bestimmt war. Ueberdies konnte der Kaiser Napoleon sich nicht leicht verbergen, wie sehr eine glückliche Abkürzung und ein froher Ausgang des bevorstehenden Geschäfts von seinen Entschließungen abhing. Mit wahrem Kummer mußten daher Se. Majestät der Kaiser bald inne werden, daß von französischer Seite nicht nur kein ernsthafter Schritt zur Beschleunigung des großen Werks geschah, sondern vielmehr ganz so verfahren wurde, als hätte man die Verzögerung der Unterhandlungen und die Vereitlung eines günstigen Erfolges bestimmt zur Absicht gehabt. Ein französischer Minister befand sich zwar am Orte des Kongresses, doch ohne Auftrag, irgend etwas zu unternehmen, bis der erste Bevollmächtigte erschienen sein würde. Die

Ankunft dieses ersten Bevollmächtigten wurde von einem Tage zum andern vergeblich erwartet. Erst am 21. Juli erfuhr man, daß ein beim Abschluß der Waffenstillstands-verlängerung zwischen den französischen und russisch-preußischen Kommissarien vorgefallener Anstand, ein Hinderniß von sehr untergeordnetem Belange, das auf den Friedens-kongreß keinen Einfluß haben konnte, uud das durch österreichische Vermittlung leicht und schnell hätte gehoben werden können, jene befremdende Verspätung erklären und rechtfertigen sollte. Als auch dieser Vorwand beseitigt war, langte endlich der erste französische Bevollmächtigte den 28. Juli, sechszehn Tage nach dem zur Eröffnung des Kongresses bestimmten Termine, in Prag an. Gleich in den ersten Tagen nach der Ankunft dieses Ministers blieb über das Schicksal des Kongresses kaum ein Zweifel mehr übrig. Die Form, in welcher die Vollmachten übergeben und die wechselseitigen Erklärungen eingeleitet werden sollten, ein Punkt, der früher bereits von allen Seiten zur Sprache gekommen war, wurde der Gegenstand einer Diskussion, an welcher alle Bemühungen des vermittelnden Ministers scheiterten. Die offenbare Unzulänglichkeit der den französischen Bevollmächtigten ertheilten Instruktionen führte einen Stillstand von mehreren Tagen herbei. Nicht eher als am 6. August überreichten diese Bevollmächtigten eine neue Erklärung, durch welche die obwaltende Schwierigkeit in Rücksicht der Form nicht gehoben, die Unterhandlung in ihrem wesentlichen Zwecke um keinen Schritt näher gebracht wurde. Unter einem fruchtlosen Notenwechsel über jene vorläufigen Fragen gelangte

man an den 10. August. Die russischen und preußischen Bevollmächtigten konnten diesen Termin nicht überschreiten; der Kongreß war beendigt; und der Entschluß, den Oesterreich zu fassen hatte, war durch den Gang dieses Kongresses, und durch die jetzt ganz vollendete Ueberzeugung von der Unmöglichkeit des Friedens, durch den längst nicht mehr zweifelhaften Standpunkt, aus welchem Se. Majestät die große Streitfrage betrachtete, durch die Grundsätze und Absichten der Alliirten, in welchen der Kaiser die Seinigen erkannte, endlich durch die bestimmtesten frühern Erklärungen, die keinem Mißverständniß Raum ließen, zum Voraus entschieden.

Nicht ohne tiefe Betrübniß, und allein durch das Bewußtsein getröstet, daß alle Mittel, die Erneuerung des Kampfes zu vermeiden, erschöpft worden sind, sieht der Kaiser Sich zu diesem Schritte gezwungen. Se. Majestät haben drei Jahre lang mit unermüdeter Beharrlichkeit darnach gestrebt, die Grundlage der Möglichkeit eines wahren und dauerhaften Friedens für Oesterreich und für Europa auf milden und versöhnenden Wegen zu gewinnen. Diese Bemühungen sind vereitelt; kein Hülfsmittel, keine Zuflucht mehr, als bei den Waffen. Der Kaiser ergreift sie, ohne persönliche Erbitterung, aus schmerzhafter Nothwendigkeit, aus unwiderstehlich-gebietender Pflicht, aus Gründen, welche jeder treue Bürger Seines Staates, welche die Welt, welche der Kaiser Napoleon selbst in einer Stunde der Ruhe und Gerechtigkeit erkennen und billigen wird. Die Rechtfertigung dieses Krieges ist in dem Herzen jedes Oesterreichers, jedes Europäers, unter

wessen Herrschaft er auch lebe, mit so großen und leserlichen Zügen geschrieben, daß keine Kunst zu Hülfe genommen werden darf, um sie geltend zu machen. Die Nation und die Armee werden das Ihrige thun. Ein durch gemeinschaftliche Noth und gemeinschaftliches Interesse gestifteter Bund mit allen für Unabhängigkeit bewaffneten Mächten wird Unsern Anstrengungen ihr volles Gewicht geben. Der Ausgang wird, unter dem Beistande des Himmels, die gerechten Erwartungen aller Freunde der Ordnung und des Friedens erfüllen.

Ueber die Deklaration der acht Mächte gegen Napoleon vom 13. März 1815.

Vorbemerkung.

Als Napoleon im Jahr 1815 von Elba entwich und als Machthaber in Frankreich wieder auftrat, war zum Glück der Kongreß von Wien noch nicht auseinander gegangen. Die Souveraine konnten sich über die gemeinsamen Maßregeln persönlich verständigen. Auch waren die Hauptdifferenzen zwischen den großen Mächten einige Wochen vorher beigelegt. So schlossen jetzt die Staaten, die den Pariser Vertrag unterzeichnet hatten, von einem gemeinsamen Feinde bedroht, einen erneuten Bund, wornach Napoleon als Störer der öffentlichen Ruhe zurückgewiesen, und der Inhalt des ersten Pariser Friedens um jeden Preis aufrecht erhalten werden und eine feierliche Deklaration darüber erlassen werden sollte. Nur über die Art, wie dieselbe abzufassen sei, gab es verschiedene Ansichten. Talleyrand wünschte, daß die Erklärung im Namen des ganzen Kongresses erlassen werde. Metternich, Gentz, Wellington wichen über einzelne Punkte der Ausfertigung ab. Endlich unterzeichneten nur die acht Mächte des ersten Pariser Friedens, und zwar, weil die Umstände drängten, im Namen des ganzen Kongresses. Der Ritter von Gentz erhielt den Auftrag, dieses berühmte Dokument der

neueren Geschichte im österreichischen Beobachter zu vertheidigen. Diese Rechtfertigung der Deklaration gegen Napoleon erschien darin am 16. März.

Weder die Erklärung der verbündeten Mächte noch die Rechtfertigung ihres Sprechers brachte den beabsichtigten Eindruck hervor. Das Recht der europäischen Souveraine und Nationen, die Wiederherstellung eines Napoleonischen Reichs mit Waffengewalt zu verhindern, war über jeden Zweifel erhaben und die Anstrengungen der Völker, der Eifer der Patrioten und vor allem die Schlagfertigkeit des englisch-preußischen Heeres in den Niederlanden, haben mehr als alle Erklärungen bewiesen, daß die Welt über diese Frage einig gewesen. Auch war es nicht die Willenserklärung der Mächte, sondern der Ausdruck und die Sprache gegen Napoleon, und das verfängliche Vertrauen, das man in die feige und bei der Gefahr kraftlose Herrschaft der Bourbonen setzte, welche in dem Manifest der Alliirten, verglichen mit dem Triumphzuge Napoleons nach Paris, eine um so geringere Wirkung hervorbrachten. — Auch dies möchte kein Vorzug einer solchen Deklaration gewesen sein, daß die Urheber derselben noch eine besondere öffentliche Rechtfertigung für sie nöthig zu haben meinten. Gegen den nachfolgenden Artikel von Gentz ließe sich auch, was die Form anlangt, noch bestimmtere Einwendung machen, als gegen die Erklärung der verbündeten Minister. Auch etwas dürr war seine Arbeit diesmal ausgefallen. Zum Glück bedurfte es, um der Hauptmaßregel, nämlich der Kriegserklärung, Nachdruck zu geben, gar keiner Worte! — Das Wichtigste und auch das Wirksamste an diesem Dokument war die erklärte Einigkeit der großen Mächte selbst zur Aufrechthaltung des Friedens und der neuen Ordnung in Europa. In so fern und weil es ein historisch merkwürdiges Seitenstück des diplomatischen Manifests ist, behält auch die Vertheidigung von Gentz ihr geschichtliches Interesse.

Um die feierliche Erklärung der Mächte über Bonaparte's letztes Unternehmen vollständig zu würdigen, muß man sie einmal aus dem Standpunkte des Rechtes, das einer solchen Maßregel zum Grunde lag, und dann aus dem Standpunkte der Gesinnung, in welcher sie beschlossen wurde, beurtheilen. Das Recht war unzweifelhaft. Bonaparte hatte durch seine Entsagungsakte, und durch den mit den verbündeten Mächten am 11. April 1814 abgeschlossenen Traktat, auf die Souverainität über Frankreich, Italien und sämmtliche von ihm beherrschte Länder, förmlich Verzicht geleistet. *) Seine Rückkehr nach Frankreich, an der Spitze eines bewaffneten Haufens, hob die Rechte, welche jener Traktat ihm verliehen hatte, auf, indem durch seine eigene, freie und überlegte That der Vertrag gebrochen und vernichtet wurde, und konnte ihm keine neuen Rechte gewähren, weil aus einem offenbaren Verbrechen keine entspringen können. Er ist also im strengsten Sinne des Worts recht- und gesetzlos geworden, gehört der bürgerlichen und gesellschaftlichen Ordnung nicht mehr an, und hat sich selbst dem Bann überliefert, welchen die unmittelbaren Theilnehmer an dem Traktat von Paris, im Namen aller übrigen europäischen Mächte, mit voller Befugniß, und unter lauter Beistimmung aller Zeitgenossen,

*) Traktat vom 11. April 1814. — „Art. 1. Der Kaiser Napoleon entsagt für sich, seine Nachfolger und Nachkommen, so wie für alle Mitglieder seiner Familie, allen Rechten der Souverainität und obersten Gewalt, nicht allein über das französische Reich und das Königreich Italien, sondern auch über jedes andere Land.

über ihn ausgesprochen haben. Die Gesinnung, aus welcher diese Maßregel hervorging, ist hinreichend gerechtfertigt und gepriesen, wenn man erwägt, daß es die nämliche war, der Europa seine Befreiung, der große Bund, in welchen späterhin Frankreich selbst, von ähnlichen Absichten beseelt, eintrat, seinen Ursprung, und das gegenwärtige Zeitalter seinen ganzen Ruhm und Glanz verdankt. Die Stifter und Genossen des Bundes durften bei einem Unternehmen, das dem Resultate ihrer glorreichen Siege, und der durch so viele Anstrengungen und Opfer gesicherten Ruhe der Menschheit Trotz zu bieten schien, so wenig auch davon zu befürchten sein mochte, nicht das Stillschweigen beobachten. Nicht gegen Bonaparte's persönliche Mittel und Kräfte, — gegen den ersten, wenn auch noch so ohnmächtigen Versuch, sein verhaßtes System wieder empor zu bringen, war ihre Erklärung gerichtet. Er selbst, ein wesenloser Schatten, kann Europa nicht mehr zittern machen; daß er auch nur die Ruhe von Frankreich ernstlich und dauerhaft stören sollte, hält Niemand, der mit den innern Verhältnissen dieses Landes, der heutigen Stimmung seiner Bewohner, und den Hülfsimtteln, die seiner Regierung zu Gebote stehen, mehr oder weniger vertraut ist, für möglich. Der Geist aber, der in diesem neuen Frevel athmet, darf nie mit Verachtung übergangen, muß, so oft er sich in Thaten ausspricht, vor den Richterstuhl von Europa gezogen, und feierlich gebrandmarkt werden. Ueberdies hat man viele Gründe zu glauben, daß eitle Gerüchte von eingebildeten Mißverständnissen zwischen den großen Höfen der erste Anlaß zu Bonaparte's unsinnigem

Versuche gewesen sind. Es war daher der Würde der zu Wien versammelten Souverains und Minister vollkommen angemessen, durch einen offenen und Ehrfurcht gebietenden Schritt die Welt zu überzeugen, daß die Grundsätze von 1813 und 1814 keinen Augenblick aufgehört haben, die oberste Richtschnur ihres Verfahrens zu sein, und daß sie, fest entschlossen, ihr Werk zu vollenden, zu befestigen und aufrecht zu halten, Jeden, der den allgemeinen Frieden von Europa durch neue Revolutionen oder neue Kriege bedrohen wollte, als einen gemeinschaftlichen Feind, mit gemeinschaftlichen Waffen zu bekämpfen bereit sind. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, wird die Deklaration vom 13. März, wenn die unmittelbare Veranlassung derselben auch jetzt bereits vollständig gehoben, und an Bonaparte erfüllt sein sollte, was er selbst über sich verhängt hat, doch als ein würdiges Denkmal in der Geschichte der Zeit bestehen, und dem Geiste des Kongresses, der Eintracht und dem hohen Sinne der Souveraine, und der Weisheit ihrer Minister zur bleibenden Ehre gereichen.

Ueber den zweiten Pariser Frieden und gegen Görres.

Bemerkung.

So wenig, als mit den Ergebnissen des Wiener Kongresses, wollten sich unsere eifrigeren Patrioten mit den beiden Pariser Friedensschlüssen begnügen. Allein der Widerwille gegen die letzteren, namentlich gegen den zweiten war ungerechter, grundloser und überspannter als irgend eine andere ihrer Forderungen, und würde in einer Zeit, wo die Aufregung und Gereiztheit nicht so groß gewesen wäre, ganz unerklärlich bleiben. Noch bis auf unsere Tage wirkt die Verstimmung über jene Pariser Entscheidungen fort, und bei denen ohne Zweifel am heftigsten, denen es vielleicht willkommen gewesen wäre, wenn die Franzosen vom Jahr 1830 einen Anlaß gehabt hätten, bis in das Herz Deutschlands einzubrechen. In dieser, wie in mancher andern Hinsicht, haben einige Vorsprecher unserer Nation während der Befreiungskämpfe allen unseren späteren Radikalen fast durchweg Ton und Richtung vorgeschrieben, und gewisse Stimmungen des Zeitalters fixirt. Doch in jenen Jahren der Aufregung und des Uebermuthes, wo auch mancher billigdenkende Deutsche in diese ungestümen, kecken und ritterlichen Forderungen einschlug, war es nicht zu verwundern; wie man aber heute noch, wo man nicht einmal die nieder-burgundischen Provinzen dem Einflusse Frankreichs entziehen kann, bei jeder Gelegenheit von Elsaß und Lothringen deklamiren mag, ist unbegreiflich. —

Um so bleibenderen Werth besitzen die Artikel von Gentz über diese Friedensschlüsse, namentlich der spätere gegen Görres. Auf den ersteren Artikel von Gentz im Beobachter vom 5. December 1815 schleuderte der rheinische Merkur vom 16. einen seiner fulminanten Artikel, gleich mit der Aufschrift: „Nach Wien hinüber!“ Görres, der wohl mit Recht einen Theil der Ausfälle des Beobachters auf sich bezog, war auch befähigt genug und schon gewöhnt, sich zum Hauptgegner aller ergriffenen Maßregeln aufzuwerfen. Er deutete auch nicht unklar an, daß er den Verfasser dieses und mehrerer anderer Artikel recht wohl kenne. „Diese zarte feinsinnige Politik, rief er aus, die neben der Wiedergeburt Afrika's für die des benachbarten Volkes sorgt, das für Deutschland besser nicht geboren wäre, hat aber gar nicht nachgefragt, ob denn die Wiedergeburt des eigenen Vaterlandes möglich sei, nachdem Rußland in Polen, und England in Hannover und Belgien den scharfen Keil hineingetrieben, und hat vielmehr, nachdem sie nothdürftig uns eine Anarchie statt einer Verfassung bereitet und übergeworfen hat, sich ohne umzusehen davon gemacht. Das Basiliskenei, das der französische Hahn gelegt, und das die deutsche Einfalt auszubrüten sich bemüht, wird früh genug ausgehen; und jene zarte Politik soll nur keine Sorge tragen, so fern sie fortfährt, wie sie guten Anfang zu machen sich willig zeigt, das alte Schlaraffenleben in Deutschland wieder einzuführen, wird das goldene Jahrhundert nicht halb vergangen sein, und diese wiedergebornen Franzosen, in deren Geburtswerk sie so erbarmend und zuthätig Hebammendienste geleistet, werden wieder dies- und jenseits des Rheins brennen, und sich sodann nach Wien auf die Reise begeben. — Fort also mit all dieser politischen Schönfärberei, die in Frankreich erfunden, und mit Fertigkeit getrieben, nimmer bei uns zünftig werden soll! Den Verfasser des Aufsatzes, der unmöglich nach seiner Ueberzeugung geredet hat, bescheiden wir nach fünf Jahren wieder zur Stelle, ob er noch also wie heute redet und ob seine glänzenden Hoffnungen sich bis dahin erfüllt. Gerne werden alle Stammgenossen ihm bekennen, daß sie sich geirrt, wenn er als ein wahrer Weissager sich bewährt hat.“

Hier bedurfte es, um den ohnedies vielfach aufgeregten Nationalgeist zu beruhigen und auf andere Bahn zu leiten, einer ernsten und nachdrücklichen Entgegnung. Von wem war eine solche zu erwarten, als vom Verfasser des früheren Aufsatzes? Gentz pflegte überdies selten mit einzelnen Widersachern, sondern nur mit den Hauptsprechern einer entgegengesetzten Ansicht oder einer neu auftauchenden Partheistrebung gleich wie mit drohenden Bergesspitzen anzubinden. Einen mächtigeren Gegner als Görres, ein mächtigeres Organ als den rheinischen Merkur, konnte er nicht erwarten. Das Aechte, Große und Staunenswürdige in Görres, seiner Denkart und seiner Sprache wußte Niemand höher zu schätzen, vielleicht auch Niemand so zu beurtheilen als Gentz. Ueber die ersten, friedlichen und frohlockenden Trompetenstöße des rheinischen Merkurs hatte er selbst, in einem Briefe an Rahel (vom 10. Juni 1814), mit einem ihm ungewöhnlichen Enthusiasmus gesprochen. Bald aber trat die Verschiedenheit des Standpunktes, der Geistesart und der Forderungen nur um so schärfer an den Tag. Wenn Gentz jetzt unbestritten der größte Vorsprecher auf der Seite der Fürsten und der Erhaltungspolitik war, so mußte auf der andern Seite Görres als das glänzendste Organ der hochfliegendsten und kühnsten Enthusiasten gelten. Ueberhaupt haben die Mittelstufen einen gleich großen Sprecher bis heute nicht aufzuzeigen; und auch auf der extremen Seite war Arndt neben Görres mehr ein prasselndes, unendlich nachdruck- und farbenloseres Feuer; und Fichte, in anderer Rücksicht größer als Alle, war doch überall mehr oder weniger denn ein politischer Sprecher gewesen, und selbst, wo er sich der Welt greifbar näherte, nie ganz über den Ausdruck seines philosophischen Denkkreises hinausgekommen. Gerade gegen Görres, dessen Genius und Talente er in anderer Hinsicht so hoch stellte, in die Schranken zu treten, war für Gentz erwünscht und schmerzlich zugleich; kaum jemals hat er einen deutschen Gegner mit einer solchen Achtungsbezeugung, als Görres, wie wir im Eingang sehen, befehdet; und gegen ihn schrieb er einen der glänzendsten und energischsten Artikel, die aus seiner Feder ge-

flossen sind. (Oesterr. Beob. 19. und 20. Januar 1816, abgedruckt in der allgem. Zeitung vom 8. und 10. Febr.)

Auch später hat sich Gentz oft mit großem Interesse, oft mit Bewunderung über den Genius und die Sprache in Görres Leistungen geäußert. Zudem werden Manche glauben, daß mit dem Wechsel in und auf dem Kopfe von Görres eine gewisse Annäherung in den Ansichten beider statt gefunden haben könnte. Dies ist aber ganz irrig. Görres und das monarchische Prinzip, auch in freier, und in der aufgeklärtesten und gesetzlichsten Form, sind zwei Pole, die sich nie vereinigen konnten. Die Laufbahn von Görres ist die des eingefleischten Ehrgeizes, der Ausdruck eines Charakters, der der Monarchie auch nicht einen Schritt weichen, nicht einmal mit ihr kapituliren, sondern selbst und über sie, in welcher Form, um welchen Preis, mit welchen Mitteln immer, herrschen und nichts als herrschen will. Solche Gesinnungen hätten selbst mit der edelsten Monarchie unter allen Umständen gebrochen, um so rücksichtsloser, je mehr sie Kraft in sich fühlen, je mehr Sympathie für gewisse Richtungen des Zeitgeistes und je mehr Virtuosität sie besitzen, alle wunden Seiten der Wirklichkeit und alle Gährungsstoffe zu ihrem Vortheil zu nutzen. Die Regierungsgewalt in fürstlichen Staaten, selbst in gemischten Verfassungen, muß, wenn es ihr noch möglich ist, eine Marklinie ziehen, über welche hinaus, wie weit auch ihr Binnenraum wäre, eine gewisse Form des Angriffs von ihr nicht mehr ertragen zu werden braucht, nicht mehr ertragen werden kann. Im freien England wäre Görres bis zur Rolle eines Wilkes herabgesunken. Unter uns aber hat er die Fahne der Hierarchie nicht aus dem ordinären Beweggrund ergriffen, um die geistige Bewegung des Zeitalters aufzuhalten, sondern um durch sie dies Zeitalter selbst, mit all seinen stehenden Gewalten und all seinem gangbaren Gehorsam auf Leben und Tod zu bekämpfen. Seine demokratischen Genossen haben ihn zum Theil verstanden, zum Theil über das Wagstück einer solchen Allianz erschrocken, desavouirt.

Allein welche Verdrehung, Hülle oder Verblendung auch über den jetzigen Görres gekommen sein mag, im tiefsten Grunde war er

damals, als er am Rhein die rothe Mütze schwenkte, kein glänzenderer und genialerer Demagog, als da, wo er, nicht gegen weitgreifende moderne Forderungen, sondern nur gegen die unentbehrlichsten Bedürfnisse heutiger Staatsgewalten und jetzigen Völkerdaseins jedes alte Recht oder jede neue Anmaßung von jenseits der Alpen her mit der berühmten und berüchtigten Macht seines satanischen Genius in Schutz nimmt.

Wie hätte Genz, so viel wirkliche oder scheinbare Berührungspunkte *) auch jezuweilen zwischen ihnen lagen, jemals mit diesem Gegner übereinkommen können? Sie haben sich lebenslang und mit jedem Wort bekriegt; sie waren und blieben durch unermeßlichen Abgrund getrennte Naturen; die Monarchie und die Republik ließen sich noch leichter vereinigen, als sie beide.

Ueber den zweiten Pariser Frieden.

Die Resultate der Friedensunterhandlungen zu Paris liegen jetzt vor den Augen der Welt. Sie bedürfen weder ausführlicher Erläuterungen, noch künstlicher Schutzschriften oder Lobreden; und wir würden uns nicht erkühnen, unsre Bemerkungen darüber mitzutheilen, wenn wir nicht glaubten, daß nach allen den eiteln Gerüchten, und vorschnellen, anmaßungsvollen Urtheilen, die durch eine Menge von öffentlichen Blättern über diese große Angelegenheit in Umlauf gekommen waren, ein einfacher und anspruchloser

*) Nur einmal, aber auch in glänzender Gemeinschaft wirkten sie mit einander —, in der Zeit, wo sich Görres den Namen einer fünften Macht verdiente.

Versuch, sie in ihrem wahren Lichte darzustellen, dem Publikum willkommen sein müßte. Um zuvörderst den diplomatischen Werth der letzten Pariser Verhandlungen, ohne Rücksicht auf die dabei befolgten Grundsätze, zu würdigen, muß man in Betrachtung ziehen, was durch diese Unterhandlungen geleistet, und unter welchen Umständes geleistet worden ist. Die Konferenzen, die zu den Friedensschlüssen führten, sind nicht vor dem Monat September in Gang gekommen. Bis dahin waren die Minister der hohen verbündeten Mächte unablässig mit Maßregeln, die auf die Märsche und die Verpflegung der Truppen, auf die Bestimmung der von ihnen zu besetzenden Distrikte, auf die Festsetzung ihrer Verhältnisse mit den Landesbehörden, und, was nicht der unwichtigste Gegenstand war, auf Wiederherstellung der innern Ordnung und Ruhe in Frankreich Bezug hatten; Maßregeln, die eine tägliche und thätige Korrespondenz mit dem französischen Ministerium veranlaßten, beschäftigt.

Erst im September nahmen die Vorbereitungsarbeiten zu den eigentlichen diplomatischen Konferenzen, und, wie bekannt, erst am 20. September die Unterhandlungen selbst ihren Anfang. Von da an, bis zum Tage der Unterzeichnung, sind nicht nur die sämmtlichen Haupt- und Nebentraktate mit Frankreich, sondern außerdem eine Menge der wichtigsten Verhandlungen zwischen den verbündeten Höfen, wovon bis jetzt nur der erneuerte Allianztraktat auf authentischem Wege zur öffentlichen Kenntniß gelangt ist, zu Stande gebracht worden. Ein Blick auf die Aktenstücke reicht hin, um jedem Unbefangenen die

Ueberzeugung zu gewähren, daß in den Verträgen zwischen den verbündeten Mächten und Frankreich alles erwogen, bestimmt und gesichert worden ist, was Europa als Ersatz für die von Frankreich ihm zugefügten Uebel — so weit es möglich war, Ersatz dafür zu finden — und zur Beruhigung für die Zukunft nach Gerechtigkeit und Billigkeit erwarten konnte. Jeder Punkt ist zur Sprache gekommen; für Jeden ist das Aeußerste versucht, und das Mögliche durchgesetzt worden. Die Hauptmächte haben nicht für ihren ausschließenden Vortheil gearbeitet; im Verhältniß seiner Anstrengungen für die gemeinschaftliche Sache ist jedem größern und kleinern Mitglied des Bundes das Seinige zu Theil geworden. Selbst die gerechten Forderungen der Privatpersonen wurden mit eben der Gewissenhaftigkeit berücksichtigt, und mit eben dem Nachdruck verfochten, wie das heiligste Interesse der Staaten. Nichts ist unvollständig, Nichts ist zweideutig entschieden. Ganz auf gleiche Weise sind, wie wir mit Zuversicht behaupten dürfen, die wechselseitigen Verhältnisse der verbündeten Mächte unter einander verhandelt und ausgeglichen worden. Kein Gegenstand von einiger Erheblichkeit ist unerörtert, keine Hauptfrage ist offen geblieben; viele von denen, die beim Schlusse des Wiener Kongresses zur Entscheidung noch nicht reif waren, haben zu Paris ihre Auflösung gefunden; die wenigen, die jetzt noch zu Separatunterhandlungen verwiesen werden mußten, sind dergestalt eingeleitet, daß die endliche Berichtigung derseben in kurzer Zeit vorauszusehen ist. Selten wurde wohl ein großes, verwickeltes, und von mannigfaltigen Schwierigkeiten

umringtes Geschäft, in einem so kurzen Zeitraum so glücklich, so gründlich, und so erschöpfend vollendet. Ueber diesen Punkt müssen selbst die, die einzelne Resultate tadeln zu können glauben, den Staatsmännern, welche das Ganze geleitet haben, verdiente Gerechtigkeit widerfahren lassen. Was aber den Geist und die Grundsätze betrifft, die allen diesen Verhandlungen ihre Richtung gaben, so erlauben wir uns darüber nur folgende vorläufige Bemerkungen: Um einen wahren Friedensstand mit Frankreich, in so weit, als er unter den obwaltenden Umständen denkbar ist, zu stiften, mußte Europa auf Schadloshaltung für die Vergangenheit, und Sicherheit für die Zukunft dringen. Beides haben die gegenwärtigen Friedensschlüsse in reichem Maße gewährt. Aus dem Standpunkte der Schadloshaltung betrachtet, übersteigt der vereinte Werth der Territorialabtretungen und Geldleistungen, die Frankreich durch diese Friedensschlüsse aufgelegt wurden, bei weitem den Aufwand des letzten Feldzugs, der ohnehin größtentheils auf Frankreichs Kosten geführt ward. Dieselben Geldleistungen aber und dieselben Länderabtretungen bieten zugleich, aus einem andern und höhern Standpunkte betrachtet, allen benachbarten Staaten neue und sehr wirksame Bürgschaften ihrer künftigen Sicherheit dar. Denn ein beträchtlicher Theil der von Frankreich zu entrichtenden Summen ist, vermöge einer bestimmten Uebereinkunft zwischen den Höfen, der Errichtung neuer Festungen auf verschiedenen Punkten der Gränze gewidmet; und in militairischer, wie in jeder andern Rücksicht, sind die Zurückgabe der im vorigen Friedensschluß von den Niederlanden getrennten Distrikte —

die namhafte Erweiterung der deutschen Gränzlande an der Saar und Lauter — die Abtretung von Philippeville, Marienburg, Saarlouis und Landau — die Zerstörung der Festungswerke von Hüningen, und ein Zuwachs von Gebiet für die Schweiz — endlich die Wiedervereinigung von ganz Savoyen mit dem sardinischen Staate — wohl nicht als unbedeutende Vortheile zu betrachten. Auf bessere Bedingungen als diese — die Sicherstellung so vieler Privatforderungen, die bisher nur sehr unvollkommen gedeckt waren, mit eingerechnet — konnte Niemand Ansprüche machen, der nicht den Entschluß gefaßt hatte, Frankreich ganz und auf immer zu Grunde zu richten. Das Letzte verlangten nun freilich Viele, denen Mißbrauch der Uebermacht für Staatsklugheit, oder blinde Rachgier für Vaterlandsliebe galt. Es erhoben sich unter andern auf mehreren Punkten Deutschlands Stimmen, die mit leidenschaftlichem Ungestüm das jetzt vollbrachte Friedenswerk, die Frucht so vielseitiger Ueberlegungen und mühsamer Arbeiten, zum Voraus verdammten, wenn sich etwa ergeben sollte, daß nicht, als Grundlage der ganzen Verhandlung, drei oder vier beträchtliche Gränzprovinzen vom französischen Gebiete losgerissen worden waren. War ein solcher Ausgang möglich und unerreichbar, ohne den Kriegsstand nicht nur zu Frankreichs politischer Auflösung, sondern auch zu Europa's unnennbarem Verderben, auf unbestimmte Zeit hinaus fortdauern zu lassen? Diese Frage ist die erste, die hier erwogen werden muß; und ihre gründliche Beantwortung setzt tiefere Sachkenntniß voraus, als man irgend einem jener leidenschaftlichen Kunstrichter

zumuthen darf. Eine zweite, gleich wichtige, Frage ist: Wenn solche Bedingungen wirklich erstritten, ohne augenscheinliche Gefahr, ohne unverhältnißmäßige Aufopferungen von andrer Art erstritten werden konnten, war es rathsam, war es weise, sie zu verlangen? War dies der Weg, um einem tief zerrütteten Staate seine politische Wiedergeburt — die größte Aufgabe der europäischen Staatskunst — zu sichern oder zu erleichtern? Gab es ferner im ganzen Umfang der Politik keinen andern Grundsatz, keine andre Rücksicht, kein andres Interesse mehr, als Frankreich ohne Maß und Ziel zu entkräften? Und wie endlich, wenn dieser gefahrvolle Mißgriff ein Uebel, das man kaum anzudeuten wagt, erzeugt, wenn er zwischen den Mächten, deren Eintracht Europa gerettet, und zu einem langen und dauerhaften Frieden den Grund gelegt hat, den Keim unseliger Mißverständnisse gepflanzt hätte? Nur Gründe von solchem Gewicht erklären die gleichförmige Ansicht, und den übereinstimmenden Gang der Kabinette, der gerade bei dieser wichtigen Frage weniger als je in Zweifel gezogen werden konnte. Denn alles, was von Verschiedenheit der Meinungen, langen Kämpfen und lebhaften Debatten über diese Frage gesagt und geschrieben worden ist, gehört unter die Fabeln der Zeit.

Der innere Zustand Frankreichs ist noch nicht von der Art, daß man die von vielen Seiten geäußerten Besorgnisse für grundlos erklären dürfte. Zum Glücke aber sind diese Besorgnisse, in so fern die übrigen Staaten ein Interesse dabei haben, in sehr enge Gränzen beschränkt. Auf eine lange Reihe von Jahren hinaus ist Frankreich

unfähig, seine Nachbarn zu bedrohen, und wenn es nicht in andern Rücksichten für Europa von äusserster Wichtigkeit wäre, daß dies unglückliche Land zu einer festen und dauerhaften Ordnung zurückkehre, so könnte man es, in der heutigen kraftvollen Stellung des europäischen Staatensystems, ohne Gefahr seinem Schicksal überlassen. Ein solcher Entschluß wäre aber mit den Grundsätzen der hohen verbündeten Souverains unvereinbar gewesen. Die Maßregeln, die sie ergriffen haben, sind Ihrer Weisheit und Großmuth gleich würdig. Die Aufstellung einer zahlreichen Armee, die sich auf die französischen Gränzfestungen stützt, muß auf einer Seite jeden Ueberrest von Unruhe, die bei irgend einer neuen Bewegung im Innern von Frankreich die Nachbarn ergreifen könnte, verbannen, und auf der andern Seite die königliche Gewalt, so viel als es geschehen kann, ohne sie selbst in ihrem Wirkungskreise zu hemmen, durch ihre bloße Gegenwart kräftig unterstützen. Mit dieser Maßregel haben die Höfe noch andre Schritte verbunden, deren weisen und wohlthätigen Sinn die französische Regierung nicht verkennen wird. Auch in dieser Hinsicht ist alles gethan, was unter den obwaltenden Umständen möglich war; das Uebrige muß von der Zeit, von der Entwicklung des Guten, welches die gegenwärtige Verfassung neben manchen Mängeln enthält, und von dem günstigen Einfluß der ruhigen und glücklichen Umgebungen Frankreichs auf dieses, für seine Verirrungen nun endlich hart genug gestrafte Land, erwartet werden. Wenn aber auch auf diesem Punkte des Weltschauplatzes der Himmel noch mit Wolken bedeckt ist, so glänzt er auf allen übrigen

desto heiterer. In keinem Zeitpunkte seit der Stiftung der europäischen Allianz war die Harmonie zwischen den Hauptmächten vollkommener und inniger als heute. Mit ihr ist die Dauer des allgemeinen Friedens von allen Seiten verbürgt. Die Verhandlungen von 1814 ließen noch Manches zu wünschen und Manches zu fürchten übrig. Die Verhandlungen von 1815 haben das große Werk vollendet. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo die Aussicht auf ein goldenes Zeitalter in Europa nicht mehr unter die leeren Träume gehört!

Der neue Traktat zwischen den vier Höfen, an eben dem Tage unterzeichnet, an welchem der Friede mit Frankreich geschlossen ward, ist der Schlußstein des ganzen Gebäudes. Mögen die erhabenen Stifter desselben bis in späte Jahre den Lohn Ihrer Thaten genießen — das Bewußtsein, ihre Völker beglückt, und die Welt beruhigt zu haben.

Gegen Görres.

Die Bemerkungen über die Friedensunterhandlungen zu Paris im österreichichischen Beobachter vom 5. Dezember v. J. haben dem Rheinischen Merkur zu scharfen Gegenbemerkungen Anlaß gegeben. Mit dem Herausgeber dieser Zeitschrift treten wir ungern in einen förmlichen Kampf, weniger noch wegen der Schwierigkeit des Unternehmens, als weil in seinen merkwürdigen Arbeiten das Falsche und Gewagte mit dem Wahren und Großen

so wunderbar gemischt ist, daß besondere Geschicklichkeit dazu gehört, jenes herauszuheben, ohne sich an diesem zu versündigen. Wir denken von ihm, wie einst Goldsmith von Burke sagte:

His genius is such,
We never can praise him nor blame him too much.

Gleichwohl dürfen wir die Meinung, als hätten wir in jenem Aufsatze das Publikum mit einem leeren Gaukelspiel getäuscht, nicht ungerügt lassen; und überdies ist der Gegenstand so wichtig, daß jede nähere Erläuterung desselben ihren Werth haben muß. Der Verfasser des Aufsatzes im Rheinischen Merkur kann sich nicht genugsam darüber wundern, daß, da doch auf den Schlachtfeldern alle Umstände so günstig gewesen, die Feldherren nicht einmal gefragt, ob es auch möglich sei, Napoleon zu besiegen, sondern „in Gottes Namen drauf losgeschlagen hätten,“ gleich nachher, als es zum Unterhandeln gekommen, der unselige Widerstreit zwischen den Möglichkeiten und Unmöglichkeiten wieder habe beginnen müssen. Wir verwundern uns nur, wie einen erfahrnen und einsichtsvollen Mann dieser Kontrast so befremden konnte; er ist so alt wie die Geschichte, und geht unmittelbar aus der ungleichartigen Natur des Krieges und der Diplomatik hervor. Zwar befinden sich auch große Feldherren sehr oft in dem Fall, die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten sorgfältig gegen einander abwägen zu müssen; es giebt aber Augenblicke im Kriege, wo ein rascher, selbst ein verwegener Entschluß allein oder am sichersten zum Ziele führt. Dagegen liegt es im Wesen eines diplomatischen

Geschäftes, daß es nicht Schlag- nicht Sprungweise, nur in gemessenem und regelmäßigem Gange gedeihen kann. Wenn zwei Heere einander gegenüberstehen, und der Feldherr des einen das Signal zum Angriffe giebt, muß der andere die Schlacht annehmen oder fliehen. So einfach entscheiden politische Kämpfe sich nie. Der Gegner, mit welchem man unterhandelt, muß, in welcher Lage er auch sei, das Recht behalten, den an ihn gerichteten Anträgen auszuweichen, sie durch Gegenanträge zu mildern, in engere Schranken zurückzuführen. Wäre dies ihm versagt, bliebe ihm nur die Wahl zwischen unbedingter Unterwerfung und offenem Widerstande, so könnte man sich die Mühe ersparen, Kanonenschüsse mit Kabinetsverhandlungen zu vertauschen; denn bei jener Diplomatik würde wahrscheinlich jeder Friedenskongreß nach wenig Sitzungen mit neuem Blutvergießen enden. Selbst in gewöhnlichen Kriegen, wo es blos auf gegenseitige Entkräftung oder Zerstörung abgesehen ist, kann der Sieger oft, nach großen militairischen Erfolgen, nicht die Hälfte der Vortheile erzwingen, die er vor der Unterhandlung in Anspruch nahm, oder die der müßige Zuschauer ihm gesichert glaubte. Und in einem Kriege von so außerordentlicher Art, wo die Sieger durch eine Mannichfaltigkeit von Rücksichten — auf das besiegte Land, auf ihr Verhältniß zur Regierung desselben, auf den Zustand von Europa, auf ihre eigene wechselseitige Stellung gehemmt und gebunden waren, sollte es so leicht gewesen sein, jede Bedingung, die von einer oder der andern Seite als nothwendig oder nützlich geschildert werden mochte, durchzusetzen? In diesem Kriege

hatten die gesammten europäischen Mächte sich vereinigt, nicht um Eroberungen gegen Frankreich auszuführen, sondern um dort die letzte Nachgeburt der Uebel, die uns so lange gedrückt haben, zu vertilgen. In dem Friedensschlusse, der dieser Unternehmung folgte, kam es nicht, wie nach einem gemeinen Kriege, darauf an, Frankreich so viel Land, oder so viel Geld abzudringen, als allenfalls gefordert werden konnte, ohne den Krieg selbst bis zu verzweifelten Extremitäten zu verlängern. Eine höhere Politik mußte jeden Schritt der Unterhandlungen leiten. Die Forderungen mußten nach einem doppelten Maßstabe bestimmt werden. Einmal so, daß nicht über den Opfern, die man verlangte, der große Hauptzweck, den französischen Thron zu befestigen, und neuen Erschütterungen, von denen der Rückschlag uns alle treffen mußte, vorzubeugen, verfehlt ward. Und dann nach Grundsätzen, über welche die Hauptinteressenten, deren Jeder wohl gleich befugt war, seine Ansicht geltend zu machen, vernünftigerweise einig werden konnten. Es ist kein Widerspruch, wenn wir gesagt, „bei jedem Punkte sei das Aeußerste versucht worden," und zugleich versichert haben, „der Gang der Kabinette sei durchaus übereinstimmend gewesen." Denn darin eben bestand die Weisheit der verbündeten Höfe, das das Aeußerste, was sie versuchten, nur immer das war, was sie gemeinschaftlich für das Beste erkannt haben. Ob eine oder die andere Macht, wenn sie einzeln unterhandelt hätte, auf härtere Bedingungen gehalten haben würde, ist eine eitle Frage, mit der wir uns gar nicht befassen wollen. Eine einzelne Macht konnte Frank-

reich weder besiegen, noch Gesetze vorschreiben. Sobald aber ein Unternehmen durch vereinte Kräfte vollbracht werden muß, kann das Endresultat nicht nach der Willkühr oder dem Interesse eines einzelnen Theilhabers, auch nicht einer einzelnen mitwirkenden Nation, wie zahlreich und achtungswerth sie sein mag, ausfallen. Gesetzt also, es sei in den Pariser Verhandlungen nicht alles geschehen, was „den Wünschen und Erwartungen des deutschen Volkes" Genüge leisten konnte, so wäre das allein noch kein Grund zu bittern Vorwürfen gegen die, welche an der Spitze der Geschäfte standen. Es müßte nun erst noch gründlich untersucht werden, ob jene Wünsche und Erwartungen nicht etwa mit andern, durchaus nicht abzulehnenden Rücksichten unvereinbar waren, und ob die deutschen Höfe wohl gethan hätten, wenn sie gewisse Vortheile für Deutschland, unbedingt, um jeden Preis, selbst auf die Gefahr eines endlosen Krieges, einer abermaligen Revolution in Frankreich, oder einer Trennung von ihren eigenen Bundesgenossen hätten verfolgen wollen. Hiemit hängt die Frage von der praktischen Möglichkeit der Sache augenscheinlich zusammen. Ob diese Frage nun durch Autoritäten und Machtsprüche, ob sie durch das persönliche Gewicht des geistreichsten und beredtesten Schriftstellers, wenn er den Geschäften selbst gänzlich fremd war, ob sie anders als mit der vollständigsten Kenntniß aller Umstände, und des ganzen Zusammenhanges der Unterhandlung in allen ihren Haupt- und Nebenzweigen entschieden werden kann, das stellen wir dem Ausspruch aller kompetenten Richter, und selbst unsrer Gegner, insofern sie zu dieser

Klasse gehören, anheim. Wir schreiten jetzt aber zu einer andern, weit wichtigeren Frage; nämlich, ob denn das, was in Paris geleistet worden, in der That so tief unter aller gerechten Erwartung, so durchaus unbefriedigend und niederschlagend war, daß der deutschen Nation nichts übrig bleibt, als „in Hoffnung besserer Zeiten, und im Vertrauen auf Gott ihr abermaliges Unglück zu tragen?" Wenn wir das, was über die vorgebliche Unzulänglichkeit oder Gebrechlichkeit der letzten Pariser Verhandlungen im Rheinischen Merkur und in andern deutschen Blättern gesagt worden ist, zusammenfassen, so ergeben sich zwei Hauptbeschwerden, als Anfangs- und Endpunkte aller Kritik. Die eine, daß man nicht verschiedene, in frühern Zeiten mit Deutschland verbundene Provinzen, besonders Elsaß und Lothringen, von Frankreich getrennt, die andere, daß man abermals Deutschland ohne eine Verfassung gelassen habe. Hin und wieder liest man auch wohl noch die großen Zahlungen, die Frankreich aufgelegt worden, wären höchstens als „mäßige Zinsen" der uns früher abgenommenen Summen zu betrachten; doch scheint es, daß seit Bekanntmachung der Traktate über diesen Punkt milder geurtheilt wird. In der Anklage wegen Elsaß und Lothringen, (denen Andere noch einen viel beträchtlichern Landstrich beigefügt wissen wollten) wird den Ministern nicht blos Verblendung und Schwäche, sondern offenbar Pflichtvergessenheit zur Last gelegt; sie haben uns um unser heiligstes Recht gebracht. Jene Provinzen gehörten in frühern Jahrhunderten zu Deutschland; viele ihrer Einwohner sprechen heute noch deutsch; folglich ist es sonnen-

klar, daß wir sie diesmal wieder einziehen mußten. „Vernichtet ist — sagt der Rheinische Merkur — was seit der Revolution vom Raub des Auslandes gestiftet worden; alle Eroberungen wieder weggenommen; nur was unter den Lilien gesündigt worden, ist noch in keiner Weise abgeschlossen; was unter diesem Zeichen geraubt und gestohlen wurde, ist noch nicht zurückerstattet." Wer sollte glauben, daß ein Mann, wie der Herausgeber des Rheinischen Merkurs, solchen armseligen Argumenten seine Feder leihen, und dabei von den wechselnden Schicksalen der Staaten und Völker in Ausdrücken sprechen würde, womit man sonst nur die Thaten der gemeinsten Verbrecher zu bezeichnen pflegte? Wenn das, was durch die bündigsten Verträge aufgegeben, durch oft erneuerte Friedensschlüsse als unabänderlich abgetreten, bestätigt worden, über dessen Verlust sich Jahrhundert lange Verjährung hingewälzt hat, noch fortdauernd Unser Recht heißen soll, so giebt es in staatsrechtlichem Sinne überall keinen gültigen Erwerbstitel, keine Sicherheit des Besitzes mehr. Nach dieser Lehre ist heute kein großer noch kleiner Staat in Europa, der nicht einen Theil, oft die Hälfte, oft mehr als die Hälfte seiner Provinzen als halb verfallenes Gut betrachten, und jeden Augenblick erwarten müßte, daß einer der ehemaligen Besitzer dieser Provinzen ihm zumuthe, die „nie abgeschlossene" Rechnung zu berichtigen. Es war nicht möglich, den Anspruch an die vormals deutschen Besitzungen Frankreichs, wenn er einmal versucht werden sollte, auf eine schlechtere Grundlage zu stellen; und doch wurde dies Lieblingsargument der Zeit mit solcher Scho-

nung behandelt, daß, ob es gleich täglich in allen Gassen, und in hundert Zeitungsblättern und Flugschriften gepredigt ward, keine namhafte Stimme sich erhob, um die deutsche Rechtlichkeit darüber zu verständigen, wie es sich mit diesem eingebildeten Rechte des deutschen Volks verhielt. Inwiefern mit dem Ursprung und laut verkündigten Zweck des letzten Krieges ein Eroberungsrecht im strengeren Sinne sich vertrug, wollen wir hier nicht untersuchen. Es ist genug, daß, sobald Unterhandlungen eingeleitet waren, auch Abtretungen verlangt werden konnten, und ohne alle Berufung auf jenes, alle Rechtsbegriffe zerstörende unveräußerliche Recht, oder auf ein durch Eroberung begründetes, das mit mancherlei Einwürfen zu kämpfen gehabt hätte, stand der diplomatische Weg offen, um selbst die für Frankreich schmerzlichsten Opfer, als nothwendige Bedingungen eines gründlichen Definitivfriedens, als Entschädigung für die Vergangenheit, als Garantie für die Zukunft zu fordern. Wir wollen es auch nicht für durchaus unmöglich erklären, daß die französische Regierung in ihrer damaligen hülflosen Lage sich zuletzt nicht in noch härtere Bedingungen gefügt hätte, als die, in welche sie gewilligt hat. Weder der Geschicklichkeit des französischen Kabinets (die unter den obwaltenden Umständen von keiner Wirkung sein konnte), noch einer geheimen Vorliebe dieses oder jenes verbündeten Hofes für Frankreich, noch der Furcht vor einem Nationalaufstande, noch irgend einem andern verborgenen Motiv ist es zuzuschreiben, daß Elsaß und Lothringen bei Frankreich geblieben sind. Eben so wenig erklärt sich die Sache durch

Eifersucht der Alliirten unter einander. Nach gemeinen politischen Maximen hätten sie vielmehr sämmtlich darnach streben müssen, die Masse der Territorialabtretungen Frankreichs so sehr als möglich zu vergrößern, weil jeder wohl wußte, daß ihm auf den bekannten Wegen der Kompensationen, der Theilungen, der Austauschungen u. s. f., das Seinige zuletzt nicht entgehen konnte. Wenn dies nun alles nicht Stich hält, was bleibt am Ende übrig, um das Verfahren der unterhandelnden Höfe, ihre gemeinschaftliche Genügsamkeit begreiflich zu machen?*) — Sie müssen durch Gründe bestimmt worden sein. Diese Gründe sind nicht einmal Staatsgeheimnisse. Wenn auch einige derselben wohl erst später in ihrer ganzen Vollständigkeit möchten entwickelt werden können, so gehen doch andere, und gerade die stärksten so unmittelbar aus der Sache selbst, aus allgemein bekannten Verhältnissen und Begebenheiten hervor, daß man sie ohne alle Gefahr darstellen

*) In dem Artikel des Rheinischen Merkurs, auf welchen wir uns hier zunächst beziehen, wird von unsern frühern Aeußerungen über die Einstimmigkeit der Mächte in dieser Frage gesagt: „Deutschland sei urkundlich des Gegentheils versichert." Wenn das ist, so haben wir das Publikum aus Unwissenheit oder geflissentlich falsch berichtet. Ehe wir uns aber eines so schweren Vergehens schuldig bekennen, wollen wir die Bekanntmachung der Urkunden erwarten, welche die von uns behauptete Thatsache widerlegen. Es versteht sich von selbst, daß man uns nicht verfälschte und verstümmelte Auszüge aus Privatgutachten, die nie der Gegenstand einer ministeriellen Verhandlung geworden sind, als Urkunden wird aufdringen wollen.

darf. Die wichtigsten der Provinzen, die Frankreich entrissen werden sollten, hatten beim Ausbruch der Revolution seit mehr als hundert Jahren zu seinem Gebiet gehört. So sehr es auch zur Zeit Ludwigs XIV. Deutschland schmerzen, und mit Recht schmerzen mochte, sie verloren zu haben, so hatte doch der Besitz derselben das Gleichgewicht der Kräfte nicht in dem Grade gestört, daß es jenem unternehmenden Monarchen gelungen wäre, auch nur einen seiner Hauptplane durchzusetzen; die letzten fünfzehn Jahre seines Lebens waren vielmehr eine Reihe von Demüthigungen und Drangsalen für ihn. Seit dem Tode Ludwig XIV. hatte Frankreich, wenn auch gelegentlich Theilnehmer an Kriegen, von welchen Deutschland, die Niederlande oder Italien der Schauplatz wurden, die benachbarten Staaten nie wesentlich bedroht, neue Eroberungen kaum versucht, viel weniger ausgeführt, und in den größten Verhandlungen der Zeit eine unentscheidende, oft untergeordnete Rolle gespielt. Während des nämlichen Zeitraums hatten alle übrigen europäischen Hauptmächte ihre Besitzungen, ihren Militairstand, ihren politischen Einfluß in solchen Verhältnissen gesteigert, daß Frankreich schon dadurch auf der Wagschale relativer Macht merklich leichter werden mußte. Am Schlusse der Regierung Ludwigs XV. war dieser Staat so ohnmächtig, daß er den kühnsten Unternehmungen anderer Höfe kaum noch mit einer Protestation zu begegnen wußte. Damals und während der fünfzehn ersten Regierungsjahre Ludwigs XVI. würde man den einen Träumer genannt haben, der in der alten, so lange bestehenden Vereinigung gewisser, sonst

deutschen Länder auf dem linken Rheinufer mit Frankreich, eine für die Ruhe und Sicherheit von Deutschland und Europa furchtbare Konstellation zu sehen geglaubt hätte. Wäre sie an und für sich so gefahrvoll gewesen, als sie in den letzten Zeiten geschildert worden ist, wie hätte sie ein Jahrhundert lang unschädlich, ungefürchtet, ja unbeachtet bleiben können? Als der gewaltige Strom der französischen Revolution, und später die verheerenden Fluthen der aus ihr entsprungenen eroberungssüchtigen Militairherrschaft, sich über alle benachbarte Länder ergossen, konnten höchstens in den ersten Perioden dieser großen Erschütterung die Fortschritte der französischen Waffen durch eine mehr oder weniger vorwärts liegende Gränze einigermaßen erleichtert oder erschwert werden. Wer aber, der in der Geschichte dieser Zeit nur mit halb offenen Augen gelesen hat, wird jetzt noch glauben, das Geschehene wäre abgewendet worden, wenn Frankreich einige bequeme Angriffspunkte weniger besessen hätte? Eine Macht, die weder der Rhein, noch die Elbe, noch die Weichsel, noch die Alpen, noch die Pyrenäen in ihrem ungestümen Vordringen aufhalten konnten, hätte sich gleich Anfangs an den schwachen Schranken einiger Gränzplätze gebrochen? Die wahren Ursachen des Unheils, sowohl die, welche den Angreifenden ihre unnatürlichen Kräfte verliehen, als die, welche auf allen Punkten den Widerstand hemmten, sind heute so vollkommen bekannt, daß es überflüssig wäre, dabei zu verweilen. Wir wissen alle, daß es weder die eigenthümliche und bleibende Stärke Frankreichs, noch die nothwendige Schwäche der andern Staaten, sondern ein

beispielloser Zusammenfluß politischer und militairischer Vortheile von einer, politischer und militairischer Fehler von der andern Seite war, was so tiefes Verderben über Europa brachte.

Nachdem durch die Anstrengungen des großen europäischen Bundes das kolossale Gebäude gestürzt war, erkannten die Führer, daß, um die Wurzel des Uebels auszurotten, Frankreich in seine alten Gränzen verwiesen, vor allem aber neuen Erschütterungen und Revolutionen in diesem Lande wirksam vorgebeugt werden mußte. Das Letzte glaubten die verbündeten Höfe durch die Wiedereinsetzung des Hauses Bourbon am sichersten erreichen zu können; und obgleich über die Form und die Bedingungen der Ausführung dieser Maßregel die Meinungen unter den Verständigen getheilt waren, und es jetzt noch sind, so fand doch die Maßregel selbst allenthalben lauten und einstimmigen Beifall. Auf diesen beiden Grundlagen ward der Friede von 1814 geschlossen, an welchem allerlei geringfügige Nebensachen mit unverdienter Bitterkeit getadelt worden sind, während der einzige Vorwurf, der ihn vielleicht treffen konnte, kaum je zur Sprache gekommen ist. Die Rückkehr Napoleons, obgleich nichts als eine vorübergehende blutige Erscheinung, die ein einziger entscheidender Tag vernichtete, hatte doch den Stand der Dinge in Frankreich wesentlich geändert. Von einer Seite hatte sie diesem unglücklichen Lande in wenig Monaten viel tiefere Wunden geschlagen, als es unter dreijährigen Niederlagen davon trug; und gewiß ist, daß die Nothwendigkeit, Frankreich durch eine bedeutende Gebietsverminderung unschädlich zu

machen, in keinem Zeitpunkte weniger einleuchtete, als nach jener Katastrophe. Von der andern Seite hatte die zweite, dem Range nach die erste Hauptbedingung eines dauerhaften Friedens, die Wiederherstellung und Aufrechthaltung einer festen Ordnung der Dinge im Innern des Landes*) jetzt ungleich größere Schwierigkeiten, als im Jahr 1814. Die königliche Macht hatte den größten Theil ihres damaligen Ansehens und ihrer damaligen Volksgunst verloren. Die öffentliche Meinung schrieb dem Hofe (mit Recht oder mit Unrecht, ist hier nicht der Ort zu prüfen) die Hauptschuld der unseligen Unternehmung Napoleons, und aller daraus entsprungenen Widerwärtigkeiten zu. Der König und seine Rathgeber wurden für jedes harte Opfer, das Frankreich zugemuthet werden mußte, verantwortlich gemacht. Eine Menge der königlichen Parthei ungünstige Umstände waren, während der letzten Krisis ans Licht, eine Menge bedenklicher Fragen zur Erörterung gekommen, welche Unruhe und Gährung in alle Gemüther warfen. Wer Frankreich in diesem Zeitraum gesehen, und dessen wahre Lage gekannt hat, der weiß, wie schwierig es war, unter solchen Umständen den Thron zu befestigen. Und dennoch hielten die verbündeten Höfe dies schlechterdings

*) Dies allein verstanden wir unter der politischen Wiedergeburt Frankreichs, worüber im Rheinischen Merkur eben so unpassend als bitter gespottet wird. Nicht aus falscher Zärtlichkeit für Frankreich (einem Motiv, welches den Mächten nur aus reinem Muthwillen angedichtet werden kann), sondern aus wohlverstandener Selbstliebe, aus Sorge für das gemeine Wohl von Europa mußten wir alle an dieser Wiedergeburt arbeiten.

für das größte und dringenste Geschäft. Wenn sie hierin irrten, so irrten sie wenigstens mit vollem Bewußtsein, mit Selbstständigkeit nnd Konsequenz; daß sie irrten, müßte durch Thatsachen und Argumente, nicht durch Kraftworte und Epigramme bewiesen werden. Mit dieser ihrer vornehmsten Aufgabe aber stand die Frage von Territorialabtretungen Frankreichs zur beliebigen Vergrößerung Deutschlands nicht nur in keiner Gemeinschaft, sondern in unverkennbarem Widerspruche. Die schwersten Geldopfer werden verschmerzt; die empfindlichsten Demüthigungen vergessen; über den Verlust einzelner Gränzbezirke und Gränzfestungen ließen sich noch Beruhigungsgründe finden; nie aber wäre dem Hause Bourbon die Losreißung beträchtlicher Provinzen von fcanzösischen Gebiet verziehen worden. Es hätte sich zwischen der regierenden Familie und der Nation ein unheilbarer Bruch ergeben; und dem Könige und seinen Nachfolgern wäre nur die Wahl geblieben, sich durch gewaltsame und gefahrvolle Mittel zu behaupten, oder auf Kosten der freundschaftlichen Verhältnisse mit den Nachbarn um die Volksgunst zu werben, und im ersten günstig scheinenden Augenblick nach Wiedererlangung des Verlornen zu trachten. Von dieser Wahrheit waren diejenigen nicht am wenigsten überzeugt, die am heftigsten darauf drangen, daß die vortheilhafte Gelegenheit (als wenn diese allein die Stelle aller rechtlichen und politischen Gründe vertreten könnte!) nicht unbenutzt bleiben, und alles Land zurückgefordert werden müßte, das jemals deutsche Stämme bewohnt hatten. Gerade diese sprachen von einem abermaligen Kriege, von einem dritten und

letzten Kriege, wie von einem ganz natürlichen Ereigniß, ungefähr wie von der Rückkehr des Sommers nach dem Winter; belebt von der Hoffnung, daß es dann vielleicht gelingen möchte, „ein Volk, das für Deutschland besser nicht geboren wäre," ganz zu vertilgen, oder wenigstens dessen Land unter die Nachbarn zu vertheilen. So aber dachten und rechneten die verbündeten Höfe nicht. Sie strebten nach einem dauerhaften Frieden. Nur was diesen verbürgen konnte, war ihnen willkommen, was ihn untergraben, was ihn früher oder später zerreißen mußte, die Hauptklippe, der sie ausweichen wollten. Sie waren nicht gekommen, um Frankreich zu zerstückeln oder aufzureiben, sondern, um es mit Europa gründlich zu versöhnen. Jenes war einfach und leicht, und hätte wahrlich weder großer Kunst noch außerordentlichen Muthes bedurft; dieses konnte nur ein Werk der Mäßigung, der Selbstbeherrschung, der Verzichtleistung auf scheinbaren Gewinn, eines reifen und durchdachten Entschlusses sein. Nichtsdestoweniger wäre es unbillig, zu verlangen, daß über diese wichtige Frage überall nur Eine Meinung herrschen, daß das ganze deutsche oder europäische Publikum den Grundsätzen, nach welchen in Paris verfahren worden, ohne Prüfung, ohne Einwendung, blind und unbedingt huldigen sollte. Die Ironie, mit welcher im Rheinischen Merkur gesagt wird, „die Minister hätten ja nur die Stimmen, die im Namen Aller gesprochen, zum Stillschweigen bringen dürfen, um des Beifalls Aller gewiß zu sein," schlägt sich selbst zu Boden; daß sie den zügellosesten Deklamationen freien Lauf gelassen, beweiset eben,

wie wenig sie sie gefürchtet. Kein aufgeklärter Staatsmann wird sich dem Wahne hingeben, daß vor seinen Beschlüssen alle Kritik verstummen müsse. Noch weit weniger wäre es uns zu verzeihen gewesen, wenn wir die in öffentlichen Blättern ausgesprochenen Urtheile deshalb voreilig und anmaßend genannt hätten, weil sie den Resultaten der Unterhandlung nicht günstig waren. Wenn sich aber, anstatt ruhiger Erörterungen, bescheidener, sei es auch strenger, Kritik, motivirten Tadels (die freilich vor dem Abschluß nicht Statt finden konnten), nichts als Unmuth, Bitterkeit, Hohn, und die feindseligsten Auslegungen vernehmen lassen, wenn von Gründen und Gegengründen gar nicht die Rede ist, wenn man kaum voraussetzen oder zugeben will, daß die handelnden Personen sich überhaupt nach Gründen bestimmt hätten, sondern ihr ganzes Werk als reines Erzeugniß der Gedankenlosigkeit, des Leichtsinns, der Gleichgültigkeit gegen Nationalehre und Nationalwohl, der äußersten Schwäche, Verblendung oder Feigheit verwirft, — soll es auch dann noch nicht erlaubt sein, über Anmaßung zu klagen? — Die Vernachlässigung der wichtigsten Angelegenheiten Deutschlands ist ein anderer Haupttext zu heftigen Beschwerden, deren Gewicht, wenn sie irgend gegründet wären, ausschließend auf die Minister der deutschen Höfe fallen mußte. Als Tadel der Konferenzen zu Paris ist es kaum der Mühe werth, sie zu beantworten; denn, wer hätte erwartet, daß man sich in diesen Konferenzen mit deutschen Konstitutionsproblemen beschäftigen sollte? Da dieser Gegenstand aber der große Vereinigungspunkt aller Mißver-

gnügten ist, da er besonders im Rheinischen Merkur allen andern Klagen zum Grundton und zur fortlaufenden Begleitung dient, und da er selbst in dem gegen uns gerichteten Aufsatz die erste Rolle spielt, so können wir, ohne in die Frage von der politischen Einheit Deutschlands weiter einzugehen, als schlechterdings nothwendig ist, wenigstens die Art, wie sie hier mit den letzten Friedensunterhandlungen verflochten wird, nicht unbemerkt und ungerügt lassen. Die Stelle, welche hierüber die härtesten Aeußerungen enthält, ist wörtlich folgende: „Diese zarte, feinsinnige Politik, die neben der Wiedergeburt Afrika's so emsig für die des benachbarten Volkes sorgt, das für Deutschland besser nicht geboren wäre, hat aber gar nicht nachgefragt, ob denn die Wiedergeburt des eignen Vaterlandes möglich sei, nachdem Rußland in Polen, und England in Hannover und Belgien den scharfen Keil hineingetrieben, und hat vielmehr, nachdem sie nothdürftig uns eine Anarchie statt einer Verfassung bereitet und übergeworfen hat, sich ohne umzusehen davon gemacht.“ Was unter der Wiedergeburt Frankreichs zu verstehen sei, glauben wir hinreichend erklärt zu haben. Mit dieser findet sich hier die Wiedergeburt Deutschlands auf eine und dieselbe Linie gestellt; so daß es den Schein gewinnt, als sei Deutschland ungefähr in eben dem Zustande der Zerrüttung und Anarchie, aus welcher die verbündeten Mächte Frankreich rissen. Die einzelnen deutschen Staaten können damit unmöglich gemeint sein; denn, was auch von ihren Gebrechen zu sagen sein mag, der innere Friede, und die gesetzliche Ordnung sind

bis jetzt, Gottlob, in keinem gestört. Folglich kann sich die Parallele nur auf Deutschland als ein Ganzes beziehen; sie hat nur Einen Sinn, insofern sie die Abwesenheit einer deutschen Föderativverfassung andeuten soll, und nicht einmal einer Föderativverfassung überhaupt — denn der Grund dazu ist in der Bundesakte gelegt — sondern nur einer solchen, die allen Forderungen kleiner und großer Schriftsteller gerecht werden, und allen wahren und eingebildeten Bedürfnissen Genüge leisten könnte. Anarchie heißt also im Sprachgebrauch des Rheinischen Merkurs der Zustand, in welchem Deutschland dieser idealischen Verfassung beraubt ist; und Wiedergeburt des eignen Vaterlandes der wundervolle Akt, der eine solche aus tausend ungleichartigen Elementen, und eben so viel mit einander streitenden Theorien plötzlich hervorspringen hieße. Es ist grammatisch und logisch unmöglich, mit jenen Ausdrücken einen andern Sinn zu verbinden. Nun aber schreiten wir zu einer Gewissensfrage: hat ein politischer Schriftsteller das Recht — wir meinen nicht das äußere Recht, welches wir in keinem Fall beschränkt wissen wollen, sondern — das innere, die moralische Befugniß, durch willkürliche Verwechslung und Vermischung der Worte und Begriffe eine grundfalsche Ansicht der Dinge zu verbreiten, aus welcher nichts als Unzufriedenheit mit der Gegenwart, überspannte Forderungen an die Zukunft, Herabwürdigung und Geringschätzung dessen, was für das öffentliche Wohl unternommen, und wirklich geleistet worden, und eine feindselige Stimmung gegen alles, was uns umgiebt, hervorgehen kann? Oder ist es etwas

anders, als gewaltsame Sprach- und Ideenvermischung, wenn man Worte, wie Zerrüttung, Anarchie, Wiedergeburt, nachdem man sie von einem Staate, der sich so eben in einer wahren politischen Auflösung befand, gebraucht hat, in demselben Redesatze auf Deutschland anwendet, blos weil es diesem noch an einem Föderativsysteme mangelt, das alle deutschen Staatskünstler befriedigte? Wenn man in einem Tone, als wäre die deutsche Nation in den Unterhandlungen zu Paris aufs Gröbste gemißhandelt worden, von ihr rühmt, „sie werde im Vertrauen auf Gott ihr abermaliges Unglück ertragen?" Ist Deutschland in einem Zustande der Anarchie, weil die Masse von selbstständigen und geschlossenen Staaten, die Deutschland genannt wird, kein gemeinschaftliches Oberhaupt, oder keine gemeinschaftliche Gesetzgebung oder Gerichtsverwaltung hat, so kann man mit gleichem Rechte sagen, daß auch Europa sich in der Anarchie befindet, so lange es ein bloßes Aggregat unabhängiger Staaten, ohne ein oberstes Tribunal und eine oberste vollziehende Gewalt darbietet. Oft genug hat man sich in müßigen Spekulationen damit beschäftigt, wie eine europäische Bundesverfassung zu stiften wäre; die Natur der Dinge, gewaltiger als alle eitlen Versuche politischer Goldmacherei, hat sich dagegen aufgelehnt. Ob sie eine deutsche Bundeseinheit im Sinne des Rheinischen Merkurs eher aufkommen lassen sollte, als jene europäische, mag die Zukunft lehren. Höchst auffallend ist es ferner, behaupten zu hören, daß die Aufgabe schwieriger geworden sein soll, seitdem „Rußland in Polen, und England in Hannover und Belgien den scharfen Keil

hineingetrieben" hätten! Wie viel ließe sich über diese Zusammenstellung sagen: Hannover und Belgien, jenes ein uralter deutscher Staat und eine Zierde des deutschen Namens, dieses, eine für Deutschland weit mehr noch als für England errichtete Vormauer gegen Frankreich, sollten unsere Lage so verschlimmert haben, daß es deshalb zweifelhaft geworden wäre, ob eine deutsche Bundesverfassung bestehen kann? Doch, wozu länger bei solchen räthselhaften Aeußerungen verweilen? Es ist faktisch gewiß, daß weder die Vergrößerung Rußlands in Polen, noch die unbedeutende Erweiterung des Königreichs Hannover, noch die Errichtung des Königreichs der Niederlande, auf die Regulirung der innern politischen Angelegenheiten Deutschlands Einfluß gehabt, und daß Rußland so wenig als England, der Stiftung eines deutschen Föderativsystems je irgend ein Hinderniß in den Weg gelegt hat. Dieser einzige streng historische Umstand giebt den Maßstab zur Beurtheilung einer großen Menge unnützer Deklamationen, womit das deutsche Publikum seit Jahr und Tag beunruhigt worden ist. Wer, der die Geschichte der politischen Unterhandlungen der letzten Zeit nur aus dem Rheinischen Merkur gelernt hätte, müßte nicht glauben, in allen diesen Verhandlungen sei das gutmüthige, arglose, verlassene deutsche Volk immer wechselsweise Franzosen, Engländern und Russen zum Spiel und Spott überliefert worden. Was bleibt aber von dergleichen Schilderungen, wenn man sie mit dem wahren Verlauf der Sachen vergleicht? Nicht blos die Hauptumrisse, und die hervortretenden Figuren des Gemäldes,

Nachtrag zu Seite 115 und 116.

Am Schlusse des Artikels: „Ueber die Preßfreiheit in England“ setzte Gentz in den Wiener Jahrbüchern folgende Note bei:

„Die Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Preßfreiheit in Frankreich bleibt für das nächste Heft ausgesetzt, in welchem wir mit einigen Bemerkungen über das Censursystem diesen Aufsatz zu beschließen gedenken. — Wir werden dabei auch auf die uns so eben zugekommene Schrift des Hrn. Professor Krug: „Entwurf zur deutschen, und Darstellung der englischen Gesetzgebung über die Preßfreiheit“, Rücksicht nehmen. Wir legen zwar auf die französische Broschüre über die englische Preßgesetzgebung, von welcher Hr. Krug hier eine Uebersetzung liefert, keinen sonderlichen Werth, einen desto größern aber auf seine eignen Vorschläge, deren Erörterung wir uns bestimmt vorbehalten.“

Dem Anhang über die Briefe von Junius gab er in den Jahrbüchern eine Entschuldigungsnote zum Geleit, die hier auch ihre Stelle finden kann:

„Dieser Aufsatz ist weitläufiger geworden, als wir ursprünglich beabsichteten. Wir schmeicheln uns jedoch, daß er, wo nicht aus andern Gründen, doch als Beitrag zur Geschichte der politischen Literatur für viele unserer Leser Interesse haben wird.“









